

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

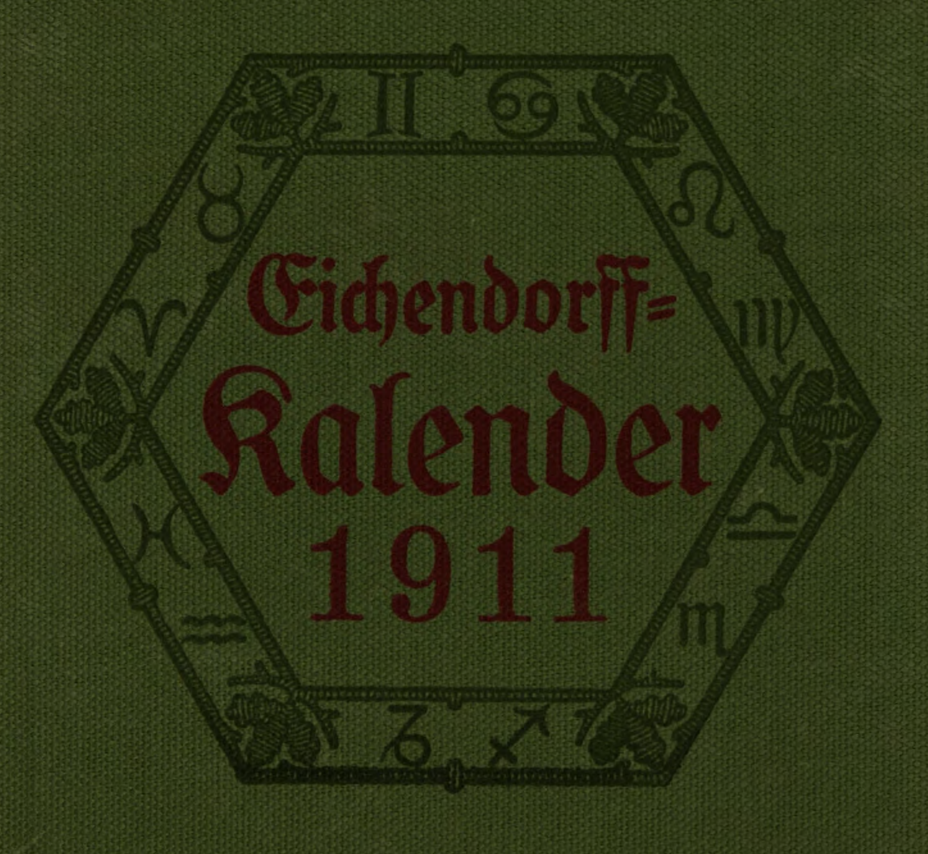
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

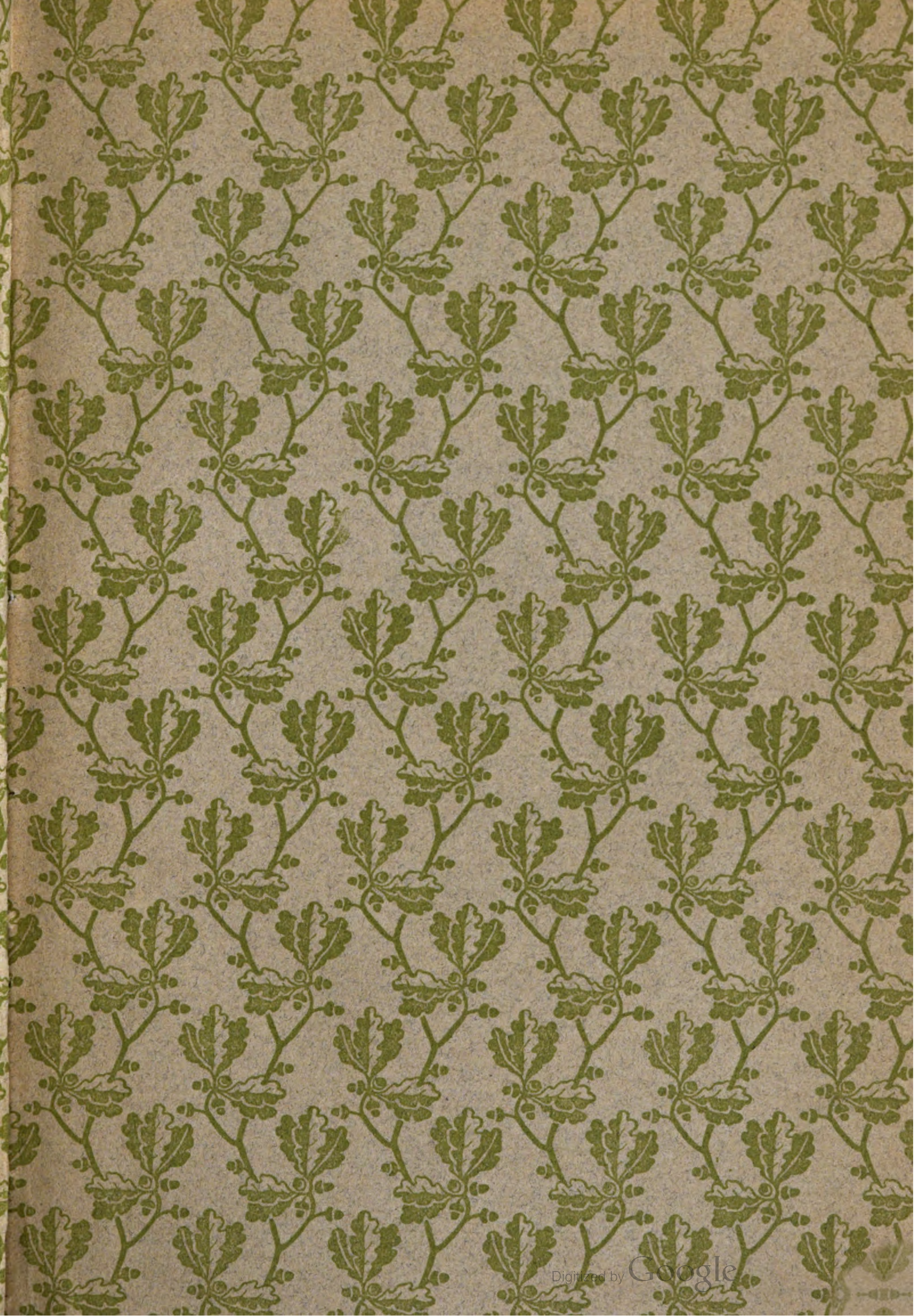
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Jose[illegible] [illegible]tmann
Base[illegible]



Evaluated by
Coll. Pres.
CIC 2
AUG 16 1993

Digitized by Google

Eichendorff-Kalender

für das Jahr

1911.

Ein romantisches Jahrbuch.

Herausgegeben von Wilhelm Kosch.

Zweiter Jahrgang.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Digitized by Google

Digitized by Google

1185857

PT
1856
.Z5
E5
1911

Vorrede.

Zum zweitenmal tritt der Eichendorff-Kalender vor das deutsche Publikum. Der Beifall, der ihm allenthalben zuteil wurde, ermutigte zu diesem neuen, wesentlich erweiterten und verstärkten Jahrgang. Aus dem Eichendorff-Kalender soll sich allmählich ein Romantisches Jahrbuch entwickeln. Daher wurden diesmal, einer Anregung J. V. Widmanns zufolge, die Eichendorff-Gedenktage fallen gelassen. Auf die Beigabe schon bekannter Eichendorff-Gedichte wird gleichfalls verzichtet.

Wie das Grillparzer Jahrbuch nicht bloß dem größten österreichischen Dichter gewidmet ist, sondern auch andere literarische Erscheinungen und Verhältnisse der Donaulande berücksichtigt, so will auch der Eichendorff-Kalender keinem einseitigen, auf die Dauer ermüdenden und sich erschöpfenden Kultus dienen. Eichendorff, der nach Storms Ansicht größte deutsche Lyriker überhaupt, bietet reichlich Gelegenheit Umschau zu halten. Seine Beziehungen zu Heinse, Görres, Arnim, Brentano, Grillparzer, Kleist, Zschokke, Mörike, um nur einige Namen zu nennen, vor allem aber Shakespeares, Calderons, Cervantes' Einfluß auf ihn, sind noch nicht untersucht worden. Eichendorffs Nachwirkung am Ende des 19. Jahrhunderts z. B. auf Schönaich-Carolath, Storm, Liliencron erforderte gleichfalls eindringende Beachtung.

Digitized by Google

So ergeben sich noch zahlreiche Probleme, deren Lösung in Aufsätzen unser Jahrbuch gern Aufnahme gewähren wird.

Ein universeller Dichter wie Eichendorff ermöglicht auch andere Poeten gesondert zu würdigen. Seit mehr als zwei Menschenaltern steht ja ein jeder irgendwie in seinem Banne. Ein Beispiel dafür bietet Richard Schaukal, mit dem sich ein Aufsatz in diesem Jahrgang eigens beschäftigt.

Mit Ausnahme von zwei bereits früher gedruckten Beiträgen (Paul Kellers und Rudolf Holzers) sind alle Abhandlungen und Dichtungen Originale. Besondere Aufmerksamkeit verdient das reizende Märchen von der blauen Blume mit dem Widmungsgedicht an Eichendorff. Der Verfasser, ein Urenkel des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, Hans Freiherr von Hammerstein, tritt hier mit seinem Namen zum erstenmal an die Öffentlichkeit.

Die andern Mitarbeiter sind den Eichendorff-Verehrern bekannt. Der unserem Dichter wesensverwandte Deutschböhme J. J. Horschik hat zum Ausklang dieses Jahrgangs stimmungsvolle Verse beigesteuert.

Die höchst seltene Abbildung der Marienburg, worüber Walther Ziesemers Aufsatz näheres berichtet, sowie die übrigen, bisher noch nirgends veröffentlichten bildlichen Beilagen dürften gleichfalls willkommen sein.

Beiträge für den dritten Jahrgang (Redaktionsschluß Neujahr 1911) übernimmt der Herausgeber Professor Dr. Wilhelm Kosch in Freiburg (Schweiz).

Digitized by Google

Januar (Wintermonat) hat 31 Tage

1911	Katholischer Januar	Protestantischer Januar	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 S.	Neujahr	Neujahr	8 6	4 29	9 9	4 52	♑
2 M.	Makarius	Abel, Seth	8 6	4 30	9 48	5 59	♒
3 D.	Genoveva	Genoveva	8 6	4 31	10 20	7 10	♒
4 M.	Titus	Isabella	8 6	4 32	10 46	8 24	♓
5 D.	Telesphor.	Simeon	8 6	4 33	11 08	9 38	♓
6 F.	Hl. 3 König	Ersch. Chr.	8 6	4 34	11 25	10 52	♓
7 S.	Valentin	Raimund	8 6	4 35	11 43	nachts	♈
8 S.	1. n. Ep. E.	1. n. Ep. E.	8 5	4 36	12 1	12 8	♉
9 M.	Marcellin.	Martialis	8 5	4 37	12 21	1 26	♉
10 D.	Agatho	Paulus E.	8 5	4 39	12 43	2 47	♉
11 M.	Hyginus	Mathilde	8 4	4 40	1 13	4 10	♊
12 D.	Ernestus	Reinhold	8 4	4 41	1 53	5 36	♊
13 F.	Veronika	Hilarius	8 3	4 42	2 48	6 56	♋
14 S.	Felix	Felix	8 3	4 43	3 56	8	♋
15 S.	2. n. Ep. M.	2. n. Ep. M.	8 2	4 45	5 14	8 50	♌
16 M.	Marcellus	Marcellus	8 2	4 47	6 36	9 28	♌
17 D.	Anton E.	Anton E.	8 1	4 48	7 57	9 55	♍
18 M.	Pet. Stuhlf.	Priska	8 —	4 49	9 12	10 16	♍
19 D.	Kanut	Ferdinand	7 59	4 51	10 24	10 35	♍
20 F.	Fab. u. S.	Fab. u. S.	7 58	4 53	11 33	10 49	♎
21 S.	Agnes	Agnes	7 57	4 54	nachts	11 6	♎
22 S.	3. n. Ep. V.	3. n. Ep. V.	7 56	4 55	12 41	11 22	♏
23 M.	Mar. Verm.	Emerentia	7 55	4 57	1 50	11 40	♐
24 D.	Timotheus	Timotheus	7 54	4 59	2 57	12 1	♏
25 M.	Pauli Bek.	Pauli Bek.	7 53	5 —	4 4	12 29	♐
26 D.	Polykarp.	Polykarp.	7 52	5 1	5 10	1 3	♐
27 F.	Joh. Chr.	Joh. Chr.	7 51	5 3	6 11	1 46	♑
28 S.	Karl d. Gr.	Karolina	7 50	5 5	7 4	2 42	♑
29 S.	4. n. Ep. F.	4. n. Ep. V.	7 49	5 6	7 48	3 47	♒
30 M.	Martina	Adelgunde	7 48	5 8	8 23	4 58	♒
31 D.	Petrus Nol.	Virgilius	7 47	5 9	8 50	6 12	♒

Digitized by Google

Februar (Hornung) hat 28 Tage

1911	Katholischer Februar	Protestantischer Februar	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Untg.	Mond-Aufg.	Mond-Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 M.	Ignatius	Brigitta	7 45	5 10	9 13	7 28	♓
2 D.	Mariä L.	Mariä R.	7 44	5 13	9 31	8 44	♓
3 F.	Blasius	Blasius	7 42	5 14	9 50	9 59	♈
4 S.	Andreas	Veronika	7 41	5 16	10 6	11 15	♈
5 S.	5. n. Ep. A.	5. n. Ep. A.	7 39	5 17	10 25	nachts	♉
6 M.	Dorothea	Dorothea	7 38	5 19	10 47	12 35	♉
7 D.	Romuald	Richard	7 37	5 20	11 13	1 56	♉
8 M.	Joh. v. M.	Salomon	7 35	5 22	11 47	3 20	♊
9 D.	Apollonia	Apollonia	7 34	5 24	12 35	4 38	♊
10 F.	Scholastika	Scholastika	7 32	5 25	1 35	5 47	♋
11 S.	Euphrosine	Euphrosine	7 30	5 27	2 48	6 41	♋
12 S.	Sept. Eul.	Sept. Eul.	7 29	5 29	4 3	7 23	♌
13 M.	Kath. v. R.	Jordan	7 27	5 30	5 30	7 53	♌
14 D.	Valentin	Valentin	7 26	5 32	6 48	8 17	♍
15 M.	Faustinus	Faustus	7 24	5 34	8 3	8 36	♍
16 D.	Juliana	Juliana	7 22	5 35	9 15	8 54	♎
17 F.	Donatus	Konstantia	7 20	5 37	10 24	9 10	♎
18 S.	Simon	Konkordia	7 19	5 38	11 33	9 25	♎
19 S.	Sexag. K.	Sexag. K.	7 17	5 40	nachts	9 43	♏
20 M.	Eucherius	Eucherius	7 15	5 41	12 42	10 3	♏
21 D.	Eleonore	Eleonora	7 13	5 43	1 51	10 28	♐
22 M.	Petri Sthlf.	Petri Sthlf.	7 12	5 45	2 57	10 59	♐
23 D.	Milburgis	Reinhard	7 10	5 46	4 —	11 38	♐
24 F.	Matthias	Matthias	7 8	5 48	4 58	12 28	♑
25 S.	Walburga	Viktoria	7 7	5 49	5 44	1 30	♑
26 S.	Quing. M.	Quing. N.	7 6	5 50	6 21	2 39	♒
27 M.	Leander	Leander	7 4	5 51	6 52	3 54	♒
28 D.	Fastnacht	Fastnacht	7 2	5 53	7 16	5 10	♓

Digitized by Google

März (Frühlingsmonat) hat 31 Tage

1911	Katholischer März	Protestantischer März	Sonnen- Aufg.	Untg.	Mond- Aufg.	Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M	3.
1 M.	Ascherm.	Ascherm.	6 59	5 56	7 36	6 27	
2 D.	Simplizius	Luise	6 57	5 57	7 54	7 45	
3 F.	Kunigunde	Kunigunde	6 55	5 58	8 12	9 4	
4 S.	Adrian	Adrian	6 53	6 —	8 31	10 23	
5 S.	Inv. Friedr.	Friedrich	6 51	6 2	8 51	12 45	
6 M.	Fridolin	Fridolin	6 49	6 3	9 16	nachts	
7 D.	Thomas	Felizitas	6 47	6 5	9 48	1 8	
8 M.	Joh. v. G.	Philemon	6 45	6 6	10 29	2 28	
9 D.	Franziska	40 Ritter	6 43	6 8	11 24	3 40	
10 F.	† 40 Mart.	Alexander	6 41	6 9	12 32	4 37	
11 S.	† Rosina	Rosina	6 39	6 11	1 49	5 22	
12 S.	Rem. Gr.	Gregorius	6 37	6 12	3 9	5 55	
13 M.	Ernest	Ernst	6 35	6 14	4 27	6 20	
14 D.	Mathilde	Zacharius	6 33	6 15	5 43	6 40	
15 M.	Longinus	Christoph.	6 31	6 17	6 56	6 58	
16 D.	Heribert	Henriette	6 29	6 18	8 6	7 13	
17 F.	Gertrud	Gertraud	6 27	6 20	9 16	7 29	
18 S.	Gabriel	Anselm	6 25	6 21	10 26	7 46	
19 S.	Oculi Jos.	Joseph	6 23	6 22	11 36	8 4	
20 M.	Nizetas	Hubert	6 21	6 24	nachts	8 27	
21 D.	Benedikt	Benedikt	6 19	6 25	12 44	8 55	
22 M.	Katharina	Kasimir	6 16	6 27	1 49	9 31	
23 D.	Viktorinus	Eberhard	6 14	6 28	2 48	10 16	
24 F.	Simeon	Gabriel	6 12	6 30	3 38	11 13	
25 S.	Mariä V.	Mariä V.	6 10	6 31	4 19	12 19	
26 S.	Lät. Kast.	Emanuel	6 8	6 32	4 53	1 30	
27 M.	Rupert	Rupert	6 6	6 34	5 18	2 46	
28 D.	Guntram	Malchus	6 4	6 35	5 40	4 4	
29 M.	Ludolf	Eustasius	6 2	6 37	5 59	5 21	
30 D.	Quirinus	Guido	6 —	6 38	6 16	6 41	
31 F.	Balbina	Traugott	5 58	6 40	6 33	8 2	

Digitized by Google

April (Keimmonat) hat 30 Tage

1911	Katholischer April	Protestantischer April	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 S.	Hugo	Theodora	5 56	6 41	6 54	9 27	♉
2 S.	Jud. F.v.P.	Jud. Theo.	5 54	6 43	7 17	10 56	♉
3 M.	Richard	Rosamund.	5 52	6 44	7 47	nachts	♊
4 D.	Isidor	Ambrosius	5 50	6 46	8 26	12 17	♊
5 M.	Vinzenz F.	Maximus	5 48	6 47	9 13	1 33	♋
6 D.	Sixtus	Irenäus	5 46	6 48	10 23	2 35	♋
7 F.	Eberhard	Egesipus	5 44	6 50	11 37	3 23	♌
8 S.	Dionysius	Albrecht	5 42	6 51	12 55	3 59	♌
9 S.	Palms. Kl.	Palms. D.	5 40	6 53	2 14	4 26	♍
10 M.	Ezechiel	Daniel	5 38	6 54	3 28	4 47	♍
11 D.	Leo I.	Julie	5 36	6 55	4 40	5 4	♍
12 M.	Zeno	Eustorgius	5 34	6 57	5 52	5 21	♎
13 D.	† Gründ.	Gründst.	5 32	6 58	7 3	5 30	♎
14 F.	† Karfr.	Karfreitag	5 30	7 —	8 10	5 51	♏
15 S.	† Kars.	Olympiad.	5 28	7 1	9 19	6 9	♏
16 S.	Osterfest	Osterfest	5 26	7 3	10 30	6 29	♏
17 M.	Osterm. R.	Osterm. R.	5 24	7 4	11 37	6 54	♐
18 D.	Eleutherus	Valerian	5 22	7 5	nachts	7 27	♐
19 M.	Emma	Hermogen.	5 20	7 7	12 39	8 9	♑
20 D.	Sulpitius	Sulpitius	5 19	7 8	1 33	9 —	♑
21 F.	Lothar	Adolar	5 17	7 10	2 17	10 2	♑
22 S.	Soter	Soter	5 15	7 11	2 52	11 9	♒
23 S.	Quasim. A.	Quasim. A.	5 13	7 13	3 20	12 23	♒
24 M.	Georg	Georg	5 11	7 14	3 43	1 38	♓
25 D.	Markus	Markus	5 9	7 16	4 1	2 54	♓
26 M.	Kletus	Kletus	5 8	7 17	4 20	4 13	♈
27 D.	Petr. Can.	Petr. Can.	5 6	7 18	4 37	5 32	♈
28 F.	Vitalis	Vitalis	5 4	7 20	4 56	6 57	♉
29 S.	Petrus	Sibylla	5 2	7 21	5 18	8 21	♉
30 S.	Mis. K.v.S.	Mis. Eutr.	5 1	7 23	5 44	9 53	♊

Digitized by Google

Mai (Wonnemonat) hat 31 Tage

1911	Katholischer Mai	Protestantischer Mai	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
			u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Z.
1 M.	Phil. u. J.	Phil. u. J.	4 59	7 24	6 21	11 17	♊
2 D.	Athanasius	Sigmund	4 57	7 25	7 8	nachts	♋
3 M.	Kreuzauff.	Kreuzauff.	4 56	7 26	8 10	12 28	♋
4 D.	Flor. u. M.	Flor. u. M.	4 54	7 28	9 24	1 22	♌
5 F.	Pius V.	Gotthard	4 53	7 30	10 42	2 3	♌
6 S.	Joh. v. L.	Dietrich	4 51	7 31	12 3	2 31	♍
7 S.	Jubil. St.	Jubil. G.	4 49	7 32	1 18	2 53	♍
8 M.	Mich. Ersch.	Stanisl.	4 48	7 34	2 30	3 12	♍
9 D.	Gregor v. N.	Hiob	4 46	7 35	3 42	3 29	♎
10 M.	Antonia	Viktoria	4 45	7 36	4 50	3 42	♎
11 D.	Mamertus	Adolf	4 44	7 38	5 59	3 58	♎
12 F.	Pankratius	Pankratius	4 42	7 39	7 9	4 15	♏
13 S.	Servatius	Servatius	4 41	7 40	8 18	4 34	♏
14 S.	Cant. Bon.	Cant. Chr.	4 39	7 42	9 26	4 57	♐
15 M.	Sophia	Sophia	4 38	7 43	10 30	5 28	♐
16 D.	Joh. v. N.	Peregrin	4 37	7 44	11 27	6 5	♐
17 M.	Paschalis	Eubertus	4 36	7 45	nachts	6 52	♑
18 D.	Venantius	Liborius	4 34	7 47	12 14	7 50	♑
19 F.	Petrus C.	Potentian	4 33	7 48	12 52	8 57	♒
20 S.	Bernardin	Athanasius	4 32	7 49	1 22	10 7	♒
21 S.	Rog. Bittw.	Rog. Konst.	4 31	7 50	1 45	11 9	♓
22 M.	Bittage: Helena	Helena	4 30	7 52	2 3	12 33	♓
23 D.	Bittage: Desider.	Desiderius	4 29	7 53	2 24	1 48	♓
24 M.	Bittage: Johann.	Esther	4 28	7 54	2 41	3 6	♈
25 D.	Christi Hf.	Christi Hf.	4 27	7 55	2 56	4 26	♈
26 F.	Philippus	Beda, Ed.	4 26	7 56	3 17	5 51	♉
27 S.	Beda, M.	Luzian	4 25	7 57	3 40	7 26	♉
28 S.	Ex. Germ.	Ex. Wilh.	4 24	7 58	4 13	8 48	♊
29 M.	Theodosia	Christina	4 23	8 —	4 53	10 9	♊
30 D.	Ferdinand	Wigand	4 22	8 1	5 52	11 12	♋
31 M.	Angelo	Petronilla	4 22	8 2	7 4	11 59	♋

Digitized by Google

Juni (Brachmonat) hat 30 Tage

1911	Katholischer Juni	Protestantischer Juni	Sonnen- Aufg.	Untg.	Mond- Aufg.	Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	3.
1 D.	Juventius	Nikodemus	4 21	8 2	8 24	nachts	♌
2 F.	Erasmus	Marquard	4 20	8 3	9 46	12 33	♌
3 S.	† Klotilde	Erasmus	4 20	8 4	11 6	12 59	♏
4 S.	Pfingstfest	Pfingstfest	4 19	8 5	12 21	1 19	♏
5 M.	Pfingstm.	Pfingstm.	4 19	8 6	1 32	1 36	♎
6 D.	Norbert	Benignus	4 18	8 7	2 42	1 50	♎
7 M.	† Quat. R.	Lukretia	4 18	8 8	3 50	2 6	♎
8 D.	Medardus	Medardus	4 17	8 8	4 59	2 22	♍
9 F.	† Primus	Primus	4 17	8 9	6 7	2 40	♍
10 S.	† Margar.	Onuphrius	4 17	8 10	7 18	3 1	♐
11 S.	Dreif.-Fest	Trinit.-Fest	4 16	8 11	8 22	3 29	♐
12 M.	Basilides	Basilides	4 16	8 11	9 22	4 4	♐
13 D.	Anton	Anton	4 16	8 12	10 11	4 49	♑
14 M.	Basilius	Modestus	4 16	8 12	10 52	5 44	♑
15 D.	Fronleichn.	Vitus	4 16	8 13	11 25	6 47	♒
16 F.	Benno	Justine	4 16	8 13	11 49	7 56	♒
17 S.	A olf	Volkmar	4 16	8 14	nachts	9 7	♓
18 S.	2. n. Pf.	1. n. Tr.	4 16	8 14	12 10	10 19	♓
19 M.	Gervasius	Gervasius	4 16	8 14	12 28	11 31	♓
20 D.	Silverius	Silverius	4 16	8 15	12 45	12 44	♈
21 M.	Aloysius	Albanus	4 16	8 15	1 1	2 1	♈
22 D.	Paulinus	Achatius	4 16	8 15	1 19	3 22	♉
23 F.	† Edeltraud	Basilius	4 16	8 15	1 40	4 48	♉
24 S.	Joh. d. T.	Joh. d. T.	4 16	8 15	2 7	6 15	♊
25 S.	3. n. Pf.	2. n. Tr.	4 17	8 15	2 42	7 38	♊
26 M.	Joh. u. P.	J remias	4 17	8 15	3 33	8 52	♋
27 D.	Ladislaus	Philippina	4 18	8 15	4 38	9 49	♋
28 M.	† Leo II.	Josua	4 18	8 15	5 57	10 30	♌
29 D.	Peter u. P.	Peter u. P.	4 18	8 15	7 22	11 —	♌
30 F.	Pauli Ged.	Pauli Ged.	4 19	8 15	8 46	11 23	♏

Digitized by Google

Juli (Heumonat) hat 31 Tage

1911	Katholischer Juli	Protestantischer Juli	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	3.
1 S.	Theobald	Theobald	4 20	8 15	10 5	11 38	♍
2 S.	4. n. Pf.	3. n. Tr.	4 20	8 15	11 19	11 57	♍
3 M.	Eulogius	Kornelius	4 21	8 15	12 31	nachts	♎
4 D.	Ulrich	Ulrich	4 21	8 14	1 40	12 12	♎
5 M.	Domitius	Charlotte	4 22	8 14	2 50	12 28	♏
6 D.	Isaias	Isaias	4 23	8 13	3 58	12 46	♏
7 F.	Willibald	Willibald	4 24	8 13	5 7	1 6	♏
8 S.	Kilian	Kilian	4 24	8 12	6 13	1 31	♐
9 S.	5. n. Pf.	4. n. Tr.	4 25	8 12	7 16	2 4	♐
10 M.	Amalia	Jakobina	4 26	8 11	8 9	2 46	♑
11 D.	Pius I.	Pius	4 27	8 11	8 54	3 37	♑
12 M.	Gualbert	Galbert	4 28	8 10	9 27	4 41	♒
13 D.	Eugen, B.	Heinrich	4 29	8 10	9 54	5 47	♒
14 F.	Bonavent.	Bonavent.	4 30	8 9	10 16	6 58	♒
15 S.	Heinrich	Apost. Teil.	4 31	8 8	10 34	8 10	♓
16 S.	6. n. Pf.	5. n. Tr.	4 32	8 7	10 51	9 21	♓
17 M.	Alexius	Alexius	4 33	8 6	11 7	10 33	♈
18 D.	Friedrich	Maternus	4 34	8 5	11 23	11 48	♈
19 M.	Vinzenz	Rufina	4 35	8 4	11 43	1 4	♈
20 D.	Margareth	Elias	4 36	8 3	nachts	2 25	♉
21 F.	Daniel	Praxedis	4 37	8 2	12 6	3 49	♉
22 S.	Maria M.	Maria M.	4 38	8 1	12 36	5 13	♊
23 S.	7. n. Pf.	6. n. Tr.	4 39	8 —	1 17	6 30	♊
24 M.	Christina	Christina	4 41	7 59	2 14	7 34	♋
25 D.	Jakob	Jakob	4 42	7 58	3 28	8 22	♋
26 M.	Anna	Anna	4 43	7 57	4 51	8 57	♌
27 D.	Pantaleon	Martha	4 44	7 56	6 17	9 23	♌
28 F.	Innozenz	Pantaleon	4 45	7 54	7 40	9 44	♍
29 S.	Martha	Beatrix	4 47	7 53	8 58	10 2	♍
30 S.	8. n. Pf.	7. n. Tr.	4 48	7 52	10 14	10 17	♎
31 M.	Ign. v. Loy.	Trasybul	4 49	7 51	11 26	10 33	♎

Digitized by Google

August (Erntemonat) hat 31 Tage

1911	Katholischer August	Protestantischer August	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Untg.	Mond-Aufg.	Mond-Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 D.	Petri Kettf.	Petri Kettf.	4 50	7 49	12 37	10 50	♏
2 M.	Alfons	Gustav	4 52	7 48	1 47	11 14	♏
3 D.	Stephan	August	4 53	7 46	2 57	11 33	♏
4 F.	Dominikus	Dominikus	4 54	7 45	4 4	nachts	♐
5 S.	Maria Sch.	Oswald	4 55	7 43	5 9	12 3	♐
6 S.	9. n. Pf.	8. n. Tr.	4 57	7 42	6 5	12 40	♑
7 M.	Afra	Ulrika	4 58	7 40	7 51	1 30	♑
8 D.	Zyriakus	Zyriakus	4 59	7 38	7 28	2 29	♑
9 M.	Romanus	Romanus	5 1	7 37	7 58	3 36	♒
10 D.	Laurentin.	Lorenz	5 2	7 35	8 20	4 47	♒
11 F.	Susanna	Hermann	5 3	7 34	8 41	6 1	♓
12 S.	Klara	Klara	5 5	7 32	8 57	7 12	♓
13 S.	10. n. Pf.	9. n. Tr.	5 6	7 30	9 15	8 25	♈
14 M.	F. Eusebius	Eusebius	5 7	7 29	9 30	9 40	♈
15 D.	Mariä Hf.	Mariä Hf.	5 9	7 27	9 48	10 55	♈
16 M.	Rochus	Rochus	5 10	7 25	10 8	12 12	♉
17 D.	Liberatus	Augusta	5 12	7 24	10 35	1 33	♉
18 F.	Helena	Agapitus	5 13	7 22	11 11	2 57	♊
19 S.	Sebald	Sebald	5 14	7 20	nachts	4 14	♊
20 S.	11. n. Pf.	10. n. Tr.	5 16	7 18	12 1	5 22	♋
21 M.	Joh. Franz.	Hartwig	5 17	7 16	1 5	6 14	♋
22 D.	Symphor.	Symphor.	5 18	7 14	2 23	6 53	♌
23 M.	Philipp	Zachäus	5 20	7 13	3 47	7 23	♌
24 D.	Bartholom.	Bartholom.	5 21	7 11	5 12	7 45	♍
25 F.	Ludwig	Ludwig	5 22	7 9	6 33	8 3	♍
26 S.	Zephyrin	Samuel	5 24	7 7	7 25	8 21	♎
27 S.	12. n. Pf.	11. n. Tr.	5 25	7 5	9 7	9 37	♎
28 M.	Augustin	Augustin	5 26	7 3	10 18	9 53	♎
29 D.	Joh. Enth.	Joh. Enth.	5 28	7 1	11 31	9 11	♏
30 M.	Rosa v. L.	Rebekka	5 29	6 59	12 42	9 34	♏
31 D.	Raimund	Paulinus	5 31	6 57	1 51	10 1	♐

Digitized by Google

September (Herbstmonat) hat 30 Tage

1911	Katholischer September	Protestantischer September	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 F.	Ägidius	Ägidius	5 32	6 55	2 58	10 36	♐
2 S.	Stephan	Absolon	5 33	6 53	3 57	11 21	♐
3 S.	13. n. Pf.	12. n. Tr.	5 35	6 51	4 48	nachts	♑
4 M.	Rosalie	Moses	5 36	6 49	5 28	12 17	♑
5 D.	Laurentius	Herkules	5 37	6 47	6 1	1 21	♒
6 M.	Magnus	Magnus	5 39	6 45	6 26	2 31	♒
7 D.	Regina	Regina	5 40	6 43	6 46	3 44	♓
8 F.	Mariä Geb.	Mariä Geb.	5 41	6 41	7 3	4 57	♓
9 S.	Korbinian	Gorgonius	5 43	6 39	7 20	6 12	♓
10 S.	14. n. Pf.	13. n. Tr.	5 44	6 37	7 36	7 26	♈
11 M.	Ämilian	Protus	5 46	6 35	7 54	8 41	♉
12 D.	Guido	Syrus	5 47	6 33	8 14	10 1	♉
13 M.	Tobias	Amatus	5 48	6 31	8 38	11 22	♉
14 D.	† Erhöhung	† Erhöhung	5 50	6 29	9 10	12 44	♊
15 F.	Nikomedes	Nikodemus	5 51	6 27	9 53	2 4	♊
16 S.	Kornel. u. Z.	Euphemia	5 52	6 25	10 52	3 14	♋
17 S.	15. n. Pf.	14. n. Tr.	5 54	6 23	nachts	4 11	♋
18 M.	Thomas	Siegfried	5 55	6 20	12 4	4 54	♌
19 D.	Januarius	Mikleta	5 57	6 18	1 25	5 24	♌
20 M.	Quat., Eust.	Fausta	5 58	6 16	2 48	5 48	♋
21 D.	Matthäus	Matthäus	5 59	6 14	4 10	6 8	♋
22 F.	† Maurit.	Moriz	6 1	6 12	5 27	6 25	♋
23 S.	† Thekla	Thekla	6 2	6 10	6 44	6 42	♎
24 S.	16. n. Pf.	15. n. Tr.	6 4	6 8	8 59	6 56	♎
25 M.	Kleophas	Kleophas	6 5	6 6	9 11	7 14	♏
26 D.	Zyprian	Zyprian	6 6	6 4	10 23	7 35	♏
27 M.	Kos. u. D.	Kosmas	6 8	6 2	11 35	7 59	♏
28 D.	Wenzesl.	Wenzesl.	6 9	6 —	12 43	8 31	♐
29 F.	Michael	Michael	6 11	5 58	1 48	9 13	♐
30 S.	Otto, H.	Otto, H.	6 12	5 56	2 42	10 4	♑

Digitized by Google

Oktober (Weinmonat) hat 31 Tage

1911	Katholischer Oktober	Protestantischer Oktober	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 S.	17. n. Pf. R.	16. n. Tr. E.	6 13	5 53	3 26	11 5	
2 M.	Leodegar	Johanna	6 15	5 51	4 1	nachts	
3 D.	Kandidus	Jairus	6 16	5 49	4 29	12 11	
4 M.	Franz S.	Franz	6 17	5 47	4 50	1 24	
5 D.	Plazidus	Plazidus	6 19	5 45	5 9	2 38	
6 F.	Bruno	Fides	6 20	5 43	5 25	3 52	
7 S.	Markus, S.	Amalie	6 22	5 41	5 42	5 6	
8 S.	18. n. Pf. B.	17. n. Tr. P.	6 23	5 39	5 58	6 24	
9 M.	Dionysius	Dionysius	6 25	5 37	6 18	7 43	
10 D.	Franz B.	Gideon	6 26	5 35	6 40	9 —	
11 M.	Germanus	Burkhard	6 28	5 33	7 6	10 30	
12 D.	Maximil.	Maximil.	6 29	5 31	7 50	11 53	
13 F.	Eduard	Kolomann	6 31	5 29	8 45	1 8	
14 S.	Burkhard	Kallistus	6 32	5 28	9 54	2 9	
15 S.	19. n. Pf. K.	18. n. Tr. H.	6 34	5 26	11 11	2 54	
16 M.	Gallus	Gallus	6 35	5 24	nachts	3 28	
17 D.	Hedwig	Florentina	6 37	5 22	12 32	3 53	
18 M.	Lukas Ev.	Lukas	6 38	5 20	1 54	4 14	
19 D.	Petr. v. A.	Ferdinand	6 40	5 18	3 12	4 31	
20 F.	Wendelin	Wendelin	6 41	5 16	4 26	4 46	
21 S.	Ursula	Ursula	6 43	5 14	5 39	5 2	
22 S.	20. n. Pf. K.	19. n. Tr. K.	6 44	5 13	6 53	5 20	
23 M.	Joh. v. K.	Severus	6 46	5 11	8 6	5 37	
24 D.	Raphael	Salomon	6 47	5 9	9 18	6 —	
25 M.	Wilhelm	Krispinian	6 49	5 7	10 28	6 30	
26 D.	Amandus	Evaristus	6 50	5 5	11 35	7 7	
27 F.	Sabina	Sabina	6 52	5 4	12 34	7 53	
28 S.	Sim. u. Jud.	Sim. u. Jud.	6 53	5 2	1 22	8 51	
29 S.	21. n. Pf. N.	20. n. Tr. N.	6 55	5 —	1 59	9 55	
30 M.	Hartmann	Serapion	6 56	4 59	2 30	11 5	
31 D.	†Wolfgang	Wolfgang	6 58	4 57	2 53	nachts	

Digitized by Google

November (Nebelmonat) hat 30 Tage

1911	Katholischer November	Protestantischer November	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Untg.	Monds-Aufg.	Monds-Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	3.
1 M.	Allerheilig.	Allerheilig.	6 59	4 55	3 13	12 15	
2 D.	Allerseelen	Allerseelen	7 1	4 54	3 29	1 29	
3 F.	Hubert	Gottli b	7 3	4 52	3 46	2 43	
4 S.	Karl Borr.	Emmerich	7 4	4 51	4 1	3 58	
5 S.	22. n. Pf.	21. n. Tr.	7 6	4 49	4 20	5 15	
6 M.	Leonhard	Leonhard	7 7	4 48	4 41	6 38	
7 D.	Engelbert	Erdmann	7 9	4 46	5 8	8 4	
8 M.	Gottfried	4 gekr. Ritt.	7 10	4 45	5 45	9 32	
9 D.	Theodor	Theodor	7 12	4 43	6 36	10 53	
10 F.	Andreas	Probus	7 13	4 42	7 41	12 2	
11 S.	Martin B.	Martin	7 15	4 41	8 59	12 53	
12 S.	23. n. Pf.	22. n. Tr.	7 16	4 39	11 20	1 31	
13 M.	Stanisl.	Briccius	7 18	4 38	11 42	2 —	
14 D.	Serapion	Levinus	7 20	4 37	nachts	2 20	
15 M.	Leopold	Leopold	7 21	4 36	1 —	2 37	
16 D.	Ottmar	Ottmar	7 23	4 34	2 14	2 54	
17 S.	Gregor	Hugo	7 24	4 33	3 28	3 9	
18 S.	Otto	Otto	7 26	4 32	4 38	3 25	
19 S.	24. n. Pf.	23. n. Tr.	7 27	4 31	5 51	3 42	
20 M.	Korbinian	Emilie	7 29	4 30	7 3	4 3	
21 D.	Mar. Opf.	Mar. Op.	7 30	4 29	8 15	4 31	
22 M.	Cäcilia	Cäcilia	7 32	4 28	9 23	5 5	
23 D.	Klemens	Klemens	7 33	4 27	10 25	5 47	
24 F.	Joh. v. Kr.	Chrysogon.	7 35	4 26	11 16	6 40	
25 S.	Katharina	Katharina	7 36	4 26	11 58	7 42	
26 S.	25. n. Pf.	24. n. Tr.	7 38	4 23	12 31	8 49	
27 M.	Virgilius	Loth	7 29	4 24	12 56	9 59	
28 D.	Kreszenz	Günther	7 40	4 23	1 17	11 9	
29 M	Walter	Saturnius	7 42	4 23	1 34	nachts	
30 D.	Andreas	Andreas	7 43	4 22	1 50	12 20	

Digitized by Google

Dezember (Christmonat) hat 31 Tage

1911	Katholischer Dezember	Protestantischer Dezember	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
			U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	3.
1 F.	Eligius	Longinus	7 44	4 22	2 6	1 33	♉
2 S.	Bibiana	Aurelia	7 45	4 21	2 21	2 49	♉
3 S.	1. Adv. F. X.	1. Adv. K.	7 46	4 21	2 40	4 6	♉
4 M.	Barbara	Barbara	7 48	4 20	3 4	5 30	♉
5 D.	Sabbas	Abigail	7 49	4 20	3 36	6 58	♊
6 M.	† Nikolaus	Nikolaus	7 50	4 20	4 21	8 20	♊
7 D.	Ambrosius	Agathon	7 51	4 19	5 21	9 42	♋
8 F.	† Mar. Epf.	Mar. Empf.	7 52	4 19	6 37	10 46	♋
9 S.	Leokadia	Joachim	7 53	4 19	8 —	11 21	♌
10 S.	2. Adv. M.	2. Adv. J.	7 54	4 19	9 27	12 1	♌
11 M.	Damasus	Damasus	7 55	4 19	10 48	12 25	♍
12 D.	Synesius	Epimach	7 56	4 19	nachts	12 44	♍
13 M.	† Lucia	Lucia	7 57	4 19	12 5	1 1	♎
14 D.	Nikasius	Nikasius	7 58	4 19	1 20	1 16	♎
15 F.	† Christian.	Ignatius	7 59	4 19	2 31	1 31	♎
16 S.	Adelheid	Ananias	8 —	4 19	3 42	1 49	♏
17 S.	3. Adv. L.	3. Adv. L.	8 —	4 19	4 53	2 8	♏
18 M.	Wunibald	Wunibald	8 1	4 20	6 3	2 31	♏
19 D.	Nemesius	Abraham	8 2	4 20	7 12	3 4	♐
20 M.	† Quat. Ch.	Ammon	8 2	4 20	8 17	3 44	♐
21 D.	Thomas	Thomas	8 3	4 21	9 12	4 30	♑
22 F.	† Demetr.	Beata	8 3	4 21	9 57	5 33	♑
23 S.	† Viktoria	Dagobert	8 4	4 22	10 41	6 39	♒
24 S.	4. A. A. u. E.	4. A. A. u. E.	8 4	4 22	10 59	7 47	♒
25 M.	Hl. Christtg.	Hl. Christtg.	8 5	4 23	11 21	8 48	♒
26 D.	Stephan	Stephan	8 5	4 24	11 38	10 7	♓
27 M.	Johannes	Johannes	8 5	4 25	11 54	11 17	♓
28 D.	Unsch. Kind.	Unsch. Kind.	8 6	4 25	12 10	nachts	♈
29 F.	Thomas	Jonathan	8 6	4 26	12 25	12 28	♈
30 S.	David	David	8 6	4 27	12 42	1 40	♈
31 S.	Silvester	Silvester	8 6	4 28	1 3	3 —	♈

Digitized by Google

Eichendorff-Prolog.

(1907 in Wien vorgetragen bei der Eichendorff-Gedenkfeier der Studentenverbindung Austria.)

„Im Walde liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus."

Joseph von Eichendorff.

Weit, von der Menschen Auge weit
Steht noch das alte, wundersame Schloß
Der alten Helden und der alten Sänger.
Grau ist der Stein, zerbröckelt Dach und Sims,
Zersprungen sind die roten Fensterscheiben,
Im hohen Saale wächst auf Schutt das Gras.
Die Bilder an den Wänden sind vergilbt,
Der goldnen Harfen Saiten sind zerrissen,
Ein Raub des Rostes wurden Helm und Schwert,
Und Sängersmann und Held, sie sind begraben.

Die Welt vergaß das alte Wunderschloß.
Viel dunkle Wälder wuchsen ringsumher
Mit Stichdornhecken und mit sumpf'gen Pfaden,
Und nüchtern fette Weide dehnte sich
Im Lande aus, darüber schwarz und schwer
Die Wolken großer Feuerschlote schweben.

Digitized by Google

Da dröhnt und surrt der Arbeit rauhes Lied,
Da schrillt der Schrei um Freiheit, Brot und Lust,
Viel laut Gelächter und viel wilde Klage.
Hart führt die Straße hin im harten Licht,
Und spitze Weise spitziger Gedanken
Begleitet die erregten Wandersleute. —

Doch jenseits hinter'm wildverwachsnen Wald
Träumt noch das alte, wundersame Schloß,
In kühlen Dämmerschatten eingebettet.
Da neigt zum Weiher sich im Abendschein
Der blauen Blume wundersame Krone
Und eint ihr süßes Blumen=Sehnsuchtsbild
Dem frühen Mond, der in der Flut sich spiegelt.
Da sind der Grotten Liebestempel noch,
Der Bach fließt noch durch die zerfall'ne Mühle,
Einsiedlerhäuslein träumen noch im Grund,
Und Waldkapellen steh'n auf allen Bergen.
Schmalpfade führen an den Höhen hin,
Holzbrücken leiten über Fluß und Klüfte,
Am alten Herbergshaus ein gold'nes Horn
Erzählt von gold'ner Zeiten gold'ner Freude.

Von Zeit zu Zeit steht aus der stillen Gruft
Der alten Sängersleute einer auf,
Steigt auf den Turm hinauf zur Abendzeit,
Singt eines alten Liedes alte Weise:

Ist's aber er: der H e r r v o n E i c h e n d o r f f,
Der steigt bis zu des Turmes höchster Zinne
Und setzt sein gold'nes Waldhorn an den Mund
Und bläst so süß und bläst so mächtig=laut,
Daß widerhallt das Schloß, der Berg, der Wald,
Daß weit hinausdringt dieses Wundertönen,
Weit über der Romantik stille Grenze

Digitized by Google

Hin zu der harten Straße, wo der Mensch
Der heut'gen Zeit im harten Lichte schreitet.

Da bleibt wohl jeder stehen, der es hört,
Verwundert auf das ferne Lied zu lauschen,
Das fremd und friedsam doch sein Ohr berührt,
Wie alter Wein labt's die erhitzte Lunge,
Wie frischer Waldhauch weht's um heiße Stirnen,
Wie sanfte Hand erhebt's manch müdes Haupt,
Das lange nicht mehr aufsah zu den Sternen — — —

Seid still, ihr Leute, die ihr hergekommen,
Tut auf das Ohr, tut auf den Sinn, das Herz:
Bald werdet ihr den Alten blasen hören!

Breslau, 25. November 1907. Paul Keller.

Digitized by Google

Eichendorffs „Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“.

Die Marienburg in Westpreußen, einst das großartige Haupthaus des Deutschen Ordens, war während der langen Polenherrschaft in Verfall geraten, und die Zerstörung schritt auch nach dem Jahre 1772 weiter vor, obwohl die Provinz damals unter die fürsorgende Regierung Friedrichs des Großen gekommen war. Die hochgewölbten Räume schienen nicht praktisch genug, man durchbrach die Wände und stellte niedrige Zimmer her, die zu Magazinen und Fabrikräumen eingerichtet wurden. Max von Schenkendorfs Aufsatz im „Freimüthigen“ von 1803 konnte wohl die Gebildeten für das Bauwerk interessieren, so daß einer weiteren Zerstörung Einhalt geboten wurde. Aber erst seit der bekannte Staatsminister Theodor von Schön 1815 Oberpräsident von Westpreußen geworden war, konnte man an den Gedanken einer Wiederherstellung gehen. Schön war der eigentliche Leiter dieser Wiederherstellung, er verstand es, nicht nur Historiker und Architekten heranzuziehen, sondern alle Gebildeten Ost- und Westpreußens und nicht zuletzt die Mitglieder des königlichen Hauses, besonders den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, für das Kunst-

Digitized by Google

werk und dessen Neuerstehen zu interessieren. Bei seinem arbeitsreichen Amt war ihm die Beschäftigung mit der Marienburg zur Lieblingsarbeit geworden.

Schon in den ersten Jahren der Wiederherstellung hatte Schön eine monumentale Publikation, mit großen Kupfertafeln geschmückt, über Marienburg veranlassen wollen, aber seine Anregungen blieben erfolglos. Erst nachdem er im Jahre 1842 nach Vollendung der Wiederherstellung zum Burggrafen von Marienburg ernannt worden war, gewann er in Eichendorff den Mann, der zu einer Arbeit über die Geschichte der Wiederherstellung bereit war. Eichendorff war der rechte Mann dazu. Sein Beruf hatte ihn viele Jahre lang in den Osten geführt, er hatte die Ruinen und das allmähliche Erstehen des Bauwerkes mit eignen Augen gesehen, er hatte von den hohen Zinnen der Burg weit ins Land geschaut wie einst die stolzen Ordensherren, er hatte den Mond über den hohen Dächern und Türmen gesehen und das Rauschen der Nogat zu Füßen der Burg gehört. Die Ruinen der mächtigen Burg und die romantische Art der Wiederherstellung mußten für Eichendorff wohl eine Herzensfreude sein. Daher konnte er auch von Schön schreiben: „Die Wiederherstellung Marienburgs schmeckt so sehr nach Idee und ist so durch und durch poetisch, daß ich mit rechter Herzensfreude an die Arbeit gehen will“.

So wie das Buch geschrieben ist, vermochte es nur ein Romantiker wie Eichendorff. Wenn er von den „unermeßlichen Ährenfeldern“ des Werders, dem „Abendgeläute zahlloser Dorfkirchen“, von „tausendfarbigen wilden Blumen“ spricht, wenn er von der Wahl des Hochmeisters, von dem Festmahl im fürstlichen Palast, von dem täglichen Leben und Treiben der Ordensritter erzählt — das konnte so nur ein Romantiker wie er.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, die Entstehung dieses Buches bis in Einzelheiten hinein so genau verfolgen

Digitized by Google

zu können, wie kaum bei einem anderen Werk; freilich nur nach der äußeren Seite.[1]) Briefe Eichendorffs über das Buch, Verhandlungen mit Behörden und mit Firmen, Konzeptschreiben Schöns u. v. a. orientieren uns vorzüglich über den äußeren Verlauf, und es dürfte wohl von Interesse sein, dieses mit einer Ausnahme bisher völlig unbekannte Material, das im Marienburger Schloßarchiv aufbewahrt wird, kennen zu lernen.

Nachdem Eichendorff von Schön zu seiner Arbeit aufgefordert worden war, antwortete er:

Eurer Exzellenz

danke ich gantz gehorsamst und hertzlichst für das mir in dem gnädigen Schreiben vom 26. ds. Mts. erwiesene Wohlwollen und Vertrauen, das mich über alle Beschreibung glücklich macht. Es bleibt dabei, von Preußen — das heißt mit anderen Worten von Ew. Exzellenz — kommt mir doch alles wahrhaft Aufregende und Erfreuliche meines Lebens. Eine Wiederherstellung Marienburgs schmeckt so sehr nach Idee und ist so durch und durch poetisch, daß ich mit rechter Hertzensfreude an die Arbeit gehen will, und es soll wenigstens nicht an meinem guten Willen liegen, wenn es da nicht Funken und im Vorübergehen vielleicht manchmal auch eine gelegentliche Ohrfeige giebt. Und nun die mir so gnädig eröffnete Aussicht auf Arnau[2]) im Hintergrunde! Ew. Exzellenz werden es mir hoffentlich ohne viele Worte glauben, daß diese Aussicht bei meiner Freude über die gantze Sache eigentlich die Hauptfreude ist und mich gleich von Anfang über alle etwanige Bedenken hinweggehoben hat; das soll mich wieder einmal auf lange Zeit recht innerlich erfrischen! — Nur Eins ist fatal dabei, wie Bleiklumpen an Flügeln, ich meyne die Zahlen. — Hätte ich nur Geld, ich käme um so freudiger und wahrlich mit leichterem Hertzen, ohne nach dem Plunder zu fragen. Doch da ich leider nun einmal keines habe und ohne Geld

---

[1]) Über Eichendorffs Quellen s. die betreff. Anmerkungen in der Gesamtausgabe von E.s Werken (hsg. von W. Kosch und A. Sauer, Regensburg, Habbel), 10. Band.

[2]) Pr. Arnau bei Königsberg, der Landsitz Theodor von Schöns.

Digitized by Google

freilich aus der Sache nichts werden kann, so bitte ich Ew. Excellenz, hierüber ganz nach Gutdünken zu bestimmen, es wird mir alles recht sein.

Ein Verleger für die Schrift wird allerdings schwer zu finden sein, Selbstverlag für eigne Rechnung aber könnte mich schlechten Rechenmeister in große Pein versetzen, Ew. Excellenz würden mich daher durch Uebernahme des Druckes p. für Marienburger Rechnung vieler Sorge entheben.

Daß Ew. Excellenz den Winter über in Königsberg sind, freut mich sehr, Ew. Excellenz müssen immer auf hoher See und über der Woge der Zeit bleiben.

Die Oberbürgermeister-Geschichte von Breslau hatte ich bereits gehört und gelesen zu meiner nicht geringen Freude. Sie hat hier Aufsehen gemacht und wohl auch Ärger. Das ist nun einmal nicht anders, das Große ärgert immer und überall die Kleinen. Meine Frau empfiehlt sich Ew. Excellenz und, nebst mir, Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin gehorsamst. Und nun nehmen Ew. Excellenz nochmals meinen innigsten Dank mit der herzlichsten Bitte, fernerhin in gnädigem wohlwollendem Gedenken zu erhalten

Ew. Excellenz

treuergebenen Diener

Eichendorff.

Berlin, den 4. Dezember 1842.
Thiergartenstraße 5.

Am 12. Dezember 1842 sandte Th. von Schön auf diese zusagende Antwort ein Schreiben an König Friedrich Wilhelm IV. über die geplante Schrift Eichendorffs. In dem Konzept, das ebenfalls vom 12. Dezember datiert ist, heißt es:

Die Art der Wiederherstellung Marienburgs ist ein Moment der Culturgeschichte von Preußen, und es scheint Pflicht gegen Mit- und Nachwelt zu seyn, das, was von der jetzigen Generation für Marienburg geschah, und wie es geschah, in vollem Lichte darzustellen.

Der Baron v. Eichendorff wäre der Mann dazu. Er hat Jahrelang mit und neben Marienburg gelebt, er kennt den prosaischen Theil der Wiederherstellung so viel davon hier nöthig ist, die Preußische Geschichte lebt ihrem Wesen nach in ihm, wie

Digitized by Google

seine Gedichte für Marienburg[1]) zeugen, und als Dichter, gerade für die Zeit, in der Marienburg blühte, steht er bedeutend da.[2])

Der Baron von Eichendorff hat sich auf meine Aufforderung bereit erklärt, die Geschichte der Wiederherstellung Marienburgs zu schreiben. Aber er würde deshalb einige Wochen in Marienburg, um das dortige Schloß-Archiv zu benutzen, und in Königsberg, um mit dem Professor Voigt zu verhandeln, zubringen müssen, und er ist nicht reich genug, um die mit einer solchen Entfernung von seinem Wohnorte verbundenen Kosten aus seinen Mitteln bestreiten zu können. Der Kostenbetrag würde 300 rth. bis 350 rth. betragen. Die Schrift müßte, sollte sich kein Verleger finden, für Rechnung Marienburgs gedruckt und verkauft werden.

Aber diese Ausgaben kann der Dotirungsfonds Marienburgs tragen, und er scheint mir zu dieser Ausgabe auch geeignet zu seyn.

Und hienach stelle ich die Genehmigung dieses unmaßgeblichen Vorschlages in tiefster Ehrfurcht anheim.

Schön.

Darauf antwortete der König:

Ich bin mit den in Ihrem Bericht vom 12. d. M. enthaltenen Vorschlägen einverstanden und genehmige gern, daß auf Kosten des Dotirungs-Fonds von Marienburg eine Geschichte der Wiederherstellung dieses Schlosses herausgegeben und dem Geheimen Regierungs-Rath Freiherrn von Eichendorff die Abfassung dieses Werkes übertragen werde. Die Reisekosten des letzteren können aus demselben Fonds genommen werden, wenn er den dazu nötigen Urlaub von seinem Chef erhalten haben wird.

Berlin, den 24. Dezember 1842.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Am 31. Dezember hat Schön daraufhin in einem Schreiben an den damaligen Kultusminister Eichhorn um

---

[1]) dahinter, aber durchstrichen: u. sein „letzter Held von Marienburg".

[2]) dahinter, ebenfalls durchstrichen: Nur der Romantiker kann, meines Erachtens, über Marienburg schreiben.

Digitized by Google

einen vier= bis sechswöchentlichen Urlaub für Eichendorff. Eichhorn antwortete am 11. Januar 1843:

In Erwiderung auf Eurer Excellenz geehrteste Mitteilung vom 31ten v. M. u. J., die Herausgabe einer Geschichte des Schlosses Marienburg durch den Geheimen Regierungs=Rath Baron von Eichendorff betreffend, bemerke ich ganz ergebenst, daß ich von den Befehlen Sr. Majestät des Königs in dieser Angelegenheit unmittelbar in Kenntniß gesetzt worden bin und dem Herrn von Eichendorff bereits eröffnet habe, daß ich ihm den gewünschten Urlaub seiner Zeit mit Vergnügen ertheilen würde.

Berlin, den 11. Januar 1843. (gez.) Eichhorn.

An
den Königlichen Geheimen
Staats=Minister
Herrn von Schön
Excellenz
zu Königsberg.

Schön ordnete nun an, daß für Eichendorff ausführliche Auszüge aus den Akten des Schlosses Marienburg angefertigt wurden. Der Bürgermeister von Marienburg, Hüllmann, bearbeitete den baulichen, der Deichinspektor Gersdorf den finanziellen Teil. Anfang April 1843 konnte Hüllmann die Auszüge, die mit großer Gewissenhaftigkeit angefertigt sind, absenden. Die Auszüge geben einen kurzen Inhalt der Berichte, Verfügungen, Briefe usw. und reichen vom Oktober 1815 bis April 1843.

Schon am 21. April konnte Schön die Auszüge an Eichendorff, der damals noch in Berlin weilte, absenden mit folgendem Begleitschreiben (Konzept):

Im Verfolg unseres Schriftwechsels, die Beschreibung der Wiederherstellung Marienburgs betreffend ermangele ich nicht, Euer pp. hiebei einen Actenauszug und eine Geldnachweisung ganz ergebenst zu übermachen.

Mit großer Freude sehe ich Ihrer Ankunft in Marienburg entgegen. Vorläufig hatten wir sie zwar auf Mitte k. M. verabredet, da aber am 4t. oder 5t. Junius am ersten oder zweiten

Digitized by Google

Pfingstfeiertage ein großes Musikfest in Marienburg stattfinden soll und ich diesem beizuwohnen wünsche, so erlaube ich mir die Anfrage: Ob es denenselben nicht zusagen würde, erst dann, etwa am 2t. oder 3t. Junius, in Marienburg einzutreffen? Unser Zusammentreffen in Marienburg würde für die Sache günstig seyn, und wenn Ew. pp. den 6. und 7. dort noch zur Einsammlung von Nachrichten benutzten, so würde ich in diesen Tagen eine Reise nach Marienwerder unternehmen und so zurückkehren, daß wir zusammen die Reise nach Königsberg machen könnten.

Ew. pp. würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, mir hierauf sobald als möglich zu antworten.

Schön.

Eichendorff beeilte sich mit der Antwort, schon am 25. April schrieb er an Schön zurück (noch ungedruckt):

Hochwohlgeborener Herr
Hochgebietender Herr Staats-Minister!

Eurer Excellenz beeile ich mich, auf den geehrten Erlaß vom 21t. d. M. die Geschichte der Wiederherstellung Marienburgs betreffend, für die gnädige Übersendung der hierauf bezüglichen Acten-Auszüge u. Geldnachweisungen meinen ganz gehorsamsten Dank abzustatten.

Meine Reise nach Preußen ist, der früheren hohen Bestimmung zufolge, durch den erhaltenen Urlaub und sonstige Vorkehrungen leider bereits dermaßen festgestellt, daß eine Aussetzung derselben bis zum Juny mit mannigfachen Mißverhältnissen und Unkosten verknüpft wäre. Indeß dürfte dieser Umstand, meines unvorgreiflichen Dafürhaltens für die Sache nur günstig sein, wenn Ew. Excellenz — als worum ich ganz gehorsamst zu bitten wage — die Gnade haben wollte etwa die ersten 4 Volumina der betreffenden Acten, welche, nach dem Auszuge das Wesentlichste, nemlich die ganze Einleitung der Wiederherstellung, zu enthalten scheinen, mir nach Danzig (abzugeben bei dem Lieutenant von Besserer Hundegasse Nro. 304) zufertigen zu lassen. So könnte ich einstweilen schon in Danzig, wo ich den 7ten Mai c. einzutreffen gedenke, etwas vorarbeiten und klarer übersehen, ob und welche spezielle Nachrichten für die Arbeit sonst noch von Wichtigkeit sein möchten.

Digitized by Google

In der Voraussetzung Ew. Exzellenz hochgeneigten Einverständnisses werde ich mich sodann jedenfalls den 3ten Juny in Marienburg einfinden und zu Ew. Excellenz fernerer Disposition sein.

Die freudige Aussicht, Ew. Exzellenz wieder in alter Weise nahen zu dürfen, ist mir eine wahrhafte Hertzensstärkung, zumal nach einer so eben überstandenen schweren Krankheit, die mich an den Rand des Grabes gebracht hatte.

Genehmigen Hochdieselben die Versicherung der innigsten Verehrung und Ergebenheit, womit ich lebenslang verharre

Euer Excellenz

ganz gehorsamster Diener

Eichendorff.

Berlin, den 25t. April 1843.

Nachdem Eichendorff Anfang Mai seine Reise nach Danzig angetreten hatte, beschäftigte er sich dort nach den Akten und den Auszügen mit den Vorarbeiten zu seinem Werk. Doch bald sah er, daß bei der Fülle des Materials sein kurzer Urlaub nicht ausreichte, um den Auftrag Schöns gründlich auszuführen. Er bat daher Schön, eine Verlängerung seines Urlaubs beim Kultusminister zu erwirken. Eichendorffs Schreiben (bisher ungedruckt) lautet:

Danzig, den 7. Juny 1843.

Sandgrube Nro. 399.

Das Schloß Marienburg betreffend.

Euer Excellenz hohem Auftrage zufolge, die Geschichte der Wiederherstellung Marienburgs betreffend, habe ich in Berlin einen zweimonatlichen Urlaub nachgesucht und erhalten, welcher am 3ten July c. zu Ende geht.

Allein die inzwischen gewonnene nähere Bekanntschaft mit dem eigentlichen Gegenstande meiner Aufgabe hat mir schon jezt die Überzeugung gewährt, daß ein zweimonatlicher Urlaub nicht einmal hinreicht, die zu der Arbeit erforderlichen, weitläufigen und in den Archiven zu Marienburg und Königsberg zerstreuten Materialien gehörig zu übersehen, und daß außerdem diese Arbeit selbst, ihrer Natur und ihrem Umfange nach, keineswegs geeignet ist, in Berlin gelegentlich in etwanigen, sehr ungewissen

Digitized by Google

Mußestunden ausgeführt zu werden, zumal da sie ein beständiges Zurückgehen auf Personen und Lokalität in Marienburg, sowie auf jene, nicht ohne bedeutende Störung nach Berlin herüberzuschaffenden Archivalien durchaus unerläßlich macht.

Ew. Excellenz erlaube ich mir daher, ganz ergebenst zu bitten, zur Erledigung des gedachten hohen Auftrages, für mich bei des Herrn Ministers Eichhorn Excellenz eine Verlängerung meines Urlaubs auf noch anderweitige 2 Monathe vom 3ten July d. J. ab hochgeneigtest vermitteln zu wollen.

v. Eichendorff.

An
den Königl. Geheimen
Staats=Minister, Ritter hoher Orden pp.
Herrn von Schön, Excellenz.

Auf Grund dieses Gesuches schrieb Schön von seinem Landsitze Pr. Arnau bei Königsberg an den Minister Eichhorn einen Bericht, in dem er die Verlängerung des Urlaubs befürwortete. Das Konzept dieses Berichts, der vom 11. Juni 1843 datiert ist, lautet:

Ew. Excellenz haben geruht, dem Geh. Reg. Rath Herrn Baron v. Eichendorff einen zweymonatlichen Urlaub nach Danzig, Marienburg und Königsberg zu bewilligen, um, nach dem Königl. Allerhöchsten Befehle, eine Geschichte der Wiederherstellung Marienburgs zu schreiben. Der Baron v. Eichendorff hat diesen Urlaub am 3ten v. M. angetreten und ich habe, nachdem er zum großen Theile die nothwendigen Materialien zur Erfüllung seines Auftrages gesammelt hatte, am 3ten d. M. in Marienburg mit ihm, mit dem Geh. Rath Professor Voigt als dem Geschichtsschreiber von Marienburg[1]) und dem Geh. Rath Hartmann als dem Baumeister von Marienburg über die Ausführung des Werkes eine Conferenz gehabt.

---

[1]) Joh. Voigt hatte 1824 eine „Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des deutschen Ritterordens in Preußen" publiziert. (588 Seiten, mit einer Abbildung des Schlosses.)

Digitized by Google

Die Materialien zu diesem Werke, welche in 30 Bänden Akten und in 7 Bänden Notizen[1]) enthalten sind, waren von v. Eich. bis dahin schon durchgearbeitet, aber er wurde von den pp. Voigt und Hartmann noch auf andere wichtige Quellen aufmerksam gemacht, deren Durcharbeitung, vor Aufstellung des Werkes selbst, noch unerläßlich war.

Der p. v. Eich. sowie der Professor Voigt sehen es ein, daß bei diesen Umständen der Br. v. Eich. bis zum 3. July als dem sein Urlaub zu Ende gehet, seinen Auftrag nicht erfüllen könne und daß die ihm übertragene Arbeit, ihrer Natur und ihrem Umfange nach, nicht geignet sei, gelegentlich, in etwanigen sehr ungewissen Mußestunden in Berlin ausgeführt zu werden, zumahl da sie ein beständiges Zurückgehen auf Personen u. Lokalität in Marienburg, sowie auf Archivalien, welche nicht wohl nach Berlin zu schaffen sein werden, durchaus unerläßlich macht.

Deßhalb muß ich mir die Erlaubniß nehmen um Verlängerung des Urlaubs für den Bar. v. E. auf noch 2 Monathe also bis zum 3. Septbr. c. ganz ergebenst zu bitten.

Schön.

Das Gesuch wurde genehmigt. Eichhorn antwortete an Schön:

Bei den, von Ew. Excellenz in dem geehrten Schreiben vom 11. v. Mts. angeführten, Umständen habe ich die danach von denenselben gewünschte Verlängerung des dem Geheimen Regierungs Rath Baron von Eichendorff ertheilten Urlaubs behufs der Abfassung einer Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg auf die Zeit von zwei Monaten mit Vergnügen eintreten lassen. Indem ich mich beehre, Ew. Excellenz hiervon ganz ergebenst in Kenntniß zu setzen, erlaube ich mir zugleich denenselben im Anschlusse die diesfällige Eröffnung an den Baron von Eichendorff mit dem Ersuchen ganz ergebenst zu übersenden, solche demselben gefälligst zustellen lassen zu wollen.

Berlin, den 6ten Juli 1843. (gez.) Eichhorn.

---

[1]) Diese Notizen sind Auszüge aus dem Königsberger Archiv (im wesentlichen das Marienburger Treßlerbuch 1399—1409 und das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs 1410—1420) und sich daran anschließende Abhandlungen, die von dem evang. Pfarrer Dr. Haebler († 1841) in Marienburg angefertigt worden waren.

Digitized by Google

Am 3. September lief die Urlaubszeit Eichendorffs ab; während der Monate Mai bis September hatte er sein Werk geschrieben. Ende September konnte die Liquidation für Tagegelder und Reisekosten ausgestellt werden, sie betrug 403 Taler und 22 Silbergroschen. Das fertige Manuskript schickte Eichendorff nun an Schön, der es nach seiner Durchsicht an Gersdorff zur Kontrolle der baulichen Angaben weitergab. Währenddessen hatte Gersdorff an den Vorarbeiten zu dem Plane gearbeitet, der die Lokalitäten des Schlosses, namentlich auch die Gebäude der Vorburg, zur Ordenszeit darstellen sollte.

Am 17. Oktober 1843 schrieb Schön aus Belschwitz bei Riesenburg an Eichendorff (Konzept):

Bey meiner gestrigen Anwesenheit in Marienburg habe ich gefunden, daß es rathsam ist, daß der Deich-Inspektor Gersdorff in Beziehung auf die Lokalitäten Ew. p. Manuscript ganz speziell mit dem Plane, der erst in 14 Tagen fertig wird, vergleicht und in dieser Hinsicht genau durchgeht. Ich habe ihm daher das Manuscript gelassen und ihn aufgefordert, das, was er dazu zu bemerken finde, zu notiren. Dann wird es nothwendig seyn, daß Ew. p. das Manuscript nochmals durchgehen, weshalb ich es mir ganz ergebenst vorbehalte, es denenselben demnächst wieder mitzutheilen. Vielleicht läßt sich die eine Stelle, welche bei unserm Durchlesen nicht stete Aufmerksamkeit erhalten konnte, etwas verkürzen, und lassen sich einzelne Stellen noch mehr als dieß schon der Fall ist poetisch halten. Doch! stelle ich dieß lediglich und ganz ergebenst anheim.

S.

Im Anschluß an dieses Schreiben sandte Schön am 1. November das Manuskript mit den inzwischen erfolgten Bemerkungen Gersdorffs an Eichendorff zurück mit der Bitte, diese Notizen Gersdorffs „zu den etwa nöthigen Berichtigungen des Manuscripts gefällig zu benutzen“ und davon beides zurückzusenden. Eichendorff arbeitete nun sein Manuskript nach den ergänzenden Berichtigungen durch und schickte es mit folgendem Brief an Schön zurück:

Digitized by Google

Euer Excellenz

ermangele ich nicht, auf die geehrteste Anfrage vom 14t. d. M. gantz gehorsamst anzuzeigen, wie ich vollkommen damit einverstanden bin, daß der Plan der alten Marienburg in der Größe der Zeichnung lithographirt und demnächst abgesondert vom Buche, als Beilage des letzteren, ausgegeben werde.

Zugleich beehre ich mich, mein Manuscript über Marienburg nebst den Gersdorffschen Bemerkungen dazu, in der Anlage wieder zurückzureichen, nachdem ich die letztern im Wesentlichen benutzt und darnach das Manuscript an den betreffenden Stellen berichtigt habe. Hierbei muß ich jedoch gantz gehorsamst um gnädige Entschuldigung des unsauberen Zustandes bitten, in welchem jene Bemerkungen zurückfolgen. Durch ein ärgerliches Versehen ist nemlich — glücklicherweise jedoch erst nach gemachtem Gebrauche, statt des Streusands das gantze Dintenfaß darüber gerathen und hat dieselben, wie ich fürchte, zum Theil unleserlich gemacht.

Es freut mich sehr, Euer Excellenz gesund und heiter wieder in Königsberg zu wissen, und ich beklage nur recht hertzlich, daß es mir die Verhältnisse nicht vergönnten, mit unter den unpolitischen Menschen zu seyn, mit denen Ew. Excellenz diesen Winter verleben wollen.

Ihrer hochverehrten Familie mich angelegentlichst empfehlend, mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew. Excellenz

gantz gehorsamster

Danzig, d. 15t. November 1843. Eichendorff.
Brodbänkengasse Nro. 710.

Eichendorff erwähnt in diesem (gleichfalls bisher noch ungedruckten) Brief den Plan des alten Schlosses Marienburg, der dem Buche beigegeben werden sollte. Dieser Plan ist von dem Sohn des Deichinspektors Gersdorff, der damals Baukondukteur war, gezeichnet worden. Reiches Material, besonders was die Bezeichnung der Lokalitäten zur Ordenszeit betrifft, fand Gersdorff in den sorgfältigen Auszügen, die der Pfarrer Häbler aus den alten Rechnungsbüchern gemacht hatte. Er erhielt für seine Arbeit eine Remuneration von 25 Talern.

Digitized by Google

Die Vervielfältigung dieses Plans sollte dem Lithographen Winckler in Königsberg übertragen werden (für 480 Exemplare), doch mußte dieser ablehnen, da seine lithographischen Steine die Größe des Originals nicht erreichten. Nun setzte sich Schön mit dem General der Infanterie von Krauseneck in Berlin in Verbindung, da er erfahren hatte, daß in der topographischen Abteilung des Großen Generalstabs Zeichnungen beliebiger Größe vermittelst Zinkplatten vervielfältigt würden. Krauseneck, der Chef des Generalstabes der Armee war, erklärte sich am 10. Januar 1844 gern breit und beauftragte den Vorsteher der topographischen Abteilung, Major Schmidt, mit der Leitung des Drucks.

Inzwischen war Schön durch Vermittlung des bekannten Königsberger Historikers Johannes Voigt mit der Druckerei von Dalkowski in Königsberg in Verbindung getreten. Voigt schlug vor, den Druck „etwas gesperrter und somit etwas splendider" einrichten zu lassen als er in seinem „Handbuch der Preußischen Geschichte" war. Dalkowski berechnete den Umfang des Buches auf ca. 10 Bogen und den Preis auf ca. 112 Taler.

Man war damit einverstanden, und mit dem Druck konnte begonnen werden. Doch hielt Schön noch für nötig, vor dem Beginn des Drucks eine Revision der historischen Teile durch Voigt vornehmen zu lassen. Er schrieb am 7. Dezember 1843 an Voigt (Konzept):

Jetzt, vor dem Abdruck des Eichendorffschen Manuscripts über die Wiederherstellung Marienburgs, ergibt sich, daß vor der gewöhnlichen wörtlichen Correktur noch eine Durchsicht in Beziehung auf den geschichtlichen Inhalt und der Darstellung nöthig ist, und ich bitte Ew. p. ganz ergebenst, sich dieser Durchsicht gefälligst zu unterziehen. Bey der hohen Aufmerksamkeit, welche hier nothwendig ist, wird wenigstens ein Honorar von Einem Thaler pro Bogen ein angemessener Satz seyn.

Schön.

Digitized by Google

Nachdem Voigt „nach dem Druck die nöthige wissenschaftliche Revision“ der Eichendorffschen Schrift besorgt hatte, liquidierte er am 21. Februar 1844 über 13 Taler und 10 Silbergroschen.

Der Druck war fertig, und Dalkowski schickte die Rechnung, die hier wiedergegeben sei:

Königsberg, den 24t. Februar 1844.

Rechnung
der Buch- und Steindruckerei von
E. J. Dalkowski, Wasserstraße No. 10

für S. Excellenz den Herrn Staats-Minister v. Schoen, Ritter rc.
603 Exemplare: Freiherr von Eichendorff Die Wiederherstellung des Schlosses Marienburg,
10 Bogen med. 8a u. Umschlag.

nach dem Contracte:

Satz und Druck	53 rth.	10 sgr.
1 Reis 4 Buch f. med. Pat. Papier	50 „	—
3 Bogen f. Kupferdruck Velin	1 „	—
Correctur-Gebühren	5 „	—
Satz, Druck und Papier des Umschlags . .	5 „	—
für Binden von 3 Pracht-Exemplaren . .	2 „	—
„ Heften „ 600 Exempl.	6 „	—

außer dem Contracte:

Censur-Gebühren	1 „	—
Vergütung für die nach der Correctur von Herrn Geh. Rath Voigt veranlaßten Veränderungen	6 „	20 „
Summa	130 rth.	—

E. J. Dalkowski.

Bereits am 2. März wies Schön die Regierungshauptkasse zu Danzig an, die liquidierten 130 rth. an Dalkowski zu senden.

Die Herstellung des Plans ließ etwas länger auf sich warten. Ende Februar mahnte Schön, da der Druck des Buches bereits fertig war, aber erst Mitte April konnte mit

Digitized by Google

dem Druck des Plans begonnen werden. Am 26. April endlich schickte der Major Schmidt die ersten 100 Abzüge, den Rest erst am 18. Mai und liquidierte dafür 86 Taler, 12 Silbergroschen und 6 Pfennige, welche Summe noch im Laufe des Mai angewiesen wurde.

An Seine Majestät den König wurden Anfang Mai die drei Prachtexemplare mit drei Plänen abgesendet, zwei Exemplare ließ Schön an Voigt schicken, eins an Hüllmann, eins an Gersdorff.

Der buchhändlerische Vertrieb wurde dem Hofbuchhändler Alexander Duncker übertragen gegen einen Rabatt von 33 Prozent. Er hatte am 7. Juli 1844 bereits 50 Exemplare an die bedeutendsten Buchhandlungen Deutschlands versandt und wies auch in mehreren Zeitungen und literarischen Blättern auf das Erscheinen des Werkes hin. In Preußen haben sich die Landräte um die Verbreitung des Werkes außerordentlich verdient gemacht.

Der König antwortete an den Burggrafen des Schlosses Marienburg, Staatsminister von Schön:

Die von dem Geheimen Regierungs-Rath Freiherrn von Eichendorff verfaßte Geschichte der Herstellung des Schlosses Marienburg, wovon Sie Mir am 13. d. M. drei Exemplare übersandt haben, ist Mir, wie alles, was dieses großartige Denkmal betrifft, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Die Geschichte dieser Restauration kann aber zugleich nur eine Geschichte Ihrer Verdienste um dieselbe seyn und die Schrift erhält dadurch für Mich einen um so größeren Werth. Diese Versicherung möge Ihnen denn zugleich als Ausdruck Meines Dankes für die Darbringung der Arbeit dienen.

Sans-souci, den 25. Mai 1844.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Eine willkommene Ergänzung zu dem vorstehenden Material bieten in den eben erschienenen Briefen Eichendorffs[1]) die Schreiben, die an Eichhorn und Schön gerichtet

[1]) Eichendorffs Werke, Bd. 12. Briefe von Eichendorff, hsg. von W. Kosch, Regensburg, J. Habbel.

Digitized by Google

MARIENBURG

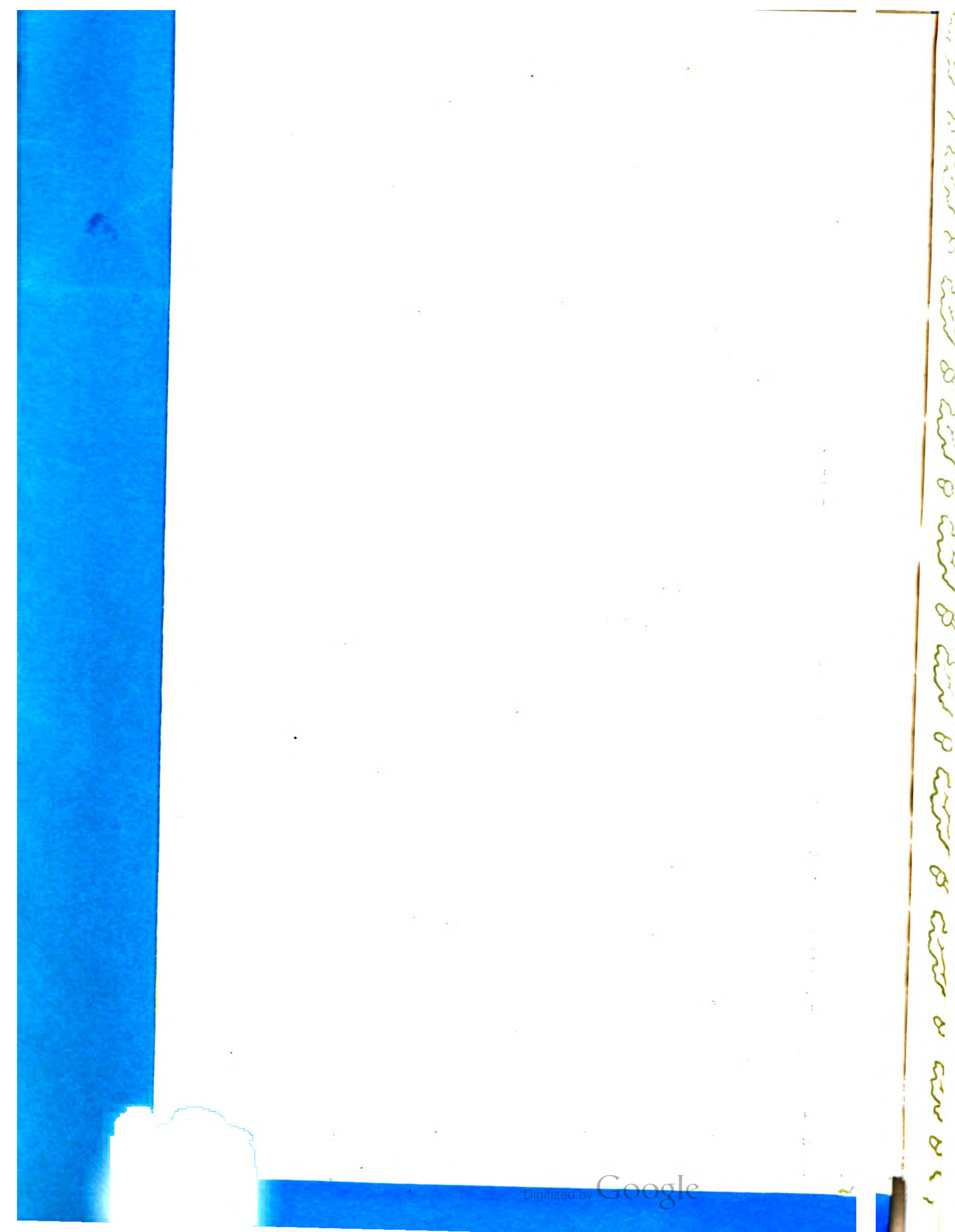
den oder auch aus

T

Das grosse Kornhaus
oder der lange Speicher.
4 Stock hoch
Im untern G

Vorburg

Digitized by Google



Digitized by Google

sind (Nr. 65—69). Eichendorff dankt am 10. August 1843 dem Kultusminister für den bis zum 3. September verlängerten Urlaub, er fügt aber hinzu, daß er bei seinem Augen- und Ohrenleiden nur langsam und mit größter Anstrengung seine Arbeit an der „Marienburg“ fördern könne, zumal das Material an Urkunden, Archivalien und Akten sehr groß sei. Seine Gesundheit sei zerrüttet. Er bitte um seine Pensionierung und, bis diese erfolgt sein werde, um einen weiteren unbestimmten Urlaub für Danzig zur Beendigung seiner Arbeit. Der Urlaub wurde ihm zunächst bis zum 1. April 1844 verlängert, und zum 1. Juli wurde Eichendorff in den Ruhestand versetzt mit einer jährlichen Zulage von 200 Talern zu seiner gesetzmäßigen Pension.

Marienburg. Dr. Walther Ziesemer.

Digitized by Google

3*

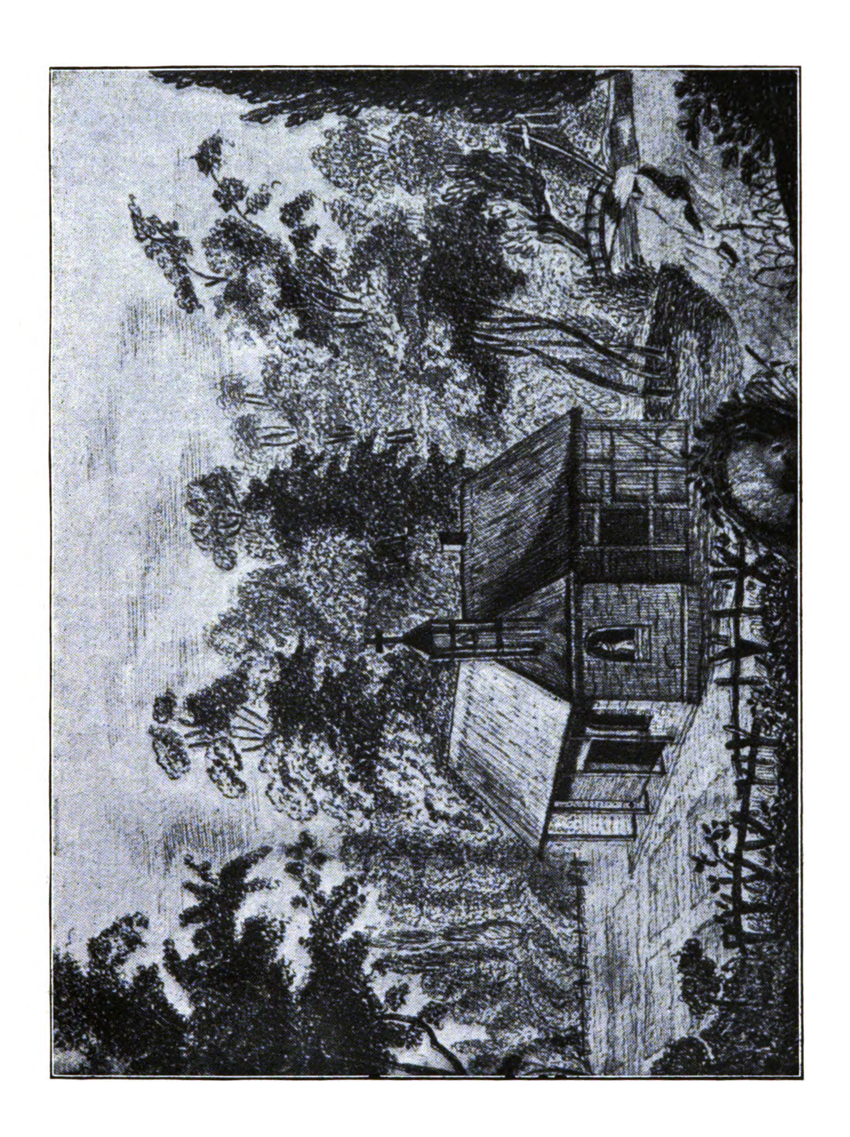
Die Stammbücher des Freiherrn Rudolf von Eichendorff und der Madame Hahmann.

Im Besitz der Familie Eichendorff in Glatz und des Wirtschaftsinspektors Hahmann in Mistitz befinden sich zwei reizende Stammbücher aus der romantischen Zeit.

Das erste Stammbuch, von Rudolf Freiherrn von Eichendorff angelegt, ist nicht minder wertvoll als das zweite, das bereits Alfons Nowack (Das Stammbuch der Madame Hahmann, Oberschlesische Heimat Band IV. 2. Heft. Oppeln 1908) ausführlich beschrieben hat. Die bildlichen und textlichen Eintragungen zahlreicher Mitglieder des Hauses Eichendorff sind bezeichnend genug, um auch den Lesern des Eichendorff-Kalenders vorgeführt zu werden.

Rudolf Freiherr von Eichendorff (über ihn Oberschlesische Heimat Band II. 1. Heft. Oppeln 1906) wurde 1767 zu Deutsch-Krawarn geboren, studierte in Frankfurt an der Oder Rechtswissenschaft (1787 bis 1788), hielt sich 1788 auch in Potsdam, Dresden und Leipzig auf, war 1789 in Wien, 1792 in Krakau, 1797 in Karlsbad und Prag, 1798 in Breslau, 1799 in Brünn, 1801 und 1802 in Breslau und 1840 bis 1845 in Wien, wo er starb. Er besaß das Gut

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Radoschau in Schlesien und wirkte von 1793 bis 1798 als Landesältester des Koseler Kreises. Das von Nowack veröffentlichte Bruchstück einer Selbstbiographie zeigt uns, daß Rudolf von Eichendorff ein richtiger Sonderling gewesen sein muß. Daß er in seinen letzten Lebensjahren sogar menschenscheu war, geht aus folgender verbürgter Nachricht hervor. Sein Neffe Joseph Freiherr von Eichendorff versuchte wiederholt ihn in Wien zu besuchen; doch gelang es ihm niemals, da Rudolf ihm offenbar aus dem Wege ging.

In Rudolfs Stammbuch sind vor allem drei Eintragungen beachtenswert. Die eine stammt von Adolf Freiherrn von Eichendorff, dem Vater des Dichters, geboren 1756 zu Deutsch-Krawarn, gestorben 1818 zu Lubowitz. Adolf übernahm von Rudolf die Herrschaft Radoschau und besaß außerdem Lubowitz, Trost - Preiskretscham, Slawikau und Sedlnitz im Kuhländchen; er war Landesältester.

„Weniger lebhaft" und dazu „wirtschaftlich recht eingezogen" soll nach Rudolfs Schilderung in der Selbstbiographie Adolfs jüngerer Bruder Vincenz gewesen sein, der, 1758 geboren und 1823 zu Lubowitz gestorben, eine Zeitlang sich auch in London aufgehalten hat.

Karl Freiherr von Kloch, Schwiegervater Adolfs, war der ursprüngliche Besitzer der Herrschaften Radoschau und Lubowitz. Das erstgenannte Gut kaufte zunächst der jüngste der drei Brüder, Rudolph, dieser überließ es jedoch später, wie oben erwähnt, dem ältesten, Adolph.

Karoline, die Tochter des Freiherrn Karl von Kloch und Mutter des Dichters, geboren 1766, gestorben 1822, war seit 1784 verheiratet mit Adolf Freiherrn von Eichendorff.

Über die Lebensführung der beiden auf Schloß Lubowitz, der Geburtsstätte des Dichters, berichtet Rudolphs Selbstbiographie: „Schon bei den Schwiegereltern war es Sitte, alle Tage Gäste zu Tische zu haben, bei den jungen

Digitized by Google

Eheleuten im neuen Schlosse vermehrte sich dies jedoch unendlich, so daß, wenn man nach Lubowitz kam, man sicher war, eine gute Speise-Tafel und viele Gäste zu finden. Es kam so weit, daß gleich im ersten Jahr nach Ausbau des Schlosses am 28. Jänner (am Caroli Tage, so hieß der Schwiegervater und die junge Frau Karoline von Kloch, jetzige Eichendorff) eine große Gastgeberei stattfand, wo es zuging wie im ewigen Leben. Es fanden sich dort mehr als 100 geladene und ungeladene Gratulanten ein, um auf Regiments-Unkosten gut zu schmausen. Viele mußten in der Nacht wegfahren, weil sie keinen Platz bekommen konnten. Dies vermehrte sich von Jahr zu Jahr."

Über die Persönlichkeit, die das zweite Stammbuch anlegte, konnte A. Nowack folgendes ermitteln:

Benigna Sophie Amalie Taubert wurde zu Kosel (Ober-Schlesien) am 20. Mai 1775 als viertes Kind des Landschaftssyndikus Adolph Taubert und seiner Gattin Charlotte geboren. An ihrem 23. Geburtstage heiratete sie den Stadtsyndikus von Kosel, Karl Hahmann. Noch lange hernach siedelte das Paar nach Ratibor über, wo Hahmann das Amt eines Justitiärs und Justizkommissärs übertragen worden war.

Hier traten Herr und Frau Hahmann in freundschaftliche Beziehungen zur Familie des Freiherrn Adolph von Eichendorff auf Schloß Lubowitz. Besuche hüben und drüben werden im Jugendtagebuch des Dichters seit September 1806 mehrfach erwähnt. Joseph und Wilhelm, die eben von der Universität Halle heimgekehrt waren, hegten für die junge, üppige Frau schwärmerische Verehrung, namentlich Joseph. An diese „Hahmannperiode" erinnern noch Josephs Jugenddichtungen „Beim Erwachen", „An M[adame] H[ahmann]", das „Stammbuchblatt für M. H., Akrostichon mit aufgegebenen Endreimen", „Es waren zwei junge Grafen" und „Das Zaubernetz", sämtliche 1807

Digitized by Google

verfaßt mit Ausnahme des letzten, das ein Jahr später entstand. 1822, als Carolina Freiin von Eichendorff starb, hörte der Verkehr der beiden Familien jedenfalls auf.

Nach dem Tod ihres Gatten, der auf Schloß Ratibor 76jährig verschied, lebte Frau Hahmann in einem kleinen herzoglichen Haus zu Bosatz. Sie starb am 28. März 1848 an Altersschwäche und liegt auf dem evangelischen Friedhof zu Ratibor begraben.

Von den Eintragungen im Stammbuch sind für uns natürlich diejenigen am wertvollsten, die von Eichendorffschen Familienangehörigen herrühren. Rudolph Freiherr von Eichendorff, der von 1791 bis 1798 das Gut Radoschau, zweieinhalb Meilen südöstlich von Kosel, bewirtschaftete, verkehrte um 1795 im Haus des Landschaftssyndikus Taubert. Als höflicher Kavalier schrieb er Frl. Benigna den 27. Juni 1795 folgende galante Verse auf das letzte Blatt des Stammbuchs:

„Als die Grazien um deine Wiege standen,
Rosen dir um deine Schläfen wanden,
Lohnt ein Lächeln ihre Zärtlichkeit.
Darf ich auf dein gutes Lächeln hoffen,
Wenn die Freundschaft dir ein Blümchen streut?
Sieh, dies Herz der edlen Freundschaft offen,
Sei — du lächelst — sei dir ganz geweiht.
Auch bei Wenigem vergnügt hienieden
Schrieb ich mich auf dieses letzte Blatt.
Mehr als Könige es sind; zufrieden
Wenn dein Freund in deinem Herzen
Nur das letzte Plätzchen hat."

Karoline Freiin von Eichendorff wieder schrieb am 1. Mai 1807 folgende Worte in das Stammbuch der Madame Hahmann:

„Freundschaft ist eine Pflanze, die unter jedem Himmelsstriche nur langsam wächst, Heil dem, der in seinem Wohnorte nur eine einzige erzieht . . . Gewiß können Sie meiner Freund-

Digitized by Google

schaft überzeugt sein und herzlich werde ich mich freuen immer die Ihrige zu genießen."

An demselben Tag trug auch Joseph eine Widmung ein:

„In wildem Wechsel treibt das flüchtge Leben.
Bang schwebt der Schiffer auf den fliehenden Wogen,
Vorüber Land und Menschen fortgezogen,
Es muß wohin die vollen Segel streben.
In Dämmrung sieht er noch die Heimat ragen,
Cypressen aus vergessnen Blumenwogen;
Herüber schimmert's hold wie Regenbogen,
Er steht allein — und kann nur sehnend klagen;
Nichts weilt, doch aus der Erinnrung süßen Schmerzen,
Da blühen wieder die verklungnen Zeiten;
Ob auch die lieben Stunden längst vergangen,
Ruht doch ihr stilles Bild in träum'nden Herzen
Frühlingen gleich von Zauberschein umfangen,
Freundlich durchs ganze Leben zu geleiten.

Lubowitz, den 1ten Mai 1807."

Wir haben hier die ursprüngliche, von A. Nowack aufgefundene Fassung des Gedichts „Stammbuchblatt für M. H., Akrostichon mit aufgegebenen Endreimen". Die spätere Fassung mag 1809 entstanden sein.

Wie Joseph hat sich auch sein Bruder Wilhelm ins Stammbuch eingetragen. Er bittet am 1. Mai 1807, vor seiner Abreise nach Heidelberg, Madame Hahmann als ihr „ergebener Freund und Diener" um „ferneres gütiges Andenken auch in der Entfernung" und zeichnet ein stimmungsvolles Bild, das eine im Wald gelegene Einsiedelei an einem überbrückten Bach und einen kleinen Wasserfall darstellt. Die Buchstaben W. E. unten auf dem Bilde bezeugen Wilhelm als Zeichner. Die Zeichnung selbst sehen die Leser im laufenden Jahrgang.

Auf einem dem Hahmannschen Stammbuch eingelegten Blatt, das aber seinem Format nach nicht hineinpaßt, stehen neben dem Schillerschen Spruch: „Groß kann man sich im

Digitized by Google

Glück, erhaben nur im Unglück zeigen", die Worte: „Auch entfernt erinnern Sie sich manchmal an Ihre aufrichtige Freundin Caroline Freiin von Eichendorff. Lubowitz, den 30. September 1807." Ein anderes Blatt von demselben Format enthält die Eintragung: „Jeder Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht. Fichte. Zu freundschaftlichem Andenken empfiehlt sich ergebenst Ihr aufrichtiger Freund Joseph Baron von Eichendorff, Stud. jur. Heidelb. Lubowitz, den 4ten Mai 1807". A. Nowack vermutet, daß die beiden Blätter für das Stammbuch des Justitiars Hahmann bestimmt waren.

Freiburg im Üchtland. Wilhelm Kosch.

Digitized by Google

Ein historisches Dramenfragment des jungen Eichendorff.

Als „letzter Ritter der Romantik“ steht uns allen die liebenswürdige Gestalt des größten schlesischen Lyrikers lebendig vor Augen. Ein sanfter Frühlingsduft geht von seinem Wesen und Dichten aus und weckt die verborgensten Töne unserer Seelenäolsharfe, daß Wiese, Berg und Wald in vollen Akkorden erklingen, Nachtigall und Lerche ihre Lieder singen und Tag und Nacht mit ihren Wonnen und Schauern um unsere Sinne blühen. Ein Zauberland öffnet sich vor unseren Blicken, und neu ersteht in dem Artistenwirrwarr unserer raschen Tage jene romantische Traumwelt, welcher sinnige und überschäumende Gefühlsschwärmer einen mehr als bloß momentan blendenden und vorübergehenden Glanz gegeben haben. Aber wer so das Bild dieser Dichterseele erfaßt, wer so seine Stimmungs- und Gefühlswerte nachlebt, der sieht nur einen, wenn auch den hellsten Lichtpunkt eines vielfarbigen Gemäldes. Denn der stille, der Volksvorstellung so märchenhaft vertraute Eichendorff ist in seinem dichterischen Schaffen keineswegs so beschränkt, als von der Gesamtheit der genießenden Laien gemeinhin angenommen wird. Auf allen Gebieten literarischer Kunst hat er sein Roß getum-

Digitized by Google

melt. Er ist Lyriker, Epiker, Novellist, Romanschriftsteller, Dramatiker, Literarhistoriker und Politiker und hat überall seine Kräfte mit Glück erprobt. Aber die Nachwelt hat ihn in diesem weiten Umfange nicht gewürdigt. Vor allem hat sie lange Zeit den Dramatiker unverdientermaßen in den Hintergrund gerückt. Erst die neuere Forschung ist bemüht, auch ihm die gebührende Beachtung zu widmen und zu sichern. Doch wollen wir auch hierin maßhalten und nicht in kritikloser Parteibegeisterung dem Dichter eine Bedeutung zuschreiben, die der Beschränktheit und dem Unvermögen seiner dramatischen Muse nicht zukommt.

Zu den bisher bekannten Dramen Eichendorffs wird der 17. Band der historisch-kritischen Gesamtausgabe das Bruchstück eines neuen interessanten historischen Dramenversuchs bringen, das die Schicksale des letzten Hohenstaufen behandeln sollte. Das tragische Geschick dieses so jäh aus dem Leben gerissenen hoffnungsvollen Knaben, der in jungen Jahren auf dem Schafott zu Neapel die Geschichte eines ruhmvollen Hauses beschließen mußte, hatte von jeher die Phantasie der Dichter lebhaft gereizt und war schon vom 13. Jahrhundert an in italienischen, französischen und mittelhochdeutschen Liedern besungen worden[1]). Spätere Jahrhunderte machten den Stoff zum Gegenstand größerer Dichtungen, z. B. Joh. Jak. Bodmer in einer hexametrischen Erzählung (1771). Besonders seit dem durch Lessing und Schiller emporgetriebenen Aufschwung des historischen Dramas konnte der Konradinstoff seine Wirkung auf dichterische Gemüter nicht verfehlen. 1783 brachte der Donauwörther Benediktinerprior Beda Mayr (1742—1794) sein Konradinschauspiel, im folgenden Jahre Fr. M. Klinger, jener „Löwenblutsäufer“ (Wie-

---

[1]) Vgl. den von Bartsch besorgten Anhang zu Schirrmacher, Die letzten Hohenstaufen. Göttingen 1871.

Digitized by Google

land), der mit seinem tollen Drama „Sturm und Drang" der Geniezeit ihren Namen gab, selbst Schiller spielte mit dem Gedanken an einen „Prinzen Konradin", Fr. Aug. Kl. Werthes lieferte ein fünfaktiges Trauerspiel (1800), Friedrich von Raumers „Geschichte der Hohenstaufen" (1824 ff.) bot den kommenden Dramatikern eine neue wichtige Quelle, aus der z. B. neben Grabbe, Immermann u. a. ein Raupach seine 16 Dramen von Barbarossa bis Konradin schöpfte und die auch Eichendorff für seinen „Ezelin von Romano" (1828) benutzte[1]). Aus neuerer Zeit endlich seien noch erwähnt die Konradindramen von Wilhelm Nienstädt (1826), Hans Köster (1842), Hans Herrig (1881), Martin Greif (1888) u. a.

Das Konradinfragment Eichendorffs ist von allen diesen Behandlungen, soweit sie überhaupt in Betracht kommen können, unbeeinflußt geblieben. Wie es in das dramatische Schaffen des Dichters einzugliedern und von welcher Seite irgend eine Anregung zu seiner Konzeption ausgegangen ist, scheint mir aus gleich zu entwickelnden Gründen befriedigend noch nicht beantwortet werden zu können. Nach dem, was uns Reinhard[2]) über die Vorstufe des „Ezelin von Romano" mitgeteilt hat, dürfte man versucht sein, das Fragment mit der „Sizilianischen Vesper", einem Entwurf zu der Vorgeschichte des „Ezelin", in Zusammenhang zu bringen. Aber Inhalt und Form, die unzweifelhaft einen an schillerschem Pathos und der Jambenrhetorik seiner Nachtreter sich berauschenden Anfänger verraten, lassen die Möglichkeit dieser Eingliederung ziemlich fragwürdig erscheinen. Außerdem ist die Handschrift des Fragmentes die des j u n g e n Eichendorff, während die Studien

---

[1]) Vgl. Erdmann, Jul., Eichendorffs historische Trauerspiele. Halle 1908.

[2]) Eichendorffstudien, Münster i. Westf. 1908 S. 68 ff.

Digitized by Google

zu Ezelin und der Plan zur „Sizilianischen Vesper“ sicher nicht vor 1825 zu setzen sind. Auch die Form der Überlieferung des Bruchstücks, die das sonst für den Dramatiker Eichendorff zu beobachtende Charakteristikum der intimen Beschäftigung mit historischen Quellen nicht erkennen läßt, macht die Zugehörigkeit zur Ezelingruppe durchaus unwahrscheinlich. Ich möchte das Fragment vielmehr für einen jener Versuche des jungen Dichters halten — er soll ja bereits im 10. Lebensjahre ein mehraktiges Trauerspiel aus der römischen Geschichte geschrieben haben — zu dem er bei der Lektüre irgend eines Buches plötzlich begeistert wurde und den er dann ebenso schnell wieder fallen ließ, vielleicht aus Selbsterkenntnis mangelnder Kraft und Fähigkeit, vielleicht aus Mangel an dauernder Hingabe, den das Verflattern und Abflauen der anfänglichen Begeisterung bewirken mußten.

Auch über die Zeit der Entstehung lassen sich nur Vermutungen aussprechen, da jegliche Anhaltspunkte zu genauerer Datierung fehlen. Aus der Art des Papiers, der Tinte und der Niederschrift lassen sich keine genauen Schlüsse auf die Chronologie ziehen. Meinem Gefühl nach — freilich einem sehr unmaßgeblichen Wertmesser — könnte das Fragment etwa zwischen 1808 und 1812 angesetzt werden. Vielleicht ist es in Wien entstanden, wo wir dann in dem Plan und der Skizze eines ganz entfernt durch Kleist angeregten Dramas „Herrmann und Thusnelda“ (1811) ein Beispiel von einem ebenso vorübergehend regen Interesse an dem aufgegriffenen Stoff haben, wie es beim Konradin der Fall ist. Ob das Fragment dann in irgend einer Beziehung zu Theodor Körner gestanden hat, der sich anfangs 1812 mit der Konzeption eines Konradindramas trug — wie er am 1. und 26. Februar den Seinen nach Dresden berichtet — ist kaum mit Sicherheit zu ent=

Digitized by Google

scheiden[1]). Sonderbar mutet die Bemerkung „Trauerspiel in Chören“ an. Vielleicht ist aber hierin ein Hinweis auf Schillers „Braut von Messina“ enthalten, die Eichendorff am 18. Oktober 1811 im Wiener Burgtheater gesehen hat. (Vgl. Tgb. 294_{35}).

So wenig Positives sich auch über das Bruchstück ausmachen läßt, es bedeutet eine nicht unwesentliche Bereicherung unserer Kenntnis von den seit früher Jugend lebendigen dramatischen Bestrebungen Eichendorffs, die mehr als bisher die Aufmerksamkeit seiner Freunde und Verehrer, d. h. des deutschen Volkes, verdienen und einen Wandel in der einseitigen Beurteilung des Dichters herbeizuführen berufen sind.

Wenden wir uns nunmehr dem Konradinfragment selbst zu. Es ist ein eigen Ding um die dramatischen Fragmente unserer Dichter. Nur zu häufig gestatten sie ein willkürliches Spiel der Kombinations- und Hypothesensucht ihrer Erklärer, die nun einmal um jeden Preis eine Rekonstruktion versuchen müssen. Ein klassisches Beispiel hierfür ist die methodisch gewiß bewundernswerte Interpretation über Goethes dramatisches Revolutionsfragment „Das Mädchen von Oberkirch“ von Prof. Roethe, der an der Hand eines dürftigen Szenars ein möglichst bestimmtes Bild des Dramas herstellen will[2]). Bei aller philologischen Akribie muß eine so mühsame Arbeit im letzten Grunde doch unzureichend, vielleicht zwecklos bleiben, weil sie allzusehr dem Subjektivismus des Forschers unterworfen ist. Daher ver-

---

[1]) Die Bekanntschaft zwischen Eichendorff und Körner erfolgte bereits im Januar 1812. (Vgl. Tgb. 306, 17 f.)

[2]) Ich mache auf die Verschiedenheit der Datierung des M.s v. O. aufmerksam: Roethe setzt an 1795/6, Bielschowsky 1793/4, Witkowsky „nicht weit vom historischen Zeitpunkt der Handlung“, d. h. nach November 1793. Ich halte Ende 1794 bis Anfang 1795 für den wahrscheinlichen Zeitpunkt, da der Revolutionsalmanach von 1795 sicher zur Herbstmesse 1794 vorlag.

Digitized by Google

zichten wir auf eine genauere Rekonstruktion des Eichendorffschen Fragmentes, zumal da die handschriftliche Überlieferung keinerlei Andeutungen über die Absichten des Dichters enthält. Nicht einmal ein Szenar ist vorhanden.

Das Fragment ist auf vier Oktav- und zwei einseitig beschriebenen Quartblättern enthalten. Eine Seite des größeren Formats, die vollständig und zwar kreuz und quer beschrieben ist, bringt die verschiedenartigsten Aufzeichnungen, wie Prosaentwürfe zu Gedichten, teilweise ausgeführte Gedichte, eine kurze Erinnerung an Lubowitz und die dort vorgenommene Lektüre des Goetheschen Wilhelm Meister (vor 1807?, vgl. Tgb. S. 219 $_{37}$), wovon wahrscheinlich das wenigste zum Drama gehört. Der Entwurf des Konradin selbst ist nicht über die Anfänge hinausgekommen. Nur zwei Szenen sind in fünffüßigen Jamben ausgearbeitet. Sie bilden einen Teil des ersten Aufzuges. Alles übrige sind bloße Notizen, die sich schwer in den Rahmen des Ganzen einfügen lassen.

Von den Personen des Stückes lernen wir nur kennen: Friedrich von Baden, Konradin, beider Geliebte Laura, einen alten General Rodrigo, eine Komtesse, die vielleicht mit Laura zu identifizieren ist, und deren Kammerzofe, schließlich noch einen nicht näher bezeichneten Grafen. — Die ausgearbeiteten Szenen beginnen mit einem Monolog Lauras, der am Schluß ihre Angst durchschimmern läßt, die Stellung Konradins als Prinz und König werde seine Liebe zu ihr ersticken. Doch will sie diesen „vergiftenden Gedanken“ keinen Raum in ihrem Herzen geben:

> Ihr reißt ihn nicht aus meiner Liebe Armen!?
> Nehmt euch den Hohenstaufen immerhin,
> Mein Herz heischt ja nur — Konradin.

„Sie ergreift in sichtbarer Beklemmung die Laute und singt“. In diesem Augenblicke wird sie von Friedrich von Baden überrascht. In bis zur Raserei leidenschaftlichen

Digitized by Google

Worten gesteht er ihr seine Liebe und umschlingt sie heftig. Sie entwindet sich seiner Umarmung, ohne aber dadurch von seinen Liebesbeteuerungen befreit zu werden. Denn er will „des Zufalls Wechselglück" nicht lassen und fleht sie an, nur einen einzigen Kuß auf ihres „Mundes süße Unschuldsröte" drücken zu dürfen, eh' unbarmherzig die Nacht des Krieges ihn verschlinge. Laura stößt ihn abermals zurück und befiehlt ihm sie zu verlassen. „Denkt, wenn mein Vater jetzt, — wenn Konradin —" Bei diesem Namen fährt der Rasende fürchterlich auf. Er ist hinabgeschleudert aus seiner „Täuschung Paradieseshöhen in der Wahrheit Hölle." „Des Busens Hoffnungstempel ist zertrümmert." Kniend bittet er Laura, sie möge Konradin, „den mir zum Freund des Himmels heil'ger Ratschluß schuf," nicht lieben. Aber ihre Liebe wankt nicht: „Der Weg zu meinem Herzen ist der nur, der zu Konradinen führt." Mit diesen Worten verläßt sie ihn. Er bleibt in Verzweiflung zurück und stürzt schnell davon, als er Konradin mit seinem General auftreten sieht. Der Hohenstaufe hat die Aufregung seines Jugendfreundes bemerkt und wundert sich über dessen sonderbares Wesen:

> Das düstre Schweigen aber, das seit kurzem
> Umnebelt seines Frohsinns offne Heitre
> Und jetzt die Fieberglut bleibt (!) mir ein Rätsel.

Dann wendet er sich zu Rodrigo, der ihn zu einer wichtigen Unterredung gebeten hat. Der alte General bittet ihn, zu Deutschlands und seiner eigenen Ehre das verweichlichende Leben der Ruhe aufzugeben, dagegen in der Feldschlacht das Glück und die alten Freunde wieder zu suchen und nicht in träger Wollust die Kräfte zu vergeuden. Konradin aber kennt andere, höhere Pflichten auf Erden als den Krieg, die adelnde Liebe, deren Zartgefühl der greise Feldherr nie gespürt habe, jenes Gefühl, „das, wie ein Frühlingshauch aus der Seele tiefstem Grunde der Größe

Digitized by Google

schlummernden Gedanken weckt und ihn zu ew'ger Flammentat emportreibt". Diesen Worten gegenüber erklärt Rodrigo kurz entschlossen sich von ihm wenden zu wollen, der Taten, Ruhm und Ehre erschlaffender Liebe nachsetze. Da hält ihn Konradin zurück, er besinnt sich eines anderen und befiehlt gleich alles zur Schlacht zu rüsten:

Vom Becher donnr' der Kriegstrommete Heulen
Den Zechenden, von seines Mädchens Lippen
Den Liebenden, aus seiner Träume Zauber
Den Schläfer auf zum blut'gen Schwertestanze.
Nicht länger sollen mir aus ihren Grüften
Verachtung grinsen meiner Väter Schatten,
Erringen will ich mir Unsterblichkeit,
Sollt' auch mein Leichnam selbst die Stufe sein,
Auf der mein Nam' zu ihrem Tempel steigt!

So weit reichen die ausgeführten Szenen. Man glaubt vor der Schlacht bei Scurcola zu stehen, so sonderbar und wenig historisch die Situation auch gezeichnet ist. Ob aber mit diesen Szenen das erregende Moment oder bereits die Schürzung des Knotens gegeben ist, bleibt ungewiß.

Zu Beginn des nächsten, des zweiten Aktes, über dessen Gestaltung der Dichter selbst noch keine Klarheit gewonnen haben muß, wie aus den skizzenhaften Angaben hervorgeht, erwarten zwei Knechte den Hohenstaufen am Meere. Waffengeklirre ertönt. Konradin und ein Graf (vielleicht Lauras Vater) erscheinen. Konradin öffnet im Gefecht dessen Visier und ruft: „So stürze die Erde über mir zusammen, wenn die Menschheit eine Lüge ist!" und wirft sein Schwert zu Boden. Zweck und Ausgang dieses Auftrittes bleiben dunkel.

Eine neue Szene sollte sich vor der Schlacht zwischen Konradin und Friedrich von Baden abspielen, in der ersterer dem Freund sein Herz öffnet und ihm seine Liebe zu Laura gesteht.

Digitized by Google

Ganz unverständlich ist folgende Notiz: „Im 2. Akt. Comtesse [Laura? oder ihre Mutter?] am Fenster zur Kammerfrau: Er versprach die ersten Strahlen des Morgens sollten sich an seines Heeres Schilden etc. spiegeln, die Fahnen wehen. Wars nicht so? Sagt er das nicht? Schon ist es licht, noch k[ein] Regen und Leben im Tale. Es graut die tote Stille mich ahnungsvoll an.“ Wird Konradin, Friedrich von Baden oder der Graf erwartet? Welches ist der Ort der Handlung? Gehört diese Notiz zu dem Monologe Lauras: „Noch weilt sie hinter blauer Berge Gipfel die Tagesspenderin —“ und demnach dieser Monolog mit den anschließenden fertigen Szenen in den 2. Akt? Lauter ungelöste Fragen! Dann heißt es weiter: „In der 2. Szene der Graf. Es war ein schöner Abend, als der Vater (oder Pater?) i[n] (oder d[er]) unsere Hände insammen legt: u. zuvor: Seit wann überrasche ich dich?“ Wer ist der Graf? Friedrich von Baden? Wird mit dieser Notiz auf die Szene zwischen Laura und Friedrich hingewiesen? Was bedeutet die letzte im Original schlecht lesbare Stelle? Auch auf diese Fragen läßt sich keine befriedigende Antwort geben.

Was sonst noch von Angaben und Entwürfen auf den Blättern des Konradin enthalten ist, wird man kaum in einen vernünftigen Zusammenhang mit dem Stoff bringen können. Vor allem kommt es darauf an zu entscheiden, ob einige der Prosaskizzen zu Gedichten, die auf den ersten Blick nichts mit dem Stoff zu tun haben, in irgend welcher Verbindung mit dem Drama stehen, und wo ihnen im Verlauf der Handlung ein Platz anzuweisen ist. Dies alles wird in der Ausgabe zum Teil als Paralipomena abgedruckt werden. Vielleicht bringt der Zufall dann eines Tages noch einmal eine Lösung des augenblicklich sehr dunklen Problems des eichendorffschen Konradinfragmentes. Ich schließe meine

Digitized by Google

Betrachtungen mit dem lebhaften Wunsche, daß sich der Scharfsinn und die Geduld vieler Freunde des Dichters an der Erklärung des unvollkommenen Bruchstücks üben und mehr positive Resultate zu Tage fördern möchten, als es meiner Liebe und Hingabe vergönnt war.

Bonn am Rhein. Dr. Carl Hanns Wegener.

Anmerkung des Herausgebers: Das Konradin-Fragment ist, soweit die Handschrift den Kenner nicht trügt, vor der „Zauberei im Herbst“ entstanden.

Digitized by Google

Paul Ciupke, der Lubowitzer „Herr Kaplan".

In der Jugendgeschichte Eichendorffs begegnen uns zwei Priestergestalten, deren Andenken sich unauslöschlich in das Herz des Dichters gegraben hat: Bernhard Heinke und Paul Ciupke. Der Erste, 1792 zum Priester geweiht, war im folgenden Jahre vom Freiherrn Adolf von Eichendorff auf Lubowitz zum Hofmeister seiner Söhne Wilhelm und Joseph bestellt worden. Der talentvolle und pflichteifrige Geistliche wirkte in dieser Stellung bis zum Herbst 1801, wo seine Zöglinge nach Breslau übersiedelten, um das St. Matthiasgymnasium zu besuchen. Sein Name wurde im Lubowitzer Schlosse stets mit Achtung und Liebe genannt. Noch 1858 schreibt des Dichters Schwester Luise ihrem Neffen Hermann auf Grund von Mitteilungen ihrer Eltern und Geschwister: „Der Hofmeister Heinke soll in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Mann gewesen sein, welchem Wilhelm und Joseph ihre erste Ausbildung zu verdanken haben, und welchem sie noch in späteren Jahren unendlich dankbar waren." Im Jahre 1808 übernahm Heinke, nachdem er vorher etliche Jahre als Zeremoniar an der Breslauer Kathedrale tätig gewesen war, die Pfarrei Zirkwitz im Kreise Trebnitz, wo ihn einmal Wilhelm und

Digitized by Google

Joseph von Eichendorff besuchten, und starb hier nach zweiunddreißigjähriger treuer Wirksamkeit, von seinen Parochianen und namentlich den Armen tief betrauert, als Erzpriester und Kreisschulinspektor am 10. April 1840 im Alter von 71 Jahren.

Noch mehr als Hofmeister Heinke blieb unserem Dichter und wohl auch dessen älterem Bruder Wilhelm P. Paul Ciupke, der Lubowitzer „Herr Kaplan", ins Herz geschrieben, dem Eichendorff in dem armen Theologen Viktor, dieser „plastischsten und eigenartigsten Figur des Romans Ahnung und Gegenwart" ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Hofmeister Heinke war für seine beiden Schützlinge bei aller Verehrung, die sie ihm entgegenbrachten, doch immer Respektsperson. Mit P. Ciupke dagegen verknüpfte sie das Band vertraulicher Freundschaft, und zwar in einem Grade, daß jeder Unterschied des Alters, des Standes und der Würde aufgehoben schien.

Paul Ciupke war am 25. Januar 1771 in Schönwald bei Gleiwitz, einer im 13. Jahrhundert vom Cisterzienserstift Rauden mitten im polnischen Sprachgebiet gegründeten deutschen Ansiedlung geboren. Er besuchte das Raudener Stiftsgymnasium und wurde am 19. September 1795 in Breslau zum Priester geweiht. Am 20. Januar 1797 erhielt er das Dekret als Kaplan nach Lubowitz, wo er an der Seite des bejahrten Pfarrers, Erzpriesters a. D., Johann Moczygemba fast vierzehn Jahre hindurch fleißig in der Seelsorge arbeitete. Freiherr Hermann von Eichendorff bezeichnet den P. Ciupke in der den sämtlichen Werken seines Vaters vorausgeschickten Biographie als „Hauskaplan" der Lubowitzer Schloßherrschaft, und Weichberger in den „Untersuchungen zu Eichendorffs Roman Ahnung und Gegenwart"[1]) als „Hauslehrer" im Schloß Lubowitz.

---

[1]) Jena 1901, S. 23.

Digitized by Google

Beides ist unzutreffend. Ciupke war Ortskaplan, wohnte in der Kaplanei neben dem Pfarrhause und trug nach einer Bemerkung Adolf von Eichendorffs aus dem Jahre 1811 bei einem alten Pfarrer fast die ganze Last der Seelsorge. Nach der Versetzung des P. Heinke und nach dem Weggange des 1804 als Schloßkaplan erwähnten Lorenz Winkler mag er indes gelegentlich Gottesdienst in dem Sazellum des Schlosses gehalten haben. Von seiner angeblichen Wirksamkeit als „Hauslehrer" spricht das Tagebuch nie. Auch finde ich keinen Anhalt dafür, daß ihm, wie Hermann von Eichendorff[1]) sagt, die Beaufsichtigung der Schulen auf den Eichendorffschen Gütern übertragen war. Es können da überhaupt nur die Pfarrschulen in Lubowitz und Slawikau in Betracht kommen. Auf die Beaufsichtigung der letztgenannten Schule wird der zuständige Ortspfarrer kaum verzichtet haben. Somit erteilte Ciupke nur den Religionsunterricht in der Lubowitzer Pfarrschule und führte vielleicht in Vertretung des kranken Pfarrers die Aufsicht über die dortige Bildungsanstalt. Der Irrtum Hermann von Eichendorffs erklärt sich aus einer zu wörtlicher Übertragung des im Roman vom Theologen Viktor Gesagten[2]) auf Kaplan Ciupke.

Das erstemal tritt der „Herr Kaplan" in dem Tagebuche Joseph von Eichendorffs am 22. März 1801 auf. Der jugendliche Chronist berichtet, daß er an diesem Tage von ihm eine Pfeife zum Geschenk erhalten habe. In demselben Jahre werden noch zwei Malheurs, von denen der „Herr Kaplan" betroffen wurde, der Vergessenheit entrissen. Am 5. April fiel er in den sogenannten Hasengarten unterhalb des Gartenplateaus in den Teich, und am 27. August biß ihm „Waldmann" zwei Löcher in den Fuß. Am 13. Sep-

[1]) II. Aufl. der Werke Eichendorffs, Leipzig 1864. 1, S. 26.

[2]) II. Aufl. der Werke Eichendorffs, Leipzig 1864. 2, S. 77.

Digitized by Google

tember 1802 führt sich der junge Baron als unbesoldeter Tanzmeister des Kaplans ein: „Giengen wir zum ersten male mit dem Nachtnetze auf die Lerchenjagd, wo ich dem Caplan bey Mondschein auf dem Stoppel beym Ganjowitzer Walde die Tanzstunde gab". Hier war nun der Kaplan einmal der Empfangende, sonst in der Regel der Gebende, nämlich „Salz und Seele aller Schwänke, unerschöpflich in Erfindung und Ausführung phantastischer Scherze, denen er stets eine tiefere, oft ironische Bedeutung zu geben wußte". Daß die „Lubowitzer Jubelperioden" so interessant und abwechslungsreich verliefen, daran hat der „Herr Kaplan" einen wesentlichen Anteil. Ohne ihn gab es für die jungen Barone fast kein Vergnügen. Er geht mit ihnen auf die Lerchenjagd, spannt das Voltigierseil auf, tanzt, leitet die Vorführung der Guckmäße, rollt Schneemänner, leistet ihnen Gesellschaft beim L'hombrespiel sowie bei der „Spuckerei" und macht die berühmte „Spritztour" am zweiten Osterfeiertage 1804 nach Ganjowitz mit, wobei der lustigen aus dem Organisten Henke, Heisig, Breyer, Schöpp und den beiden jungen Eichendorffs bestehenden Ostermontagsgesellschaft die große Feuerspritze der Gemeinde Lubowitz von sechs Mann feierlich vorangetragen wurde. Wenn ihn sein geistlicher Dienst nicht in Anspruch nahm, fehlte er auch nicht bei den romantischen Ausflügen nach dem an einem kleinen Waldsee gelegenen Waldschlößchen Summin. Hier wurde promeniert, getanzt, gejagt, gefischt, geangelt und Kahn gefahren. Das lustige Treiben in der Waldeinsamkeit von Summin zu Wasser und zu Lande, bei dem der Theologe Viktor die Hauptrolle spielt, ist im 8. Kapitel des ersten Buches von „Ahnung und Gegenwart" vom Dichter anschaulich geschildert.

Im Lubowitzer Schlosse war P. Ciupke wie zu Hause. Durch sein gutmütiges und geistreich originelles Wesen machte er sich den jugendlichen Freunden fast unentbehrlich

Digitized by Google

und oft mußte er im Schlosse nächtigen, wo dann die lustigen Streiche bis in die Nacht hinein fortgesetzt wurden. Daß sie sich gegenüber dem gutmütigen Menschen auch etwas erlauben konnten, zeigt die Eintragung vom 8. April 1804 im Tagebuche: „Nachmittags mit dem H. Caplan, den wir mit Hülfe des H. Schöps ohne Erbarmen aus dem Bette warfen und ankleideten, nach Ganjowitz, sich zu beurlauben.“ Bei der großen Vertraulichkeit des gegenseitigen Verkehrs scheint es doch nur einmal zu einer Verstimmung, u. z. seitens des Kaplans gekommen zu sein. Am 20. Februar 1807 ist im Tagebuch eingetragen: „Abends gegen 10 Uhr der Wuth-Waltzer des nach Hause gehenden H. Caplans im Hofe durch Wind u. Schneegestöber, aus unseren Fenstern von unserem Hurra u. Bravo u. Dacapo begleitet, nicht zu vergeßen.“ Am 24. d. M. heißt es dann: „Brief an H. Caplan.“ Da wird wohl ein Versöhnungsversuch unternommen worden sein. Doch ist dies die einzige Eintragung, aus der man auf eine vorübergehende Unstimmigkeit schließen kann.

Wenn die beiden jungen Barone Lubowitz verließen, um nach Halle oder Heidelberg zu reisen, fehlte der „Herr Kaplan“ nicht im Komitat. Bei der Abreise nach Heidelberg gaben ihnen elf Personen das Geleite. In Zauditz kam noch Madame Koschatzki mit ihrem sechsblättrigen Kleeblatt hinzu. Dort wurde ein allgemeines Henkersmahl gehalten, bei dem es recht lustig zuging. „Darauf begleitete uns noch die gantze Gesellschaft sehr stillschweigend eine Strecke hinaus, wo wir denn endlich Abschied nahmen von der Mama, H. Caplan u. allen lieben Heimischen u. von den schönen sonnigen Zeiten, die mir ewig als ein stiller Hesperus gläntzen werden auf dem ich ewig ausruhe von Mühen u. vergeblicher Sehnsucht.“ (Tagebuch: 4. Mai 1807.)

Nach dem Scheiden der beiden lustigen Studiosi mag

Digitized by Google

dem Herrn Kaplan zunächst recht einsam zu Mute gewesen sein. Seine Stimmung gibt wohl der Brief Viktors an Friedrich im 16. Kapitel von „Ahnung und Gegenwart" wieder: „Als Sie beide weggereist sind, war es hier so still, als wenn ein Kriegslager aufgebrochen wäre und die Felder nun einsam und verlassen stünden." Um so größer war dann die Freude des Wiedersehens. Als die Barone am 13. März 1804 unverhofft aus Breslau in Lubowitz eintrafen, schmetterten sie den Kaplan durch die plötzliche Überraschung förmlich zu Boden und der Wein wurde bei dieser unverhofften Antrittsvisite nicht gespart. Ein glänzendes Willkommen entbot der Kaplan seinen beiden Freunden anläßlich ihrer Rückkehr aus Halle am 9. August 1806. Der Vater war ihnen bis auf den Berg bei Blazeowitz entgegengefahren. „Ich hätte umsinken mögen vor lauter Freude", schreibt Wilhelm Eichendorff in das Tagebuch. „Wir liefen, was wir konnten und fielen athemlos in die Arme des Vaters." Am Slawikauer Walde ertönte ihnen zu Ehren Kanonendonner. „Nun fuhren wir nach Lubowitz zu. Die weite herrliche Ebene, welche der Oderstrom durchströmt und die Carpaten begräntzen, eröffnete sich uns; jenseits erhoben sich die blauen alten Wälder, und vor uns lag das väterliche Schloß. . . . Als wir uns Lubowitz nahten, erhob sich ein fürchterlicher Kanonendonner, welchen von allen Wällen der Veste Lubowitz Bombenkeßelschlünde spieen. Pauken und Trompeten schmetterten, und die gantze Gemeinde sah zu. Nun kam uns unser lieber H. Caplan entgegen, dem wir recht hertzlich um den Hals fielen, und der der Comandeur der großen Canonade war."

Viele glückliche Stunden verlebten die Brüder Eichendorff in der kleinen, aber gemütlichen Kaplanei, die nach Aussage alter Lubowitzer Leute von einem Gärtchen umgeben zwischen der Pfarrei und dem Schulhause lag und nur

Digitized by Google

durch einen Fahrweg vom lindenbeschatteten Kirchhofe getrennt war. Sie ist nun schon längst vom Erdboden verschwunden; kürzlich ist ihr die sehr alte romantische Schrotholzkirche, in der Eichendorffs Eltern begraben liegen, nachgefolgt! Ein Stübchen der Kaplanei war als Werkstatt eingerichtet, wo P. Ciupke seiner Leidenschaft für mechanische Arbeiten nachging. Oft genug hatten die beiden Eichendorffs Gelegenheit, in das Tohuwabohu von Gerätschaften und Werkzeugen des Kaplanshäuschens hineinzuschauen und das Talent ihres Herzensfreundes für Mechanik zu bewundern. In dem 10. Kapitel von „Ahnung und Gegenwart“ ist das Leben und Treiben im Lubowitzer Kaplanshäuschen am Anfange des 19. Jahrhunderts zum Greifen klar gezeichnet. „Sowohl Leontin als Friedrich besuchten fast alle Nachmittage den einsamen Viktor, dessen kleines Wohnhaus, von einem noch kleineren Gärtchen umgeben, hart am Kirchhofe lag. Dort unter den hohen Linden, die den schön beraseten Kirchhof beschatteten, fanden sie den seltsamen Menschen vergraben in eine Werkstatt von Meißeln, Bohrern, Drehscheiben und anderem unzähligem Handwerkszeuge, als wollte er sich selber sein Grab bauen. Hier arbeitete und künstelte derselbe täglich, so viel es ihm seine Berufsgeschäfte zuließen, mit einem unbeschreiblichen Eifer und Fleiße, ohne um die andere Welt draußen zu fragen. Ohne jemals eine Anleitung genossen zu haben, verfertigte er Spieluhren, künstliche Schlösser, neue sonderbare Instrumente, und sein bei der Stille nach Außen ewig unruhiger und reger Geist verfiel dabei auf die seltsamsten Erfindungen, die oft alle in Erstaunen setzten. Seine Lieblingsidee war, ein Luftschiff zu erfinden, mit dem man dieses lose Element ebenso bezwingen könnte, wie das Wasser, und er wäre beinahe ein Gelehrter geworden, so hartnäckig und unermüdlich verfolgte er diesen Gedanken.“

Digitized by Google

Im Tagebuch findet das Talent des Kaplans für mechanische Arbeiten am 12. Oktober 1803 Erwähnung. An diesem Tage wurde ein neues Fortepiano, „welches das Lubowitzer Künstler-Genie, unser H. Caplan, allein und ohne alle Anweisung selbst zur Unterhaltung verfertigt hatte“, ins Schloß getragen, wobei der Künstler mit Vivatrufen, Flintenschüssen und dem fürchterlichen Knall einer Donnerbüchse begrüßt wurde. Das Interesse für derartige Arbeiten hat Kaplan Ciupke auch als Pfarrer von Autischkau behalten, denn er verfertigte fast alle landwirtschaftlichen Geräte für seinen Bedarf selbst an.

Wie wenig er übrigens ein Sklave dieser seinen tätigen und erfindungsreichen Geist fesselnden Beschäftigung war, zeigt uns wieder Eichendorffs Schilderung des Theologen Viktor in „Ahnung und Gegenwart“. „Sooft sie nachmittags zu ihm kamen, warf er sogleich alle Instrumente und Gerätschaften weit von sich und war aus Herzensgrunde lustig. Sie musizierten dann in seiner kleinen Stube entweder auf alten halbbespannten Instrumenten oder Friedrich mußte einige wilde Burschenlieder auf die Bahn bringen, die Viktor schnell auswendig wußte und mit gewaltiger Stimme mitsang.“ Wenn es dann weiter heißt: „daß Fräulein Julie nebst ihrem Vater von jeher Viktors beste und einzige Freundin“ im Hause war, während „die Tante und die meisten Andern“ nicht begriffen, „wie die beiden Grafen einen solchen Geschmack an dem ungebildeten Viktor und seinen lärmenden Vergnügungen finden konnten“, so wird auch hier eine persönliche Erfahrung des Dichters zugrunde liegen. Man mag hie und da im Schlosse — ich denke vor allem an die „Großmama“ — an dem manchmal etwas zu burschikosen Benehmen des jungen Geistlichen Anstoß genommen haben. Übrigens wurde in der Kaplansklause nicht nur lustig gesungen, Knaster geraucht und hin und wieder eine „Weinkondition gestoßen“, die einsame

Digitized by Google

Kaplanei war auch, wie wir aus Hermanns Biographie erfahren, für Eichendorff die oft gesuchte Werkstatt seines poetischen Schaffens. Außer einem Flöten- und Violinkonzert wird im Tagebuch einmal eine Musikprobe für den Gottesdienst erwähnt. Nach der Angabe Joseph von Eichendorffs sind manche Partien des Tagebuches in der Kaplanei niedergeschrieben worden.

Beim Abschiede vom „Herrn Kaplan" am 16. Oktober 1803 verewigten sich die jungen Barone in der Kaplanei durch Inschriften. Vor der Abreise nach Heidelberg im Mai 1807 sagte Joseph dem trauten Plätzchen in überaus herzlicher Weise Valet: „Datum in der Caplaney. Adieu, liebes Plätzchen, wo ich so viele schöne, ewig unvergeßliche Stunden genoß, Adieu, lieber, theuerer H. Caplan! auf ein Jahr. 7½ Uhr Abends den 3t. als den Tag vor der Abreise nach Heidelberg." Und in Heidelberg selbst blieb ihm und seinem Bruder das Kaplanhäuschen ein Gegenstand sehnsuchtsvoller Erinnerung. So heißt es im Tagebuch zum 23. August 1807: „Erinnerten wir uns sehnlichst nach Lubowitz, so daß wir ein ordentliches Heimweh hatten; wir hatten umsonst Briefe erwartet. Auch dachten wir oft an H. Caplan und an sein klein fein Häuselein." Am 13. September desselben Jahres, dem Ablaßtage von Lubowitz, packte sie das Heimweh nach dem geliebten Lubowitz besonders stark. „Wie wird es jetzo in Lubowitz hergehen, welch ein Aufruhr in den Gemüthern und im Magen derjenigen, welche den H. Pfarren bespeisen. Was wird der H. Caplan angeben? wahrscheinlich recht in seiner Nebenstube die Altmodi und die Mauerfeste Decentz in der cammera principalis mit Brodt canoniren und auslachen."

Ja, dieses Auslachen und Ironisieren verstand P. Ciupke ausgezeichnet. Er hatte sich Abraham a Sancta Clara, „der mit einer ernsten Amtsmiene die Narren aus-

Digitized by Google

lacht, denen er zu predigen vorgibt", zum Muster genommen und zwar mit gutem Erfolg. „In diesem unförmlichen Gemisch-Masch von Spott, Witz und Humor fand sein sehr nahe verwandter Geist den rechten Tummelplatz". (Ahnung und Gegenwart, Buch 1, Kapitel 10.)

Man würde aber fehl gehen, wollte man sich den unzertrennlichen Gefährten der Brüder Eichendorff als einen durchaus heiteren, lebenslustigen Mann vorstellen, wozu einen das Tagebuch zunächst wohl verleiten könnte. Der Roman, dessen 10. Kapitel ja, soweit der Theologe Viktor in Betracht kommt, nach dem Leben gezeichnet ist, vervollständigt das Charakterbild Ciupkes in wertvoller Weise und zeigt uns den „Herrn Kaplan" als eine psychologisch merkwürdige Erscheinung. Nachdem dort bemerkt ist, daß Viktor für Poesie durchaus keinen Sinn hatte und seine liebste Unterhaltung in der Lektüre des Abraham von Sancta Clara fand, heißt es: „Übrigens hatte sich Friedrich gleich anfangs in seinem Urteile über ihn keineswegs geirrt. Seine Gemütsart war wirklich durchaus dunkel und melancholisch. Die eine Hälfte seines Lebens hindurch war er bis zum Tode betrübt, mürrisch und unbehülflich, die andere Hälfte lustig bis zur Ausgelassenheit, witzig, sinnreich und geschickt, so daß die meisten, die sich mit einer gewöhnlichen Betrachtung der menschlichen Natur begnügen, ihn für einen zwiefachen Menschen hielten. Es war aber eben die Tiefe seines Wesens, daß er sich niemals zu dem ordentlichen, immer gleichförmigen Spiele der anderen an der Oberfläche bequemen konnte, und selbst seine Lustigkeit, wenn sie oft plötzlich losbrach, war durchaus ironisch und fast schauerlich. Dabei waren alle Schmeichelkünste und alltäglichen Handgriffe, sich durch die Welt zu helfen, seiner spröden Natur so zuwider, daß er selbst die unschuldigsten gebräuchlichsten Gunstbewerbungen, ja sogar unter Freunden alle äußeren

Digitized by Google

Zeichen der Freundschaft verschmähte. Vor allen sogenannten klugen gemachten Leuten war er besonders verschlossen, weil sie niemals weder seine Betrübnis noch seine Lust verstanden und ihn mit ihrer angebildeten Afterweisheit von allen Seiten beengten. Die beiden Grafen waren die ersten in seinem Leben, die bei allen seinen Äußerungen wußten, was er meine. Denn es ist das Besondere ausgezeichneter Menschen, daß jede Erscheinung in ihrer reinen Brust sich in ihrer ursprünglichen Eigentümlichkeit bespiegelt, ohne daß sie dieselbe durch einen Beischmack ihres eigenen Selbst verderben. Er liebte sie daher auch mit unerschütterlicher Treue bis zu seinem Tode."

Hier haben wir das getreue Porträt des Lubowitzer Kaplans! Eichendorff selbst bestätigt es, denn er sagt am Schluß der Schilderung Viktors mit so wohltuender Herzlichkeit: „Und du, seltsamer, guter, geprüfter Freund, ich brauche dich und mich nicht zu nennen; aber du wirst uns beide in tiefster Seele erkennen, wenn dir diese Blätter vielleicht einmal zufällig in die Hände kommen. Dein Leben ist mir immer vorgekommen, wie ein uraltes, dunkelverbautes Gemach mit vielen rauhen Ecken, das unbeschreiblich einsam und hoch steht über den gewöhnlichen Hantierungen der Menschen. Eine alte verstimmte Laute, die niemand mehr zu spielen versteht, liegt verstaubt auf dem Boden. Aus dem finstern Erker siehst du durch bunt und phantastisch gemalte Scheiben über das niedere, emsig wimmelnde Land unten weg in ein anderes, ruhiges, wunderbares, ewig freies Land. Alle die Wenigen, die dich kennen und lieben, siehst du dort im Sonnenschein wandeln und das Heimweh befällt auch dich. Aber dir fehlen Flügel und Segel, und du reißest in verzweifelter Lustigkeit an den Saiten der alten Laute, daß es mir oft das Herz zerreißen wollte. Die Leute gehen unten vorüber und verlachen dein wildes Geklimper, aber ich sage dir, es ist mehr

Digitized by Google

göttlicher Klang darin, als ihrem ordentlichen allgepriesenen Geleier.“

Der Verkehr Joseph von Eichendorffs und Ciupkes dauerte auch nach der Heimkehr aus Heidelberg (Spätsommer 1808) und Berlin (März 1810) mit unverminderter Herzlichkeit fort. Es wird wie früher geschmaucht, gebadet, geangelt und sehr oft abends L'hombre gespielt. Sie gehen miteinander auf den Schnepfenzug, speisen am Ablaßfeste in Slawikau bei dem guten Pfarrer Wodarz und machen am 7. Mai 1810 über Brzesnitz, das heut den Namen „Eichendorff“ führt, durch den duftenden Birkenbusch eine lustige Fußpromenade gen Rudnik, um sich das Manöver anzusehen, dem die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm einen besonderen Reiz verlieh.

P. Ciupke, der nun schon auf eine mehr als dreizehnjährige Wirksamkeit als Kaplan in Lubowitz zurückschauen konnte, scheint den Humor immer noch nicht verloren zu haben, denn er beteiligt sich noch lustig an den Vorarbeiten zu dem Maskenulk, der am Namenstage Wilhelm von Eichendorffs vom Stapel gelassen werden sollte und trat bei dieser Aktion selbst als Jude mit einer Violine auf, „womit er über Bieneck lachend zu Boden stürzte und zu den Füßen des Thrones zukte“. Der letzte Namenstag, den er selbst in Lubowitz feierte (29. Juni 1810), wurde durch eine „gräuliche Masquerade“ von den jungen freiherrlichen Freunden unter Aufgebot der Dienerschaft begangen.

Im Oktober 1810 reisten Joseph und Wilhelm von Eichendorff nach Wien ab. Als sie damals vom „Herrn Kaplan“ Abschied nahmen, hätte Joseph mit noch mehr Recht als vor der Reise nach Heidelberg in das Tagebuch schreiben können: „Adieu, liebes Plätzchen, wo ich so viele schöne, ewig unvergeßliche Stunden genoß. Adieu, lieber theuerer H. Caplan“, denn nach seiner Rückkehr aus Wien fand er wohl noch das traute Kaplanshäuschen unter den

Digitized by Google

alten Linden des Kirchhofes vor, aber nicht mehr denjenigen, der ihm dieses liebe Plätzchen durch den Zauber seiner Persönlichkeit in den nunmehr verrauschten „Jubelperioden“ zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte. In demselben Monate, in dem die beiden Eichendorffs nach Wien gingen, sagte auch er (am 16. Oktober) dem schönen Lubowitz Valet, um die Stelle eines Lokalkaplans an der kleinen, uralten Schrotholzkirche in Lissau, Kr. Lublinitz, zu übernehmen. Seines Weilens war freilich hierselbst nicht lange. Schon im Januar 1811 finden wir ihn als Kaplan in dem unweit von Lubowitz gelegenen Altendorf. Hierher sandte ihm Eichendorff von Wien aus durch einen gemeinsamen Bekannten, Franke, viele Grüße.

Im Tagebuche wird der Kaplan das letztemal am 16. November 1811 erwähnt. Eichendorff vermerkt da in Wien: „Einen Brief vom Caplan“. Daß Eichendorff auch später noch lange Jahre hindurch mit ihm ihn Freundschaft verbunden blieb, sagt uns Hermann von Eichendorff in der Biographie seines Vaters.

Als Pfarrer Johannes Moczygemba, der seit dem Geburtsjahre unseres Dichters in Lubowitz wirkte, am 17. Mai 1811 das Zeitliche segnete, wandte sich Freiherr Adolph von Eichendorff, der zusammen mit dem Fiskus das Patronatsrecht über die Lubowitzer Pfarrkirche ausübte, schon am folgenden Tage an die Königliche Regierung mit der Bitte, das hiesige Benefizium dem P. Ciupke zu verleihen: „Er verdiene es vor allen andern, weil er hier durch vierzehn Jahre bei einem alten Pfarrer fast die ganze Last der Seelsorge mit unermüdetem Eifer getragen, die Liebe und das Vertrauen der Gemeinde erworben; auch ihm werde es angenehm sein, mit einem so verträglichen Pfarrer zusammen zu leben.“[1]) Aber die Vokation war

[1]) Weltzel, Geschichte des Ratiborer Archipresbyterats. Breslau 1896, S. 298.

Digitized by Google

bereits einem anderen zugedacht. Im folgenden Juni zog der bisherige Kuratus von Oberglogau, Dominik Luge, zunächst als Administrator hier ein und wurde im November 1811 Pfarrer. Ein Lieblingswunsch des P. Ciupke war zerstört, und wir verstehen, warum der Dichter in dem 10. Kapitel von „Ahnung und Gegenwart" den Jugendfreund anredet: „Und du, seltsamer, guter, geprüfter Freund". Im Jahre 1813 präsentierte ihn Adolph Freiherr von Eichendorff vi alternativa als Herr von Radoschau für die Pfarrei Autischkau, Kr. Kosel, deren Administration Ciupke im Juli d. J. übernahm. Wie in Lubowitz genoß er auch hier durch seinen Eifer in der Seelsorge und die würdige Feier des Gottesdienstes sowie durch seine Anspruchslosigkeit und Gutmütigkeit, die keinem etwas Böses zutraute, die ungeteilte Liebe seiner Pfarrkinder. Leider wurde, wie Herr Erzpriester Juzek in Autischkau mir in liebenswürdiger Weise mitteilt, seine Güte gar sehr gemißbraucht, indem er viel betrogen und bestohlen wurde. Oft fand er durch Getreidemarder seinen Schüttboden ausgeleert, und wenn jemand, von Gewissensbissen geplagt, das gestohlene Getreide zurückbrachte, pflegte er zu sagen: „Mir hat niemand etwas gestohlen. Mach', daß du wegkommst!" Aus Angst vor Dieben vergrub er seine Wertpapiere im Keller, wo ihm dieselben von Ratten gefressen wurden. Handelsleute aus Katscher betrogen den Arglosen um sein ganzes Hab und Gut, so daß er die letzten Jahre seiner Wirksamkeit in Autischkau ganz arm war und sich, wie man erzählt, wiederholt sogar die Stiefel von seinem Knechte leihen mußte, wenn er in die Kirche ging. Auch das Wenige, das er noch hatte, gab er gern den Bedürftigen! Ein einziges Wohnzimmer, ganz ärmlich ausgestattet, genügte ihm. Eine zweite Stube war als Werkstatt eingerichtet, in der er fast alle landwirtschaftlichen Geräte für seinen Bedarf selbst anfertigte. An schriftlichen Arbeiten

Digitized by Google

hatte er weniger Freude. Das Archiv und die Akten aus seiner pfarrlichen Amtstätigkeit sind vernachlässigt.

Seinen Hang zur Einsamkeit bezeugt einer seiner noch lebenden Dienstleute, welcher Herrn Erzpriester Juzek erzählte, daß er nie ausgefahren sei und auch niemals Besuche empfangen habe. Es scheint sich also in seinem Bekanntenkreise niemand gefunden zu haben, der, wie einst Eichendorff, die innerste Natur desselben zu befreien verstand!

Ciupke wirkte zweiundvierzig Jahre in Autischkau und beging 1845 sein goldenes Priesterjubiläum. Die letzten acht Monate seines Hierseins hatte er wegen seiner Kränklichkeit einen Administrator. Weihnachten 1851 resignierte er auf seine Pfarrei und ging als Kommorant nach Ostrog bei Ratibor, wo sich übrigens seit längerer Zeit auch Jakob Schöpp, ein guter Bekannter aus den „Lubowitzer Jubelperioden", niedergelassen hatte. Am 10. April 1855 wurde Ciupke im Alter von 84 Jahren aus dieser Zeitlichkeit abberufen. In der Johanniskapelle des schönen Friedhofs in Ostrog harrt er neben dem edlen Pfarrer Kubiczek dem Auferstehungsmorgen entgegen.

So hatte wieder einer der Teuersten aus der „schönen, alten" Lubowitzer Zeit die Augen zum Todesschlummer geschlossen! Ob nicht dem alternden Dichter bei der Kunde vom Tode des „Herrn Kaplans" ähnliche Gedanken durch die Seele gingen, wie er sie den verspäteten Wanderer in dem ergreifenden Liede „Wo aber werd' ich sein im künft'gen Lenze" aussprechen läßt:

> Jetzt aber wird's schon Abend, alle Lieben
> Sind wandermüde längst zurückgeblieben,
> Die Nachtluft rauscht durch meine welken Kränze.
> Und heimwärts rufen mich die Abendglocken,
> Und in der Einsamkeit frag' ich erschrocken:
> Wo werde ich wohl sein im künft'gen Lenze?

Neustadt in Oberschlesien. Alfons Nowack.

Digitized by Google

Eichendorffs Tagebücher.

Bewegt von Sehnsucht nach Poesie greifen heute Literatur und Literaturhistorik häufig und gern auf ältere Tage zurück. Die Romantik ward durch die neuerwachte Lust zum farbigen Wunderbaren unserem Herz und Sinn wieder besonders teuer. Ja, fast waren die Romantiker nie lebendiger als heute! Neudrucke, Neuausgaben allerorten! Willkommen ist darum auch eine historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke Joseph von Eichendorffs.

Eichendorff war dem deutschen Volke nie entschwunden; wer die Lieder: „In einem kühlen Grunde", „O Täler weit, o Höhen", „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben", ersann, hat dem deutschen Naturempfinden in seiner schlichtesten Herzlichkeit und seelenvollsten Tiefe Ausdruck gegeben. Die Naturromantik und Naturlyrik Eichendorffs gewann sich jede neue Generation; alle Jahre wachsen wieder liebe, schöne Wiesenblumen, und alle Jahre kommen neue Kinder mit unverbrauchtem Lebenssinn und finden auf der Blumenflur der deutschen Lyrik jene herzlieben Verslein, die Eichendorff pflanzte.

Als im November 1907 ein halbes Jahrhundert seit seinem Tode verflossen war, lebte er nicht etwa für einen Tag in Aufsätzen und Artikeln auf. Sehnsucht nach reiner, harmonischer, klarer Poesie trieb die Fühlenden der Nation

Digitized by Google

allzeit ungemindert zu *seinen* Tälern, Höhen, kühlen Gründen. Wie eine tönende Arabeske schlingen sich um den Namen Eichendorff die Verszeilen:

„In Blüten halb versunken,
Sieht man ein weißes Schloß sich heben,
Als ruht ein Schwan dort traumestrunken."

Die große Ausgabe setzt mit den Tagebüchern ein.[1]) Wenn sie ein so feiner, dichterisch empfindender Literarhistoriker wie Professor Wilhelm *Kosch* als Werber für das Gesamtwerk in die Welt schickt, liegt darin künstlerische und gedankliche Begründung. Diese Tagebücher kennzeichnen Eichendorff so gar nicht als Dichter einer literarischen Schule oder Artisten. Wer nicht schon aus dem Lebenslaufe Eichendorffs weiß, daß er völlig aus unbewußter Natur zu singen und dichten begann, dieserhalben ja auch frühzeitig verstummte, was der beste Beweis eines nicht artistischen Schaffens ist, der vertiefe sich in diese Tagebücher. Als frischer Geist, schlichter Mensch, Blut seiner Zeit enthüllt er sich da. Dieser Eichendorff, der mit seinen schönsten Liedern die deutsche Volksseele so echt und innig in Worte faßte, wie nur die wenigen, rasch herzuzählenden großen Lyriker, ist durchaus nicht in Wesen, Pose und Erscheinung als „Dichter" zu verstehen.

Die Tagebücher umfassen die Jahre 1798 bis 1812; es sind also die Knaben- und Jugendjahre Eichendorffs; für

---

[1]) „Sämtliche Werke des Freiherrn von Eichendorff." Historisch-kritische Ausgabe mit einer Biographie, Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten in zwanzig Bänden. Unter Mitwirkung von Philipp August Becker herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer. (Verlag J. Habbel, Regensburg.) Die vollständige Bibliotheks-Ausgabe kommt, in Leinwand gebunden, per Band auf 4.50 Mark; jeder Band hat durchschnittlich 500 Seiten. Eine billigere Volksausgabe, die nur eine Auswahl der Werke enthält, wird ebenfalls vom Verlage vorbereitet.

Digitized by Google

die Kenntnis seines Lebens und seiner Werke die wichtigste Zeit. Was dem Knaben und Jüngling an Eindrücken beschieden war, gedieh im Manne zur Reife. Eichendorffs Erzählungen und lyrische Gedichte stellen sich aus den Tagebüchern durchaus nicht als erfaselte, exaltierte Phantasien eines Schriftstellers romantischer Schule dar, wohl aber als seelenvolle Bilder entschwundenen, patriarchalisch-feudalen Herrenlebens zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Die Fülle des Interessanten fließt in den Tagebüchern über! Und man möchte doch gern dem Inhalte halbwegs gerecht werden! Die Aufzeichnungen beginnen mit einigen Notizen aus den Jahren 1798 und 1799. Regelmäßig geführt sind sie seit 1. November 1800 bis zum 3. April 1808. Hier folgt dann eine Lücke. Die Fortsetzung umfaßt die Zeit vom 7. Oktober 1809 bis zum 24. Juli 1810; im Juni 1811 setzen sie neuerdings ein und reichen bis zum 5. April 1812. Weitere Aufzeichnungen scheinen unwiederbringlich verloren zu sein.

Nicht in schönfärberischen Schilderungen oder schriftstellerisch durchgearbeiteten Darstellungen, vielfach nicht einmal in zusammenhängenden Sätzen, wurden die Ereignisse festgehalten. Karg in der Ausdrucksweise, bringen sie oft nur Schlagworte und Namen, ähnlich wie Uhlands Tagebücher; ganz ohne Hinblick auf spätere Leser entstand dies Buch. Aus der vollen Unmittelbarkeit der Kultur und der Zeit strömen prachtvolle, zeitgetreue Sittenschilderungen, Ahnenbilder, die an Wert die eigentlich biographischen Züge des Tagebuches übertreffen und verdunkeln.

Der zehnjährige Knabe machte am 7. Jänner 1798 die erste Eintragung über eine Schlittenfahrt. Als ob sich schon das starke Naturgefühl des Lyrikers kundgegeben hätte, enthalten die Aufzeichnungen der allerersten Jahre Mitteilungen über Schneefälle, Wintergewitter, Erdbeben,

Digitized by Google

das alles wird genau vermerkt. Aber auch die Schilderung einer Karlsbader Reise der freiherrlichen Familie entrollt ein in frischen und lebhaften Farben gehaltenes Bild aus dem feudalen Leben des Landadels zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Man reiste in sechsspänniger Equipage, mit einem Troß von Zofen, Jägern und Heiduken. Von den Merkwürdigkeiten der Stadt Dresden gibt das zehnjährige Bürschchen eine zwar durchaus kindliche, aber auch durchaus kunstverständige und kultivierte Beschreibung. Der junge Herr äußert sich über japanisches Porzellan, französische Bronzen, Meisterstücke des Correggio. Wir folgen Joseph und seinem Bruder Wilhelm von Eichendorff 1801 in das Konvikt nach Breslau und bekommen davon die köstlichsten Schilderungen. Wenn die jungen Freiherren in der Ferienzeit nach Hause kommen, nimmt das Festefeiern kein Ende. Geburtstage mit Komödienspiel und Maskerade, Feuerwerke im Park, Jagden und Fischzüge, ein Kommen und Gehen befreundeter und verwandter Adelsfamilien, Schlittenfahrten und Wagenpartien — ein ununterbrochenes, geselliges, heiteres Leben erfüllt die glückliche Zeit. Ein prachtvolles Kulturbild bieten die drei Jahre Konviktsaufenthalt am Gymnasium in Breslau. Die Studien wurden ernst und gründlich betrieben, aber sonst führte man kein beengtes Dasein; der Übermut durfte sich gründlich austoben. Diese vierzehn- oder fünfzehnjährigen Bürschchen, die mitunter recht wilde Stückchen aufführten, stellen den hoffnungsvollen späteren akademischen Bürger vor. Danach ist man nicht überrascht, wenn man von der Wildheit, Ungebundenheit, Derbheit des deutschen Studenten von Halle und Heidelberg aus jenen Jahren liest; eine erhebliche Verrohung war in der Jugend eingerissen. Erst die Napoleonische Bedrückung führte den idealen Aufschwung herbei. Aus den Eichendorffschen Tagebüchern ergibt sich für das Konterfei

Digitized by Google

des deutschen Studenten vor dem Befreiungskriege keineswegs die Idealgestalt des deutschen Liedes. Die Schillerschen „Räuber“ kennzeichnen realistisch, was die Romantiker in ihrem lyrischen Überschwang dann beschönigten.

Die Studien wurden von den Eichendorffs ernsthaft betrieben, doch auch in der Stadt wurde das Leben in und mit der freien Natur fortgesetzt; eine seltsame, überschäumende Wildheit liegt in dem Fechten, Schwimmen, Reiten dieser jungen Leute. Es ist, als ob jeder einzelne ahnte, daß er bald im Verzweiflungskampf seiner Nation das Äußerste an Kraft, Zähigkeit und Willen aufbieten müsse.

Die Eichendorffs führen außer diesem Leben ihrer Zeit ihr höchst persönliches, und dieses besteht in einer äußerst lebhaften Anregung des Geistes und der Phantasie. Kein neues Stück, keine neue Theatertruppe, kein Schauspieler wird versäumt. Die Mutter bleibt tagelang in der Stadt, um eine bestimmte Aufführung abzuwarten. Man spielt selbst Theater, der junge Edelmann nimmt vom Komödianten Haltung und Körperzucht an. Wir fühlen aus jeder Seite, die Romantik war kein künstlerisches, sondern ein kulturelles Ereignis. Die Dichter ersannen und formten keinen Stil; sie schrieben aus ihrer Zeit. Die seltsamen, grellen Ereignisse sind auf der Tagesordnung; Mord, Totschlag, Duell, Brandlegung, Verführung und Unzucht, Soldatenrumore, Offiziers- und Studentenschlägereien, Erbschleichereien und Fälschungen sind höchst alltägliche Begebenheiten. Nur uns erscheint die Selbstverständlichkeit, mit der sie von ihrer Zeit hingenommen wurden, „romantisch“; wir haben für diese Gelassenheit einer stumpfen Moral keine andere als die künstlerische Erklärung zur Hand. Wir sehen eine dichterische Darstellung, wo sich Tatsachen einer allerdings auch kranken Zeit enthüllen. Kennzeichnet nicht das Verhalten der Eichendorff-

Digitized by Google

schen Eltern beim Tod eines ihrer Kinder die Seele jener Tage! Als die Krankheit den höchsten Grad der Gefahr erreichte, floh der Freiherr, der den Tod des Kindes und alle traurigen Folgen „nicht ohne Nachteil seiner Gesundheit hätte ertragen können“, allein nach einem benachbarten Gut, aber auch die Mutter stürzt vom Sterbebette, und erst die Todesnachricht flößt ihr „so viel wütende Kraft“ ein, „daß sie den Armen des Friedrich und Thielsch sich entriß und den noch warmen Leichnam umarmte, küßte und halb zerquetschte“. Menschen der Romantik! Menschen von wehleidiger Selbstschonung, Menschen von impulsiver Hemmungslosigkeit ihrer Gefühle!

Im April 1805 bezogen die Brüder Eichendorff die Universität Halle; „mit Vivat-Brüllen und Musketenfeuer wurde der benachbarten Gegend unser Abschied verkündet“. Mit der Mama, begleitet vom Herrn Kaplan, empfohlen von der ganzen Freundschaft, reiste man über Breslau und Lignitz gegen Halle. Diese Reise ist ein getreues Abbild all der später von Eichendorff so gern und immer wieder dichterisch geschilderten Abenteuerfahrten. Die Eichendorffsche Wanderlust trat schon beim Siebzehnjährigen ausgeprägt auf. Alle Erlebnisse, alle Wahrnehmungen der Wanderschaft sind vom Scheine des Außerordentlichen und Wunderbaren umflossen; jede Landschaft wird mit den Augen der Phantasie gesehen.

Halle ist eines der inhaltsreichsten Ereignisse im Leben Eichendorffs. Die Schilderungen von Stadt- und Studentenleben sind von besonderem kulturhistorischen Reize. Der Student ist der Herr und auch die Plage der Stadt. Die jugendlichen Gewalttäter von Breslau sind nun schreckenverbreitende Tyrannen geworden. Der Bürger hatte den Hut in der Hand, wenn er mit dem Studenten sprach, indes dieser seine Kopfbedeckung aufbehielt, überhaupt niemals grüßte. „Der seltsame Eindruck, den die

Digitized by Google

Furchtsamkeit der Bürger, die Höflichkeit der Professoren und das Prosit und überhauptige Betragen der Studenten, die bald die Beine auf die Gasse heraushängend in den Fenstern saßen und brüllten, bald in Stürmern, Kanonen, Helmen, Uniformen, Pumphosen bei mir vorbeidonnerten, den ferner das Geklirre von Rapieren auf den Straßen auf mich machte, läßt sich nicht beschreiben."

In den Vorlesungen F. J. Galls über Anatomie und Phrenologie lernten sie „Sr. Exzellenz H. v. Goethe, welcher diesen Sommer das Bad in Lauchstädt genoß", kennen; er logierte, solange die Vorlesungen des Gall währten, „hier beim Proff. Wolf und besuchte täglich das Schädelkollegium, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die Physiognomie dieses großen Mannes und die Art seines Umganges unserer Seele einzuprägen. Auch Bertuchen und den Kapellmeister Reichhardt lernten wir hier kennen".

Eichendorff wanderte zu Fuß nach Leipzig, um Iffland als Franz Moor zu sehen, nach Lauchstädt zur „Braut von Messina", ein andermal zum „Götz von Berlichingen". „Sr. Exzellenz der geheime Rat von Goethe saß selbst mit seiner Demois. Vulpius in der Loge und blickte so herab auf das Entzücken, welches das Kind seines Geistes rings verbreitete." Man machte auch empfindsame Gänge, Morgenwanderungen nach dem Gibichensteiner Felsen, „Sternbalds-Wanderungen" von Tieck in der Tasche. Auch dem jungen Eichendorff enthüllte sich in Halle das Geheimnis der deutschen Natur; er folgte darin Tieck, Fouqué, Novalis, Arnim, Brentano. Sie alle hatten in Reichhardts Hause geweilt und trugen von dort jenes schwärmerisch verzückte Naturempfinden, einen Hauch von Naturphilosophie als einigendes Brüdergut fort.

Eine Wanderung durch den Harz im Herbste 1805 zeigt uns Eichendorff schon im vollen Besitze seiner späteren

Digitized by Google

stilistischen und dichterischen Art. „Mit Schauder blickten wir hinab in die heilige Einsamkeit des schwarzen, berühmten Selketals, dessen graue Stille uns durch das monotone Rauschen der Selke noch fürchterlicher gemacht wird; nun ging es immer tiefer in die grause Nacht des unendlichen Waldes hinein, schon blickte der Mond durch die ernsten Gipfel der Eichen, und rings um uns war es still wie in einer Gruft.“ Man merkt doch wohl die romantische Übertreibung! Handelt es sich doch bloß um den lieblichen, zahmen Harz!

Noch bevor Napoleon die Universität Halle aufhob, reisten die beiden Eichendorff in ihre Heimat zurück. Dort dröhnt es nun öfters von ernsteren Kanonaden. Napoleons Siege haben auch in Schlesien die schwersten Erschütterungen bewirkt. Im Tagebuch des Achtzehnjährigen finden sich genug Stellen, die ihn des Ernstes der Zeit bewußt erscheinen lassen.

Die Studien wurden dann in Heidelberg fortgesetzt, und es ist ganz seltsam, wie in der Entwicklung zum Dichter Heidelberg erfüllte, was Halle gesät. Die Stelle, welche von der Ankunft erzählt, ist wie aus dem „Taugenichts“. „In Wimersbach wurde zum letzten Male umgespannt, und nun ging's immer fort in blühenden Tälern an schönen Bergen, aus denen Nachtigallen schlugen. In der mondhellen Nacht passierten wir das Städtchen Neckarsteinach, das, ein Vorspiel von Heidelberg, höchst romantisch und ganz eng zwischen felsigen, belaubten Bergen ruht. Immer schöner, zu beiden Seiten hohe, steile, belaubte und blühende Berge voll Vögel, die dem dämmernden Morgen entgegensangen. Endlich um 4 Uhr Morgens fuhren wir mit Herzklopfen durch das schöne Triumphtor in Heidelberg ein. Alles schlief noch. Nur Studenten, die überall gleich zu erkennen, durchzogen mit ihren Tabakspfeifen schon die Straßen.“

Digitized by Google

Immer deutlicher wird ein starkes poetisches Gefühl. Am 3. April 1808 nahm Eichendorff von Heidelberg und einer K. „an der wohlbekannten Hecke am Bache“ herzlichen Abschied. Die Studien waren beendet, nun begann in Lubowitz das Leben des adeligen Junkers. In diese Zeit fällt das Liebesbündnis, das in den Tagebüchern durch ein L. und manchmal auch durch den Namen Luise vermerkt wurde. Es handelt sich um seine nachmalige Frau Luise Viktoria v. Larisch; Leidenschaft und tiefere Beunruhigung schwingen durch die Eintragungen über die Besuche auf Pogrzebien bei Ratibor, wo die Komtesse wohnte. Eichendorffs schönste Lieder entstanden in dieser Zeit. Aber davon oder von einem ausgesprochenen Bekenntnisse seiner Liebesgefühle verrät das Tagebuch nichts.

Im Vorwinter 1809 unternahmen die Brüder eine Reise zu Schiff auf der Oder nach Berlin. Ein echt Eichendorffsches Abenteuer. Als niedriger Wasserstand, Eisgefahr, harte Entbehrungen eintraten, vertrauten sie sich wieder der Kutsche an. Eine schwere Krankheit warf ihn dann in Berlin nieder, und so blieb vom dortigen Aufenthalt kein anderer Gewinn, als die tiefere Freundschaft zu dem romantisch verschrobenen Grafen Otto von Loeben, zu Arnim und Brentano, zu Görres und dem Ehepaar Adam Müller. Im Frühjahr 1810 ist er wieder daheim; findet wieder Frau von L. nebst Luise — (schwarzes Kleid und Mantel. Blaß). Vorwürfe über Nichtkommen und Nichtschreiben.

Im Jahre 1811, nachdem das Tagebuch fast elf Monate geschwiegen hatte, finden wir Eichendorff in Wien. Der einjährige Aufenthalt ist erfüllt von Heiterkeit und Lust. Das schöne lebenslustige Wien umfing den lebenslustigen sinnetrunkenen Kavalier völlig. Er verkehrt freundschaftlich in allen Familien der Aristrokatie, ist eng befreundet

Digitized by Google

mit der Familie Wilczek. Das ewig Weibliche zieht in mehr an, als für einen Bräutigam notwendig erscheint. In vier Zeilen findet sich einmal: „Im ersten Kaffeehaus gesessen und mich mit Fräulein Wimberg, die heut in Hut passable, gut unterhalten. Julie ist gutmütig, findet viel Geschmack an meinen Spässen 2c. Abends auf der Bastei war Rosa heut sehr schön!“ . . . Kein Tag ohne Ausflüge oder Gesellschaft. Schönbrunn, das Helenental, Baden, der Prater, der Schwarzberg-Garten sehen ihn immer wieder, bald in großer Gesellschaft, bald einsam. Es ist ein Gemälde aus jener Zeit, wenn er von einem Ausflug nach Grußbach zu Verwandten aus der gräflich Hardeggschen Familie schreibt: „Ungeheure Menge von guten Hunden auf allen Stühlen, Kanapees u. s. w. Die schönen kleinen Komtessen müssen der Fürstin französische und deutsche Verse vorrezitieren, ihre Schrift, Zeichnung, 2c. zeigen. Während dem reichen Souper, wo ich bei Siedlitzki saß und wo auch die Hunde mitaßen, unterhielt sich die Gräfin viel mit uns, uns Cousin nennend.“

Das Kasperltheater und im Winter die Redouten finden an ihm einen fleißigen Besucher. Das Burgtheater entzückt ihn. Er tritt in den Kreis aller literarischen Persönlichkeiten, die damals in Wien lebten; er ist viel bei Fr. Schlegel und seiner schöngeistigen Gattin Dorothea, verkehrt mit Adam Müller, Friedrich von Gentz, Wilhelm von Humboldt, auch mit Th. Körner trifft er zusammen, fühlt aber geringe geistige Berührung mit ihm.

Wien findet hier keinen Schilderer, vielmehr einen Zeugen seines Wesens und seiner Seele. In Stichworten und Andeutungen, die manchmal voll pikanten Reizes sind, lebt die alte Kaiserstadt auf. Hier ist der beste und lebendigste Teil des Tagebuches. Theater und Gesellschaft nehmen ihn in gleicher Weise gefangen. Er schreibt

Digitized by Google

fleißig an seinem Roman „Ahnung und Gegenwart", studiert römisches Recht von 7 bis 1, bald bei Kälte, bald bei Ofenhitze, besucht um 5 Uhr abends auf dem Mehlmarkt eine kleine Choristin vom Theater an der Wien, streift der Dem. Doppler nach, flüstert der schönen Wimberg auf der Redoute Galanterien zu, „was weiter nicht gefährlich sein kann, da sie schon einen Bräutigam hat", bei all dem findet er noch Zeit, sich bei dem Wiener Maler Rabe für die Braut in Schlesien malen zu lassen. Eichendorff hat vielfach das lebhafte literarische Leben Wiens gekennzeichnet, in überaus charakteristischer Art die erste Vorlesung Friedrich Schlegels: „Zwölf Gulden das Billet im Tanzsaal des röm. Kaisers; mit wohlriechendem Holz geheizt. Schlegel ganz schwarz. Großes Publikum. Vorne Kreis von Damen, Fürstin Liechtenstein mit ihren Prinzessinnen, Lignovsky rc., 29 Fürsten. Unten großes Gedränge von Equipagen, wie auf einem Balle, sehr brillant. Abends waren wir bei Schlegel. Meint, man müsse Loeben den poetischen Wurm stechen. Wilhelm muß Schlegel das son inammcrata singen. Beim Weggehen noch auf der Bastei einigen Minken am Fenster Gartenständchen gebracht."

Mit den Wiener Eintragungen bricht das Tagebuch ab.

Es ist nicht mühelos, in diesem Buche zu lesen, oft ist's mehr ein Raten. Das erhöht indes bloß seinen Reiz; ist's doch das Buch einer Seele! Hat man es gelesen, so steht die ganze wundersame Welt des Dichters vor dem geistigen Auge: Ein weißes Schloß, von Blüten und Efeu umsponnen, umhallt von Nachtigallenschlag, ein Wildpark voll flinker, adeliger Reiter; Halle mit seinem Studentenstaate, Heidelberg mit seiner Landschaft, Berlin mit seinen Geistesriesen, Wien in seiner unerschöpflichen Lebensgier und literarischen Blüte des Vormärz. Wir sahen bewegte und farbige, halb groteske, halb philiströse Menschenschicksale, eine Lebensführung von höchster Ungebundenheit,

Digitized by Google

sahen in die Wirklichkeit jenes phantasievollen Dichters, der „Das Leben eines Taugenichts", „Ahnung und Gegenwart", „Dichter und ihre Gesellen" schuf, schuf aus vollem Blütenzauber reizender Jugend, wirklich fühlender Innerlichkeit.

Wien. Rudolf Holzer.

Wiener Abendpost 1909.

Digitized by Google

Eichendorffs Roman „Dichter und ihre Gesellen“.

Es waren krächzende Rabenstimmen, die um die 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts von den Höhen des deutschen Parnasses herab ertönten: das „junge Deutschland“ ließ seine politischen Lieder in die Welt hinausgehen. Da waren die Wienbargs, die Heines, die Gutzkows, welche teils in Vers teils in Prosa gegen die bestehenden Verhältnisse demonstrierten. Naturgemäß ward auch die Poesie, welche die damalige Zeit, und namentlich den damaligen Staat hatte verherrlichen können, mit allen Mitteln bekämpft, und diese Poesie war keine andere als die der Romantik. Heine schrieb 1835 seine berühmte und berüchtigte Geschichte der Romantik. Von den alten Begründern der romantischen Schule lebten damals nur noch wenige, und diese hatten großenteils ihre Leiern auf andere Töne gestimmt. Nur Tieck machte noch einige schwächliche Widerstandsversuche, aber auch er war innerlich längst von der Romantik abgekommen. Immerhin fand er noch Stimmung genug in sich, um die Novelle „Der junge Tischlermeister“ zu vollenden; ein Werk, welches seinem Ursprunge nach noch aus der „Sternbaldzeit“ (1795) datierte und die Entwicklungsgeschichte eines jungen Deutschen nach Art von Goethes „Wilhelm Meister“ darstellen sollte.

Digitized by Google

Aber bevor noch Tieck dieses Werk veröffentlichte, war eine nicht minder merkwürdige Dichtung im Buchhandel erschienen, die man einer Nachtigall vergleichen möchte, unscheinbar im Äußeren, aber von köstlichem, berückendem Wohllaut der Stimme; diese Nachtigall war Eichendorffs Roman „Dichter und ihre Gesellen“.

Wer dieser schmeichelnden Stimme lauschte, der erkannte in der Melodie ein altes wohlbekanntes Lied, freilich wohlbekannt nur mehr für die, welche die „Meisterbegeisterung“ miterlebt hatten. Als „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1794—1796) durch den Druck an die Öffentlichkeit kamen, wurden sie von den Romantikern sofort als ein Wunderwerk angestaunt, und jeder produzierende Dichter der Schule schrieb darnach seinen „Meisterroman“: Novalis seinen „Heinrich von Ofterdinger“, Tieck seinen „Sternbald“, Friedrich von Schlegel seine „Lucinde“, Dorothea ihren „Florentin“ u. s. f. Es war eine ganze Flotte, welche die romantische Schule da im Kurse des „Wilhelm Meister“ in See gehen ließ; und einer dieser stolzen Segler trug im Wimpel den Namen „Eichendorff“; in Prosa: Eichendorff schrieb gleichfalls einen „Meisterroman“, den Roman „Ahnung und Gegenwart“.

Der Roman ging in einzelnen Partien auf die Kennzeichnung der damaligen Verhältnisse — es war die Zeit der Befreiungskriege —, mehr noch aber lehnte sich der Dichter an das Goethesche Vorbild an: Der bei Eichendorff sich meist passiv verhaltende Held Friedrich ist Wilhelm Meister in seinem relativ untätigen Leben nachgebildet, die sinnlich berückende Romana und genauer noch ihr vergröbertes Abbild Marie der „schönen Sünderin“ Philine, der geheimnisvolle Erwin der lieblichen Gestalt der Mignon — bei diesem verkleideten Mädchen ist sogar das Geheimnis der Geburt und seine deutsch-italienische Verwandtschaft aus Goethescher Quelle übernommen.

Digitized by Google

Im großen und ganzen hatte der Romantiker die Entwicklung eines jungen Mannes geschildert, des Grafen Friedrich; dieser Bildungsroman fand sein Ende mit dem Eintritte des Helden in ein Kloster.

Eines hatte der Dichter damals in der Goetheschen Vorlage unbeachtet gelassen, nämlich die Verherrlichung des Schauspielerstandes; es scheint, als ob er dieses Motiv bis in die 30er Jahre mit sich herumgetragen hat, um es dann zum Gegenstand einer eigenen Verarbeitung zu machen. So entstand Eichendorffs Roman „Dichter und ihre Gesellen".

Wir haben somit in „Dichter und ihre Gesellen" einen letzten Nachzügler des „Wilhelm Meister" zu erkennen; ja man könnte sich fast zu der Behauptung versteigen, daß Eichendorff hier alle die Gedanken Goethes fruchtbar zu machen suchte, an denen er einst achtlos vorübergegangen war: Goethes Serlo zieht hier als Sorti auf, neben dem Schauspieldirektor erscheinen Kamilla und Kordelchen, Seitenstücke zu Goethes Aurelie und Philine. Im einzelnen ist die Handlung, in welcher die Schauspieler auftreten, stellenweise Zug für Zug dem Goetheschen Originale nachkopiert: Lothario und Fortunat als freiwillige Mitglieder bei den Komödianten, Einladung der Gesellschaft zu einem Fürsten, schlechter Empfang der Gäste — Ausbruch eines Gewitters, geheime Bevorzugung Fortunats an dem Fürstenhofe — alles ist ohne Ausnahme nachgeschnittenes Muster; der kleinen Übereinstimmungen nun schon gar nicht zu gedenken, wie z. B. jenes Umstandes, daß Jarno und Werner dem Wilhelm Meister Vorwürfe wegen seiner Anhänglichkeit an die Schauspieler machen, wie Lothario dem leidenschaftlichen Otto. Daß der Held Fortunat natürlich Wilhelm Meister nachgebildet ist, Walter dem Werner und Florentine der Julie, darf nicht weiter wundernehmen.

Digitized by Google

Und dennoch würde man Eichendorff durchaus unrecht tun, wollte man ihn als einen bloßen Nachahmer, oder gar als einen Plagiator bezeichnen; noch im Jahre 1908 durfte ich schreiben (Köln. Volksztg. 49. Jahrg. Nr. 14), „es ist noch nirgends ausgesprochen worden, was Eichendorff in seinem letzten großen Romane sagen will, welches Problem er darin zu lösen gedenkt; und doch hat der Dichter sich selbst über den tieferen Gehalt seines Werkes geäußert. In einem Brief an den Minister von Schön, dem Eichendorff sehr nahe stand, vom 12. April 1833 (Aus den Papieren von Schön, Bd. V, S. 227) teilt er dem hohen Freunde mit:

„Was meine Poesie betrifft, so schreibe ich jetzt — außer einigen einzelnen Gedichten für den nächsten deutschen Musenalmanach — an einem größeren Roman, der die verschiedenen Richtungen des Dichterlebens darstellen soll . . .“

Mit dieser Eröffnung gewinnt auf einmal der Roman bedeutend an Interesse; denn wir sehen jetzt in den Schauspielern und Dichtern des Romans nicht nur Kopien ähnlicher Gestalten in Goethes „Wilhelm Meister“ — das sind sie und bleiben sie —, aber wir betrachten sie jetzt auch unter ganz anderen Gesichtspunkten; wir erkennen, anders gesagt, daß nur Mittel zu einem eigenen Zweck entlehnt werden.

Die „verschiedenen Richtungen des Dichterlebens“ charakterisieren sich ungefähr folgendermaßen: Lothario stellt den echten und wahren Dichter dar, dessen Erzeugnisse von der Weihe einer höheren Auffassung getragen sind; charakteristischerweise ist er kein Professionsdichter; „Profession vom Dichten machen, das ist überhaupt lächerlich, als wenn einer beständig verliebt sein wollte, und noch obendrein auf offener Straße“, sagt der Dichter Dryander,

Digitized by Google

und sagt mit ihm Eichendorff, der das Elend eines Professionsdichters von Brentano her kannte.

Dryander ist der zerfahrene Dichter, welcher seine Poesie mit dem praktischen Leben nicht in Einklang bringen kann; doch ist er nicht so tief angelegt, daß er aus diesem Zwiespalt in einen unlöslichen Konflikt mit sich geriete. Seine Gestalt hat etwas Komisches an sich; sie steht in der Mitte zwischen Lothario und Otto.

Der letztere, Otto, ist wie Lothario ein echter Dichter, dem die Verse aus dem Grunde der Seele aufsteigen. Allein der Realismus des Lebens stimmt nicht zu seinem Idealismus; er möchte die ganze Welt poetisieren; doch nur zu bald erkennt er die Unmöglichkeit seines Beginnens. Das Mädchen, das er heimführt, betrügt ihn; Kordelchen ist nicht imstande, seinen Geistesflug mitzumachen, und so sieht er alles um sich herum scheitern: Pläne und Lebensglück. Da ist es mit ihm zu Ende, seine Kraft erlahmt, und elend geht er zugrunde.

Eichendorff geht aber auch noch der Kernfrage, warum Lothario der wahre Dichter ist, weiter nach: Lothario besitzt den starken Glauben des Christentums. Zwar ringen in ihm von Zeit zu Zeit dunkle Mächte und drohen Verderben, dann aber zwingt ihn die Religion mit unbezwinglicher Macht zu ihren Füßen, und er folgt dem Drange: er wird Priester und Eremit, also nicht anders wie Friedrich in „Ahnung und Gegenwart“.

Dieser starke Glaube geht Otto ab, und man könnte mithin diese beiden Gestalten als Allegorien der zwei Hauptgegensätze in Kunst und Welt, des Glaubens und des Unglaubens, auffassen.

Einer ganz haltlosen Weltanschauung huldigt Dryander — er steht auch hier in der Mitte. Von der Tiefe Lotharios ist der Gelegenheitsdichter nie, er braucht andererseits auch die Tragik von Ottos Leben nicht mit durchzukosten.

Digitized by Google

Also in religiösem Sinne findet der Romantiker eine Lösung; nicht weiter auffallend bei einem Poeten, der die Religion allem und jedem zugrunde legte.

Die Deutung, welche der Dichter dem Romane selbst gegeben, wirft ein helles Licht auf den Roman; es entwirren sich die Fäden, und das bunte Gewebe mit den krausen Liebesgeschichten und Abenteuern enthüllt sich nun als wohldurchdacht.

Wenn man „Dichter und ihre Gesellen“ mit Eichendorffs früheren Werken, namentlich mit dem ersten Roman „Ahnung und Gegenwart“, in Vergleich stellt, so wird man, was die künstlerische Entwicklung anlangt, beobachten können, daß ein tiefgründiger Unterschied zwischen dem ersten und letzten Romane nicht besteht. Was die poetischen Mittel anbetrifft, so waltet bei Eichendorff eben eine unverkennbare Gleichmäßigkeit vor, und nur die zugrunde gelegte Idee ermächtigt uns, bei der letzten großen Prosadichtung von einem inneren Fortschritte zu sprechen: Diese Idee ist Eichendorffs Eigentum.

Inhaltlich findet sich auch zwischen „Ahnung und Gegenwart“ und „Dichter und ihre Gesellen“ selbst wieder manche Parallele; der Fürst bezw. Erbprinz hat hier wie dort eine bürgerliche Liebschaft, die tragisch endet; er versucht sein Glück auch an Romana bezw. Juana, mit unglücklichem Erfolge; die „Dämonin“ Romana bezw. Juana tritt beidemal markant hervor; Guido flieht mit Kordelchen, Faber mit Marie u. s. f.

Dem Motive des „Marmorbildes“ sieht die Episode zwischen Otto und der Unbekannten verzweifelt ähnlich.

Die Verwechslung zwischen Herrin und Zofe und deren Folgen sind aus dem „Leben eines Taugenichts“ schon bekannt.

Wie sogar die literarhistorischen Komödien — Eichendorff hat ihrer bekanntlich zwei veröffentlicht: „Krieg den

Digitized by Google

Philistern“ und „Meierbeths Glück und Ende“ — Anregungen hergeben müssen, erkennt man schon oberflächlich an den Seitenhieben auf Lafontaine und Kotzebue; der „weißen Frau“ — gemeint ist Grillparzers „Ahnfrau“ als Repräsentantin der Schicksalstragödie — widerfährt das nämliche Schicksal; Kritiker und Verleger erhalten ebenfalls ihre Lektion und auch die Philosophie geht nicht leer aus.

Einzelnes ist wieder direkt übernommen; der Schulrat könnte dem Philisterkrieg unmittelbar entronnen sein und Lothario gleicht, wenn er bei seiner Rede trommelt, dem Meierbeth auf ein Haar.

Die Szene mit dem „Jesuiten“ richtet sich gegen die Jesuitenriecherei, wie sie Voß so gerne betrieb; bei Eichendorff gewinnen die Jesuiten durch den mißglückenden Versuch Grundlings, sie zu verlästern, doppelt an Ansehen.

Das Volkslied bringt Fräulein Gertrud zu verdienter Ehre; von seiten Eichendorffs ein verspätetes Kompliment gegen Arnim und Brentano, die Bläser des Wunderhorns. Die betreffende Stelle im Roman ist zu reizvoll, um sie hier zu übergehen; „sie sang herzhaft“, heißt es da, „eines von den Volksliedern, wie sie damals noch auf den Bergen im Schwange waren. Da ging zur Verwunderung des erschrockenen Barons auf einmal eine freudige Bewegung durch die ganze Gesellschaft, man verglich sie einem Waldvöglein, sie mußte mehr und immer noch mehr solcher Lieder singen.“

Am eigenartigsten im Roman ist die „Geschichte der wilden Spanierin“; eine Episode aus dem Kampfe der Spanier gegen ihren Unterdrücker Napoleon wird da erzählt, wir hören auch von der deutsch-englischen Legion. Im zweiten Buche persifliert dann Grundling freilich diese Geschichte in etwa. Woher Eichendorff die Anregung

Digitized by Google

gerade zu dieser Episode empfangen hat, ist nicht mit Bestimmtheit auszumachen; möglich daß er in seinem Bekanntenkreise einen spanischen Freiheitskämpfer kennen lernte, oder ob er auch nur an das Thema vom Befreiungskampfe anknüpfte, weil ihn „Ahnung und Gegenwart“ darauf hinwies.

Leise klingt auch ein politisches Lied an: Der Maler Albert begegnet uns als politischer Parteigänger und aus seinem Munde vernimmt man verworren die Klänge: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Für diese Ideale stirbt er: vor den verfolgenden Sbirren gibt er sich selbst „in heidnischer Tugend“ den Tod.

An anderen Stellen geht der Romantiker schärfer vor; ja seine Personen werden sogar politisch im ärgsten Sinne; „es geht alles konfus jetzt,“ sagt der Amtmann zu Fortunat, „im Frühlinge Gewitter, im Sommer, in der Jugend alt und im Alter närrisch! . . . unsere ganze Zeit jetzt ist gerade wie dieses verrückte Frühlingswetter, die Schwüle brütet und treibt alles vorzeitig hervor, und ich fürchte, es schießt mehr ins Kraut als in die Blüte. Unsere Jungens wissen schon jetzt mehr, als wir jemals erfahren haben, und recken und sehnen sich aus allen Gelenken heraus, während wir in unserer lustigen und gesunden Jugendzeit ohne besondere Sehnsucht hinreichend dumme Streiche machten und erst die fatalen Lümmeljahre überstehen mußten. . . Man möchte sich gern bequem, fröhlich und auf die Dauer einrichten, wie in der guten, alten Zeit, aber der ferne Donner verkündet überall den unheimlichen Ernst und so sitzen wir verwirrt, ungewiß und in banger Erwartung vor dem dunklen Vorhange, hinter dem fortwährend Gott weiß was unruhig und feurig zuckt.“ Und an einer anderen ist die Rede von der Zeit, die „Prügel haben muß,“ da hören wir den Politiker Eichendorff. Er war gemäßigter Fortschrittler und zog als solcher sowohl

Digitized by Google

gegen die verknöcherte Bureaukratenwirtschaft wie gegen ihren Widerpart, die Revolution, energisch zu Felde.

Aus seinem eigenen Leben hat der Dichter naturgemäß eine ganze Reihe von Erlebnissen und Charakteristiken bei Abfassung des Romanes verwertet; in Fiammetta, der jugendlichen Marchesin, ist die liebliche Luise von Larisch als Jungfrau wiedererstanden. Luise ward mit Eichendorff bekannt, als sie noch an der Schwelle der Jungfrauschaft stand — ein Umstand, der die Veranlassung wurde, daß der Dichter die Jungfrau erst nach mehreren Jahren heimführen durfte — und ebenso wird Fiammetta als 14jähriger Wildfang geschildert. Mit dem „Bildungsdrang", der Eichendorff an Luise einst so erfreut, ist Gertrud ausgestattet; das „Philippinchen" des Tagebuches spricht vielleicht durch Florentine.

Zwist und Versöhnung spielt zwischen Fortunat und Walter ähnlich wie zwischen Eichendorff und Julius in Heidelberg.

Beziehungen zwischen Grundling und einem Studenten aus der Heidelberger Zeit lassen sich mehr ahnen als beweisen, und ebenso den Maler Albert als Philipp Veit zu deuten, stößt auf Schwierigkeiten.

In dem Umstande, daß Eichendorff uns in Rom in die Gesellschaft von Malern einführt, hat man einen Versuch des Dichters erblicken wollen, die „Nazarener" zu verherrlichen; aber wenn auch den Romantiker die Romantik in der Malerei lebhaft interessieren mußte und wenn er auch mit einzelnen Vertretern dieser Schule, wie Philipp Veit, persönlich befreundet war, so hat er doch wohl an eine eigene großzügige Glorifizierung dieser Malerschule kaum gedacht.

Erinnerungen an Heidelberg und Halle sind in den Roman gleichfalls verwoben, ebenso eine Reminiszenz an

Digitized by Google

eine Donaufahrt, welche jedoch in „Ahnung und Gegenwart“ wiederum eine Parallele hat.

Am ausgiebigsten freilich hat Eichendorff wie immer das Bilderbuch der Jugend benutzt; Lubowitz heißt das Zauberwort, das ihm alle Schatzkammern des Sesamberges öffnet. Es hat etwas ungemein Rührendes an sich, daß der Dichter die Stätte der Kindheit nie, auch nur einen Augenblick, zu lieben aufgehört hat. In allen seinen Werken, in seinen Plänen findet sich die Erinnerung an Lubowitz, und noch auf dem Sterbelager sprach der Dichter mit den Gestalten, welche ihn in jenem Paradiese einst umgaben. Er hätte wahrlich ähnlich wie jene englische Königin sagen können: wenn ihr nach meinem Tode mein Herz öffnet, werdet ihr den Namen Lubowitz darin geschrieben finden.

Wie oft Eichendorff in „Dichter und ihre Gesellen“ zur Staffage heimatliche Reminiszenzen benutzt hat, läßt sich natürlich nicht genau nachweisen; jedenfalls hat er Gebrauch davon gemacht.

Am markantesten aus der Lubowitzer Zeit ist die Gestalt des Försters herausgearbeitet; ganz so originell wie der tolle Theologe Viktor in „Ahnung und Gegenwart“, voller Mutwillen, voller Späße. Und wie bei diesem der Lubowitzer Kaplan Ciupke das Vorbild gewesen, so trägt der Förster unverkennbar die Züge des treuen Schöpp, welcher Eichendorff und seinen Bruder auf so mancher Fahrt, ja selbst noch auf die Universität, begleitet hat.

Im Aufbau des Romans ist eine enge Anlehnung an „Ahnung und Gegenwart“ nicht zu verkennen. Beide Romane zerfallen in drei Bücher, in beiden wechselt nach dem ersten Buche der Schauplatz, und zwar so, daß wir aus einer romantischen, lokal ganz unbestimmten Szenerie an lokal bestimmte Örtlichkeiten — die Residenz (Wien) auf

Digitized by Google

der einen, Rom auf der anderen Seite — versetzt werden. Im letzten Buche kehren wir dann beide Male auf den ersten Schauplatz zurück.

Der Fluß der Prosa bricht sich häufig an eingestreuten Liedern; das eingeschobene Märchen von Kasperl und Annerl ist eine reizende Phantasie in Brentanoschem Stil, eine Huldigung für die einstige Braut. Die Darstellung selbst ist von glänzender Diktion wie immer.

Am blendendsten jedoch leuchtet wieder die Naturmalerei, die romantische Stimmung, hervor; und ein neuerer Herausgeber, Alexander von Bernus, nennt das Werk mit Recht „das Buch vom ewigen Frühling". Über dem Ganzen liegt ein Hauch von Wehmut; es ist das letzte Vermächtnis Eichendorffs, womit er von der produktiven Prosadichtung größeren Stiles Abschied nahm: zum letzten Male erklingen da die Stimmen der zauberischen Mondnacht, zum letzten Male fluten in ihre die berauschenden Düfte geheimnisvoller Gärten, zum letzten Male leuchtet der romantische Witz in glühenden Funken.

Und der Dichter selbst fühlt sein Herz schneller schlagen und seine Feder folgt einem inneren Drange, wenn er die Worte schreibt:

„Und so sehen wir denn die rüstigen Gesellen auf verschiedenen Wegen das Gebirge langsam hinabreiten, und eine tiefe Wehmut befällt uns unter den leise rauschenden Bäumen, da nun alle die lieben, langgewohnten Stimmen nach und nach verhallen, wie wenn wir im Herbste die bunten Wandervögel über uns fortziehen sehen."

Warburg in Westfalen.

Dr. Ewald Reinhard.

Digitized by Google

Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn.

Gesammelt von Wilhelm Kosch.

I. Lese.

Von allen deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts hat keiner unsern Eichendorff so hoch geschätzt wie Theodor Storm. Zeugnis davon möge der folgende Brief geben, den ich am 24. Juni 1910 von Ludwig Pietsch, dem Altmeister der bildenden Künstler in Deutschland, erhielt. Er schildert zunächst als der wohl einzige noch lebende Mann von Bedeutung, der Eichendorff persönlich gekannt hat, seinen Besuch im Hause des Dichters: „Ich kann mich nicht entsinnen, wem ich den Empfehlungsbrief an ihn verdanke, den ich (16½ Jahre alt!) in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Berlin im April 1841 an den damals in einem Hause am Leipziger Platz wohnenden Geheimen Regierungsrat persönlich abgab. Der damals 53jährige mittelgroße, hagere Herr wollte so wenig der Vorstellung entsprechen, die meine Phantasie sich vom Verfasser des Taugenichts gemacht hatte. Ich sah einen zierlichen, sehr höflichen, mir aber sehr alt erscheinenden Herrn mit faltenreichem Gesicht, der bei aller Freundlichkeit zu mir nicht recht wußte, was er mit dem verlegenen scheuen Jungen,

Digitized by Google

der ihm einige Worte der Begeisterung vorgestammelt, anfangen sollte. Ich hab mich denn auch bald empfohlen, bin nie wiedergekommen und hab ihn nie wieder gesehen. Geistig ist er mir erst sehr viel später näher gerückt durch Schumanns Liederkompositionen und durch die Begeisterung meines teuern Freundes Theodor Storm für ihn, der von jenem als erster und größter aller Lyriker und als solcher selbst Goethe weit überragend erklärt und leidenschaftlich bewundert wurde."

Diesem Urteil Storms über Eichendorff entsprechen auch die übrigen Mitteilungen des jüngeren Dichters.

Am 24. Februar 1854 schrieb Storm aus Potsdam an seinen Vater von dem Zusammentreffen mit Eichendorff im Kuglerschen Hause: „Es ist ein Mann von mildem, liebenswürdigem Wesen, viel zu innerlich, um was man gewöhnlich vornehm nennt, an sich zu haben. In seinen stillen blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt. Er ist übrigens schon ganz weiß. Das Porträt vor seinen Werken — seht es Euch einmal ordentlich an — ist nur in den Gesichtsformen ähnlich; der Ausdruck des Gesichtes, namentlich der Augen, ist vollständig entgegengesetzt." (Theodor Storms Briefe in die Heimat, herausgegeben von G. Storm, Berlin 1907 S. 35 f.)

In der späteren Korrespondenz Storms mit dem Maler Hans Speckter, dem Illustrator seiner Anthologie und Hausbuch deutscher Lyrik, kommt der Name Eichendorff öfter vor. Ich lasse die hieher gehörigen Briefstellen folgen:

„. . . Von Eichendorff gibt es wohl, soviel ich mich aus Gesprächen von Franz Kugler erinnere, kein Bild. Leider! Das Bild vor seinen Werken im Gruppeschen Musenalmanach ist eine abscheuliche Nachschrift der äußeren Linien. Diese Augen, in deren Grund seine ganze romantische Welt träumte und die ich nie vergesse, — sie waren dunkelgrau — sind auf dem Bilde zu ein paar schwarzen Gniedel-

Digitized by Google

steinen geworden. Nein! Über Eichendorff müssen Sie einen wunderbaren Park mit weißen Statuen und nach der Gartenkunst Le Nôtres, natürlich im Morgenrot oder, was leichter sein dürfte, vom Mond beschienen und versteckt ersinnen. Vielleicht auf den Stufen der Fontäne eine Eichendorffsche Gestalt eingeschlafen, über ihm ein Pfau, neugierig ihn betrachtend. Oder so etwas! Ich halte das in diesem Fall sogar besser als ein Porträt. Diese romantische Welt darf unter den Illustrationen nicht fehlen. Es wäre vielleicht gut, frischweg Landschaft und Szene aus einer Novelle (denn in ihnen stehen ja fast alle die Lieder) z. B. aus den „Glücksrittern“ Kapitel 4 zu nehmen . . . .“ Theodor Storm an Hans Speckter, Husum, den 16. Februar 1874 (Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge. II. Jahrg. S. 42).

„. . . . In Punkto Eichendorff — so hat er mit Elfen und dergleichen nichts zu tun. Das Romantische — das Wort sei gestattet — in ihm liegt in der Stimmung, in der Stimmung der Vergänglichkeit, der Einsamkeit, wo die Dinge eine stumme Sprache führen. Musikalisch ist diese Stimmung noch schöner als in dem ‚Es rauschen die Wipfel und schauern‘ von Schumann in dem ‚Aus der Heimat hinter den Wolken rot‘ ausgesprochen.

Diese Stimmung ist unendlich tiefer als sie durch Elfen oder dergleichen Verkörperungen des menschlichen Wanderdranges ausgesprochen werden könnte. Die geistige Atmosphäre ist die des XVII. Jahrhunderts. Lassen Sie uns sehr behutsam mit Eichendorff sein. Lesen Sie doch etwa sein „Marmorbild“ und die „Glücksritter“ noch einmal. Was meinen Sie zu folgendem Bild: Mondnacht. Rechts im Schatten, unmittelbar vor dem Beschauer ein Park, Springbrunnen, weiße Statue, vielleicht ein Stück Schloß durch die Bäume lugend. Der irgendwo eingeschlafene Pfau darf nicht fehlen, rechts (etwa ein Drittel der Breite) Aus-

Digitized by Google

sicht in ein weites Tal, wohin ein Strom in die dämmernde Mondferne hinausgeht. — Vielleicht noch besser statt des Mondes ein Gewitterschein, der das Ganze (d. h. nicht ganz den Park) von hinten erleuchtet. Schwüle Sommernacht. Ich bin sehr begierig, einen Versuch von Ihnen zu sehen." Theodor Storm an Hans Speckter, Husum, den 7. März 1874 (Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge. II. Jahrg. S. 43).

„. . . Bei Eichendorff darf nichts an Rübezahl auch nur erinnern. Lassen Sie sich sein „Aus der Heimat hinter den Wolken rot", komponiert von Schumann, vorsingen. Dann haben Sie den Hauch aus seiner Welt." Theodor Storm an Hans Speckter, Husum, den 20. September 1874 (Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge. II. Jahrg. S. 47).

Einen unmittelbaren Einfluß Eichendorffs auf eigene Schöpfungen hat Storm selbst zugestanden, indem er von seinen sogenannten „Fiedel-Liedern" spricht: „Die Anfänge dieser Lieder . . . entstanden während meiner Studentenzeit unter dem Einflusse Eichendorffscher Poesie. Eine äußere Veranlassung ließ mich nach fast einem Menschenalter den Ton noch einmal finden und so den vorliegenden Zyklus beenden." (Storms Werke, VIII. Bd. Anm. vor den Gedichten.)

Ähnlich entzückt wie Storm äußerte sich auch Karl von Holtei über das erste Zusammentreffen mit Eichendorff (in Breslau):

„. . . Zu dieser Zeit, am letzten Tage des Jahres 1819, empfing ich eine Einladung, den Abend bei Heinke zuzubringen. Ich fürchtete, dies werde eine direktorialische Abfütterung der Theaterherde sein, wie dergleichen bei den dirigierenden Kaufherren quartaliter Mode waren und wie ich dieselben dort bereits refüsiert hatte. Beim Drama-

Digitized by Google

turgen wäre dies nicht ausführbar gewesen — und ich entschloß mich zu gehen. Wen aber fand ich? Einen großen belebten Kreis bedeutender und geistreicher Personen, gemischt mit den Verwandten der Familie — und vom ganzen Theater niemand, außer mir. Es war, als ob der Mann, der mir diese Auszeichnung erwies, hätte sagen wollen: seht Freunde! ich habe keinen Schauspieler eingeladen, keinen, auch unsere besten nicht! Sie gehören nicht zu meinem geselligen Umgang. Aber diesen armen, verlassenen, aufgegebenen Anfänger, ihn, den eine ganze Stadt verleugnet und verdammt, ihn, den jeder tadelt, den ich weiter nicht kenne, als in seiner schwärmerischen Neigung fürs Theater, der mir wie ein träumendes Kind in die Hände lief und sich willenlos meiner Führung mit kindlichem Vertrauen hingab, — ihn hab' ich heute hierher kommen lassen, damit er beim letzten Glockenschlage dieses für ihn so traurig hinabsinkenden Jahres nicht allein sei, damit er, wenn ich ihm die Hand reichen und mit ihm anstoßen werde, einen neuen Atemzug wage und getröstet ins and're Jahr trete! — Anfänglich fühlt' ich mich trotz aller Freundlichkeit des Wirtes sehr verlassen und zog mich in ein leeres Gemach, wo ich, in einen Winkel gerückt, bitterlich weinte, mehr aus Dankbarkeit und Rührung, als aus Wehmuth, obwohl auch diese nicht fehlte. Da trat ein Mann zu mir, älter als ich, aber auch noch jung, sprach mich freundlich an und sagte manch' tröstendes Wort. Seine Sprache klang weich und sanft. Ich fühlte mich lebhaft zu ihm gezogen. Wir unterhielten uns sehr lange, während in den anderen Räumen gesellige Spiele lärmten. Als wir zur Gesellschaft zurückkehrten, bat ich um meines neuen Freundes Namen. — Es war Joseph Freiherr von Eichendorff." (Karl von Holtei, Vierzig Jahre. Neu herausgegeben von Max Grube. 4. Auflage. 1. Band. Breslau 1898 S. 427 f.)

Digitized by Google

H o f f m a n n v o n F a l l e r s l e b e n berichtet über ein Zusammentreffen mit Eichendorff in Berlin:

„Später (1822) war ich auch in Chamissos Hause und verlebte dort einige schöne Abende. . . . Eines Abends war auch Joseph von Eichendorff zugegen. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, wir brachen erst um Mitternacht auf. Ich ging nachher noch mit Eichendorff eine Zeitlang spazieren in den langen, stillen Straßen Berlins, wir unterhielten uns viel über Poesie und Philisterei.“ Hoffmann von Fallersleben, Werke. Herausgegeben von Hans Benzmann, III. Band. Leipzig, Hesses Verlag. S. 113.)

Emanuel G e i b e l schildert einen Versammlungsabend der Literarischen Gesellschaft in Berlin:

„Die Versammlungen finden jeden Montag im Café National Unter den Linden statt; es wird vorgelesen (doch nur von solchen Dichtern, die nicht Mitglieder des Vereins sind); kurz referiert und rezensiert, und zum Schluß unter bald ernstem, bald fröhlichem Gespräch nach der Karte gespeist. Als ich in den hell erleuchteten Saal eintrat, war bereits ein Teil der Gesellschaft beisammen; die Gestalten von Chamisso, Gruppe, Kopisch und Häring kannt ich schon; wozu diese also noch schildern? Aber dort am Fenster sitzt ein kleines zusammengekauertes Männchen mit schwarzer Perücke, eine schwarze Hornbrille auf der Nase. Es machte eine überaus wegwerfende Miene, sobald die Rede auf irgend ein neueres dramatisches Produkt kommt; wirft auch sonst mitunter ein ziemlich gewöhnliches Wort in die Unterhaltung, und schnupft dabei ungebührlich stark. Ich ahnte halb und halb, wer es sein möge, und als ich meinen Nachbarn, den liebenswürdigen Professor Schöll, darum befragte, fand ich mich nicht getäuscht. Es war Raupach. Wir hätten noch länger miteinander gesprochen, hätte uns nicht das Eintreten eines Mannes unterbrochen, welchem alle mit einer Art freundlicher Ehrfurcht entgegentraten. Er war

Digitized by Google

von schlanker Gestalt, sein Gesicht hatte einen frischen und wohlwollenden Ausdruck, und wenn sein Haar schon bedeutend ins Graue spielte, so lag doch in seinem Wesen etwas außerordentlich Jugendliches und Rasches, das durch den fröhlichen Blick des lebendigen Auges und durch den kurzen grünen Jagdrock, den er trug, noch erhöht wurde. Es war der Frhr. Joseph v. Eichendorff, derselbe, dessen vortrefflicher Taugenichts uns in den letzten Ferien so viel Vergnügen machte. Später stellte Hitzig mich ihm noch besonders vor, und er kam mir ganz nach seiner liebenswürdigen Weise mit der größten Freundlichkeit entgegen. Außerdem sah ich dort noch den blonden lebenslustigen Baron v. Gaudy, den als Dichter und Schauspieler bekannten Herrn v. Holtei, den Direktor Schadow, dem Professor Gubitz und andere." (Emanuel Geibels Jugendbriefe, herausgegeben von Fehling. Berlin 1909. S. 73.)

Wolfgang Müller wieder urteilte über Eichendorff (nach der Biographie in Eichendorffs sämtlichen poetischen Werken. Leipzig 1883 IV, 526):

„Es kann wohl nicht verwunderlich erscheinen, wenn ich mich zu diesem Dichter ganz besonders hingezogen fühlte. Die Lyrik der romantischen Schule ist in keinem andern ihrer Mitglieder so rein, hell, rund und abgeklärt zur Erscheinung gekommen. Er ist deshalb auch ganz naturgemäß vor allen andern zur höchsten Popularität gelangt. Wenn ich mit meinen Künstlerfreunden in Düsseldorf und mit meinen Studiengenossen in Bonn zusammen war, so hatten wir die Schlegel, Tieck, Kleist und Brentano wohl gelesen, aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen. Wie oft waren da nicht die Klänge ‚In einem kühlen Grunde' zur Tageszeit in Wald und Feld, durch Berg und Tal und zur Nacht in den Straßen der Stadt aus unseren Kehlen geschmettert worden, denn dies Lied galt schon zu jener Zeit als Volkslied. Wir

Digitized by Google

wandelten mit dem Gesang: ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen‘ und ‚Es schienen so golden die Sterne‘. Und dann hatte ja auch Mendelssohn zu zwei Texten des Dichters: ‚Wer hat dich du schöner Wald‘ und: ‚O Täler weit, o Höhen‘ die wundervollen Melodien gefunden, die heute noch stets zum Vortrag kommen, wenn irgendwo Quartette erhoben werden. Solche Worte und solche Weisen hatten sich so tief in das Herz geschmeichelt, daß man den Urheber, auch ohne ihn zu kennen, lieb haben müßte. Dazu war der ‚Taugenichts‘ ein Werk des Dichters, an dem wir junge Gesellen uns mächtig berauscht hatten. Wer aus solchen Augen die Landschaft anschauen und mit solchem Herzen den poetischen Müßiggang schildern konnte, mußte der nicht der liebenswürdigste Mann sein? Eichendorff wohnte damals vor dem Leipziger Tore auf der Potsdamer Straße, auf dem ersten Stock eines Hauses zur rechten Hand, wenn man aus der Stadt kommt. Ich fand bei ihm eine durchaus einfache Häuslichkeit, in der er als ein durchaus schlichter Hausvater waltete. Da war nichts von der Repräsentation A. W. Schlegels und von der spezifisch literarischen Sphäre Tiecks. . . . Der Dichter hatte gesungen, weil er singen mußte. In seinen bürgerlichen Verhältnissen war er vor allem Beamter. Seine Poesie schien das stille Heiligtum seiner Seele; er hielt nicht zurück mit ihr, weil er sie als Gabe Gottes betrachtete, aber er drängte sie auch nicht auf. So fand man denn bei ihm keine literarischen Zirkel, er genügte sich selbst, er glich dem süßen Vogel, der einsam in einer Ecke des Gartens sitzt und sein Lied singt, sooft es ihm ankommt, sich wenig kümmernd, ob man ihm lauscht oder ob man seine Töne überhört. Aber es freute ihn doch, daß man ihm wirklich froh und herzlich gelauscht hatte. Mit leisem, wohlwollendem Lächeln hörte er mir zu, wenn ich ihm erzählte, daß die Künstler und Studenten seine Lieder in alle Welt trügen, und daß ich

Digitized by Google

selbst immer tapfer dabei gewesen wäre. Als er nun auch erfuhr, daß ich auf der Guitarre klimperte und viele seiner Dichtungen auswendig wüßte, da wurde, wenn ich kam, ein Instrument herbeigeschafft, und ich versuchte die fast schon vergessene Kunst des rheinischen Naturgesanges. So gut und schlecht die Versuche auch gerieten, so hatte er doch Freude, die hell über seine milden Züge glänzte, wenn ich anhob."

Reizvoll sind die Urteile Ferdinand Freiligraths über Eichendorffsche Dichtungen. In seinen Briefen an Ida Melos, seine Freundin, Braut und endlich Frau, spricht sich Freiligrath unumwunden aus. Am 22. Mai 1840 sendet er ihr Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts" und fügt dem bei: „Das ist die rechte Strolcherei. Sie müssen die Geschichte in der ersten freien Stunde lesen, und werden sich durch die feierlichste Heiterkeit und das nobelste Lachen belohnt finden, in die Sie je durch Lektüre hineingekommen sind." Ida Melos ist nicht so entzückt wie Freiligrath, darauf dieser am 24. Mai: „Anliegend schick ich Ihnen eine Novelle von Eichendorff, die Ihnen in ihrer Totalität vielleicht besser gefällt, als der Taugenichts, von dem ich doch eigentlich nicht begreife, wie Sie ihn nicht ganz goutieren konnten." Es war Eichendorffs „Entführung," die Ida Melos sofort las, sie fand jene „schön, lieblich," ohne sich jedoch „recht mit ihr befreunden" zu können. „Ich fühle mich nicht wohl bei den märchenhaften, traumartigen Gestalten, sobald sie in das wirkliche Leben treten; ich fürchte mich vor der Diana wie vor einem Gespenst."

Freiligrath sucht seinen Lieblingsdichter eindringlich zu verteidigen. Am 1. Juni 1840 gibt er Ida Melos keineswegs unrecht, daß sie nicht in allem und jedem mit ihm (Freiligrath) übereinstimme. „Was namentlich Eichendorff angeht, so hab ich Ihnen gewiß keinen Vorwurf machen wollen, wenn ich mich wunderte, daß Sie ihn nicht

Digitized by Google

unbedingt anerkannten. Ich wollte ihm nur den Fond von Poesie, den er wirklich besitzt, vindizieren, sein tiefes, inniges Naturgefühl, seine jubelnde Wanderlust, seine frische, fahrige Strolchennatur, ohne darum der Formlosigkeit und Zerflossenheit das Wort zu reden, die Sie mit Recht an ihm tadeln. Seine Figuren sind nur allzuoft ohne Fleisch und Bein, Schatten, die durch seine taubesprengten, horndurchschmetterten Wälder huschen, ohne daß man sie mit Händen greifen kann. Ich habe das am meisten in einem Märchen von ihm empfunden, dessen Titel mir entfallen ist. Ich las es in einer Zeitschrift — irr ich nicht, im Berliner Gesellschafter — vor einigen Jahren zu Amsterdam auf dem Kaffeehaus, und weiß mich noch sehr gut zu erinnern, wie das wirre bunte Märchentreiben des Dichters mich die hundert Leute, die um mich her rauchten, schwatzten, Domino und Billard spielten, ganz und gar vergessen machte, und wie ich nach beendigter Lektüre wie ein Trunkener in der schönen Mondnacht am Hafen umherlief. Und doch hab ich nicht nur die Überschrift — nein, das ganze Ding hab ich total vergessen. Ich erinnere mich nur noch dunkler, prächtiger Wälder, eines weißen, schimmernden Schlosses lustiger Gesellen. Das ist aber auch alles, Absicht und Zusammenhang sind mir aus dem Gedächtnis. Ihr Urteil über Eichendorff wird mir durch diese Erfahrung (die ich erst in diesen Tagen, wo ich mich mehrfach mit Eichendorff beschäftigte, gemacht habe) neuerdings bestätigt. Und nicht wahr, seine Märchen sind nicht wie die stillen frommen Märchen des Volks, bei denen man wieder zum Kinde wird? Man legt eine Eichendorffsche Novelle mit einer gewissen Unbefriedigung aus der Hand, ein Gefühl von Sehnsucht und Beklemmung liegt schwer auf der Brust, man weiß nicht, was man will, man möchte weinen manchmal." Der tiefe Eindruck von Eichendorffs „Marmorbild" auf Freiligrath ist nicht geringer als der, den „Viel Lärmen um nichts" auf ihn aus-

Digitized by Google

geübt hat. Im August 1840 sendet Freiligrath die ersten Bogen seines „Jahrbuchs“ mit einer „wunderschönen Novelle von Eichendorff“, über die sich Ida Melos „ärgern soll“, an diese ab. „In den Einzelnen,“ so meint Freiligrath von der Erzählung, „ist sie köstlich, eine wunderschöne Musik auf der Klarinette etwa, die aber plötzlich, wenn auch nicht in einer Dissonanz, abbricht und den Leser oder Zuhörer mit langem, fragendem Gesicht stehen läßt. Die Überschrift des letzten Kapitels: ‚Viel Lärmen um Nichts‘ scheint anzudeuten, daß der Dichter es gerade so gewollt hat, es ist eine Vexiernovelle.“ (Freiligrath-Briefe, herausgegeben von Luise Wims. Stuttgart 1910. S. 80, 84, 86, 99, 156.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Richard Schaukal.

Wer kennt nicht Eichendorffs „Taugenichts", den neuen Troubadour, wie ihn der Dichter ursprünglich nannte, diesen flatterhaften Träumer und tiefsinnigen Landstreicher, verliebten und geliebten, gottbegnadeten Sohn der Romantik? Wer kennt nicht Eichendorffs Prinzen Rokoko, diesen lenzduftigen Schelm und ewig wiederkehrenden Jüngling aus einer schöneren Zeit, da Springbrunnen in Marmorbecken wunderbare Lieder sangen, Taxusbäume sehnend sich aus Reih und Glied zum Himmel reckten und in Rosenhecken Daphne frommentzückt Damöten lauschte? Wer kennt nicht Eichendorffs blühende Schilderung des deutschen Adelslebens am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, den losen Kavalier, den typischen Verehrer der schönen Chloë?

„Es rauscht der taftne Rock, es blitzen seine Schnallen,
Dazwischen hört man oft ein artig Lachen schallen.
Jetzt aber hebt vom Schloß, da sichs im West will röten,
Die Spieluhr schmachtend an, ein Menuett zu flöten.
Die Laube ist so still, er wirft sein Tuch zur Erde
Und stürzet auf sein Knie mit zärtlicher Gebärde . . . ."

Wir alle haben den „Taugenichts" gelesen und in Eichendorffs Gedichten geblättert, sicher auch das eine oder das andere von ihm auswendig gelernt. Das war, als

Digitized by Google

wir zur Schule gingen. Denn gar bald erkannten wir altklug, von der realistischen Mode angesteckt, daß Eichendorff eigentlich nur ein Träumer, ein Phantast sei, bei dem ewig Jägerhörner blasen, Brunnen rauschen und nie dagewesene Schlösser in grüner Wildnis trauern. Die kulturlose Gegenwart mit ihren literarischen Drahtpuppen machte uns frühzeitig blind und taub. Wir hatten längst alle Tradition in Literatur und Leben verloren, wir rasten in Automobilen und Luftschiffen allen möglichen Moden, allen möglichen Sezessionen nach, die tollste Geschmacklosigkeit wurde an die Stelle der entthronten Gottheit gesetzt und feierlichst angebetet. Erwachen wir endlich aus diesem Taumel und Tanz ums goldene Kalb? Fast könnte es scheinen. Immer stärker erhebt sich die Forderung nach einfachen geraden Linien, ruhigen Farben, schmucklosen Worten, verinnerlichtem Leben. Kritiker erstehen und man lauscht ihnen. Der größte Erzähler unseres Volkes, Wilhelm Raabe, wird endlich entdeckt. Man scheut sich nicht ungebildet zu erscheinen, wenn man altmodisch wird und dort anzuknüpfen sucht, wo unsere Väter die Kultur verloren haben, an die unpolitischen sonnigen Tage der Biedermeierzeit, da jeder noch sein eigenes Heim hatte, da man noch reiste, um Landschaften und Menschen kennen zu lernen, da man speiste, um zu speisen, trank, um zu trinken, da man mit einem Wort das Leben lebte und genoß.

Wie weit zurück sind wir Deutsche hinter den Engländern und den Franzosen, die eine seit Jahrhunderten ohne Unterlaß sich entwickelnde, in ihren Grundzügen jedoch stetige nationale Kultur besitzen. Gewiß, wir sind nie ein einiger Nationalstaat gewesen, Wien war niemals das, was Paris und London. Wir waren Stämme, und kein Volk. Aber schlimmer noch als diese Tatsache, die freilich auch eine bessere Kehrseite, die Universalität der Deutschen, aufweist, zerrütteten die Revolutionen und

Digitized by Google

Bruderkriege unser kulturelles Dasein. Bei keinem Volk konnte eine traditionslose Bewegung der Geister solche Ausdehnung und Bedeutung gewinnen wie bei uns das junge Deutschland. Und was darnach kam, war ein dreißigjähriger Krieg. Mühselig rangen sich Hebbel, Wagner, Nietzsche empor. Und man merkt an diesen Titanen deutlich genug die schrillenden Mißtöne, die eine ruhige Entwicklung getilgt oder gemildert hätte. Die blutigen Reformationen von 1848 bis 1871 haben unser Volk politisch frei gemacht und ein großes Reich geschaffen. Aber gleichzeitig ist ein Stein um den andern versunken, der Zeuge war unserer alten Kultur. Die Katholiken der ästhetischen Kirche fielen der Verachtung anheim. Fremde Soldknechte wurden geworben, um die letzten kümmerlichen Reste eines bodenständigen Stils zu vernichten. Aus den echten und unechten Geistesschätzen des Auslandes, aus den Moden aller Zeiten und Völker flickte man ein eklektisches Nothemd von Kultur zusammen, das man der im Herzen frierenden, des künstlerischen Augenlichts beraubten Germania um die nackenden Schultern warf.

Die Opposition verstummte nicht. Geist und Gemüt erhoben sich gegen die Alleinherrschaft der Politik und Technik. Vergeblich belustigten sich die Gewalthaber der Presse und die Materialisten der Arbeit über die tolle Neuromantik, die eben anfangs ein Kind, ein unbeholfenes Kind in Windeln war. Man wollte die neugeborene Reaktion totschweigen oder niederschreien. Und beides mißlang. Aber infolge der schlechten Behandlung geriet der romantische Junge der Neunzigerjahre in nervöse Krämpfe und ist leider noch immer nicht ganz zu sich selbst gekommen. Nur ein starker Erzieher kann ihn auf die richtigen Wege leiten, damit er das Vermächtnis seiner Ahnen ganz erfülle und auswirke, damit unser Volk das endlich wiedergewinne, was den Stolz der Engländer bildet; eine leben-

Digitized by Google

dige, einheitliche Kultur. Ich glaube, wir haben diesen Erzieher in Richard Schaukal.

Nicht ohne Absicht leitet Eichendorff diese Studie über einen der feinsten Geister unseres Volkes ein. Denn keiner aus unserm jungen Dichtergeschlecht ist ihm wesensverwandter als Schaukal.

Keine Landschaft ist mit einer andern so verschwistert wie Mähren mit Schlesien, die Heimat Schaukals mit der Heimat Eichendorffs. Dieser einem alten Adelsgeschlecht, jener einer alten Bürgerfamilie entsprossen, beide also voll Tradition, beide Juristen, beide Verwaltungsbeamte! Ihre liebste Stadt heißt Wien.

Eichendorff begann als Lyriker, errang durch seine Gedichte die größten Erfolge, war glänzender Übersetzer, Erzähler und Satiriker in einer Person. Alle Fragen des öffentlichen Lebens zog er in den Kreis seiner Betrachtung. Als Dramatiker versagte er. Ganz so Schaukal.

Beiden eignet die Grazie der Form, die beständige Kampfstellung wider die Unkultur ihrer Zeitgenossen, leiser Hohn, vornehmer Spott. Mit Vorliebe verherrlichen sie das Zeitalter des Rokoko. Grüne Wälder, weiße Schlösser, ihre Geheimnisse, ihre Bewohner tauchen in der Vorstellungswelt Eichendorffs und Schaukals immer wieder auf. Beide sind Österreicher der Sehnsucht, beide stolz, gerade und aufrecht, schlank und biegsam, trotzig und treu.

1893 gab der neunzehnjährige Schaukal seine ersten „Gedichte“ heraus, 1909 erschien die bisher letzte Fassung seiner ausgewählten Gedichte in zwei Teilen: „Verse“ und „Bilder“. Welche reiche Kette poetischer Zwischenglieder schlingt sich von diesem Jahr zu jenem. „Verse“ (1896), „Meine Gärten“ (1897), „Tristia“ (1898), „Tage und Träume“ (1899), „Sehnsucht“ (1900), „Pierrot und Colombine“ (1902), „Das Buch der Tage und Träume“ (1902), „Aus=

gewählte Gedichte (1904) bezeichnen die Stationen von Schaukals lyrischer Laufbahn. Wir sehen, wie der Dichter Geschaffenes sammelt und ausschließt, aufnimmt und verwirft, beständig die Feile ansetzt, nie mit sich selbst zufrieden.

Den ganzen Umkreis eines also gesättigten dichterischen Schaffens auch nur annähernd zu bestimmen, seinen Stoffgehalt auszuschöpfen, seine Bilderfülle wiederzugeben, das Wesen seiner innern Form zu ergründen, ist im engen Rahmen einer Studie unmöglich.

Die wissenschaftliche Erfassung eines lyrischen Kunstwerks steckt überhaupt erst in den Anfängen. Die rein ästhetisch-psychologische Betrachtungsweise eines Bayersdorfer, eines Du Prel, eines Dilthey genügt nicht, die rein philologische noch weniger. Wie man Gedichte besprechen soll, hat vielleicht Goethe am ehesten geahnt, als er „Des Knaben Wunderhorn“ 1806 in der Jenaischen Literaturzeitung anzeigte und empfahl. Jedes einzelne Gedicht mit zwei, drei Schlagworten in Kürze zu charakterisieren konnte freilich nur er. Und so bot er uns auch als Kritiker ein unerreichbares Vorbild.

Schaukal selbst ist der Ansicht, daß seine in der Zeit von 1892 bis 1896 entstandenen „Verse“ zum erstenmal den Grundton seines dichterischen Wesens erkennen lassen. Die eigenartigsten Muster schwebten ihm damals vor. Unbewußt Nachgeahmtes vermischte sich mit persönlich Originellem. Der junge Künstler rang noch in sich und mit sich. Seine große Vielseitigkeit offenbarte sich jedoch damals bereits wie ein uferloses Meer.

Der Einfluß Gautiers und Verlaines fällt auf den ersten Blick auf, daneben der Hoffmanns und Eichendorffs. Der Tod, die Nacht, die Einsamkeit, die Sehnsucht, Visionen und Dämmerstunden, alles feierlich Stolze, Ernsthafte, Schöne ergreift den jungen Schaukal. Er empfindet die

Digitized by Google

wehmütige Poesie der Mondlandschaft, des Schattenspiels, ja sogar des Regens. Er ist durchaus Romantiker. Der Griechentraum Hölderlins befällt auch ihn. Das Marmorbild Eichendorffs gleißt uns neuerdings entgegen. Die Stimmung des „Taugenichts“ erwacht, die Sehnsucht wandert nach der Heimat des Poeten,

„Wo die Brunnen träumend rauschen
Und die Hunde träumend bellen
Und die Saiten träumend klingen
Von entschlafnen Liebesliedern.“

Und da haben wir ja das Versmaß des „Trompeters von Säckingen“.

Neben Bildern von Schwind spukt aus dem magischen Halbdunkel Schaukalscher Beleuchtung der gespenstische Hoffmann, der spöttische Heine hervor. Und dann blitzt wieder „Im Prater“ heller lachender Sonnenschein über die weiten Wiesen. Der Frühling ist da.

Am Ende des Gedichtbuchs kommt der Naturalismus zu seinem Recht. Ein Nachtcafé voll feiler Dirnen zeigt uns sein schamloses Antlitz. Es ist der vierte Teil eines tiefsinnigen Mysteriums, „Pierrot“ betitelt. Im fünften wankt ein junges hellblondes Proletarierkind vorbei, überhungert, müd, Goethes Gretchen, in den vierten Stand eines sozialen Zeitalters versetzt. In der sechsten und letzten Szene endlich erhebt sich Pierrot zum Dichter, das Proletarierkind zur Muse, die ihn begnadet. Auferstehung.

Wir verkennen die Unreife nicht, die da und dort Schaukals Verse als jugendliche Schöpfungen verraten. Ein Tasten und Suchen nach der Form läßt sich nicht übersehen. Er liebt den Vierzeiler, aber auch den reimlosen Hymnus, Monolog und Dialog, er pflegt das Sonett. Er versucht sich in Übersetzungen, er schätzt den Prunk, er überlädt sich mit Fremdwörtern. Aber Schaukal lebt in dieser Manier und darum wirkt er bereits in seinen früheren Gedichten

Digitized by Google

urspünglich und echt. Er berauscht sich am Klang, an Assonanz und Alliteration. Ohne sangbar zu werden, dürstet er nach der Melodie des Wortes.

Den „Versen“ folgten „Meine Gärten“. Goethe und Stendhal spendeten ein Geleitwort. Jacobsen, D'Annunzio und Maeterlink standen zu Paten. Das Buch machte den Namen Schaukal eigentlich erst bekannt. Obwohl die „Verse“ weit mehr unmittelbar seinem Wesen entsprachen, boten „Meine Gärten“ als Ganzes einen ausgesprochenen einheitlichen künstlerisch vertieften Eindruck.

Sie sind als Stilversuche zu betrachten, als Anfänge der später gewachsenen malerischen Lyrik. Wir finden darin das reizende Gedicht „Rokoko“, ein Seitenstück zu Eichendorffs „Prinzen Rokoko“, erstmals veröffentlicht, und das Bekenntnis der schon im Schwinden begriffenen Schaukalschen Sturm- und Drangzeit: „Venedig“.

„Warum wandle ich nicht ein Freund besonnener Reden,
Leisen, bedächtigen Schrittes zwischen schlanken Genossen
Unter riesigen bäumenden Marmorrossen,
Mutgereift in Kondottierenfehden,
Lorbeer über den kurzgeschorenen, lichten
Haaren, die Künstlerfinger am Degenknaufe,
Heide im Lieben, gläubiges Kind der Taufe,
Groß im Dichterleben und Lebendichten!

Ferdinand von Saar gewidmet, eine wichtige Etappe in Schaukals lyrischer Entwicklung bedeutend, erschienen die wehmütigen „Tristia“. Die Überschrift: „Wer der Kunst gehört ist einsam . . .“ erinnert an Schönaich-Caroaths „Fontana Trevi“.

Zu Gautier und Verlaine gesellen sich nunmehr Shelley und Baudelaire. Schaukal als Nachdichter fremder Zungen ist bereits völlig gereift.

Im Rhythmus entdeckt er die feinsten Nüancen. Spielend handhabt er sogar ein dem ungelenken Hexameter ver-

Digitized by Google

wandtes Versmaß. Er haßt die blinde Menge. Er fühlt sich als Ritter, der Frau Minne dient.

Der Knabe ist Mann geworden. Er hält Einkehr in sich und wird fromm wie Novalis, wie Mörike. Die resignierte Stimmung überwiegt fortan. Nicht umsonst hat er Amiels Worte den „Liedern stiller Leiden" vorausgeschickt: „Chacun entre en Dieu autant que Dieu entre en lui . . ."

Alle diese Züge hat Schaukal in den folgenden Versbüchern nur noch vertieft. „Sehnsucht" brachte den Einfluß der Formkünstler Kleist, Platen und C. F. Meyer deutlicher als früher an den Tag. Neben Sonetten begrüßen uns Stanzen und Sizilianen. Italien macht uns seine Wunder kund. Velasquez und Tiepolo befruchten die bilderreiche Phantasie des Dichters.

Der deutsche Vogeler, Schaukal wahl- und wesensverwandt, entzückt ihn und zeichnet schließlich den prächtigen Buchschmuck zu dem Reigen Verse „Pierrot und Colombine oder das Lied von der Ehe".

Ein Ton, unzähligemal variiert, durchzittert das Ganze. In einem Frühling (1900) voll Lust geschrieben, weist es uns Schaukal in seligster Schaffenszeit. Es sollte ein Lieblingsbuch der Nation sein. Leider blieb es bis heut nur wenig beachtet. „Pierrot und Colombine" sind ein Kunstwerk reinster Prägung, an dem auch nicht eine Niete falsch ist, geschlossen in Anlage wie in Ausführung, ein lyrisches Wunderhorn aus einem Guß.

„Das Buch der Tage und Träume" ist als zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe der „Tage und Träume" aufzufassen. Stimmungen und Gestalten deuten schon auf Späteres hin. Herzenstöne voll kindlicher Innigkeit werden angeschlagen. Großmutter, die wundersame alte Frau, der wir bald hernach in einer großen Prosadichtung begegnen werden, wird dankbar gefeiert.

Digitized by Google

Nun aber hielt es Schaukal an der Zeit, eine Auswahl aus seiner gesamten lyrischen Jugendernte zu treffen, und so veröffentlichte er in einem einzigen schlanken Bändchen seine „Ausgewählten Gedichte". Sehnsucht und Liebe, daneben die Landschaft, erscheinen als die stärksten Triebkräfte seiner liedmäßigen Poesie. In den Bildern herrscht die Geistes- und Empfindungswelt des glutvollen Cinquecento vor.

Mit Recht trennte der Dichter beide Gruppen in selbständigen Büchern, nachdem er gewissermaßen im letzten geistigen Läuterungsprozeß begriffen das „Buch der Seele" herausgegeben hatte, Wilhelm Raabe gewidmet. Diese Widmung sagt alles:

„Ich gehe, gehe von mir fort,
Kann mir doch nicht entgehn.
Ich sage: Sieh, das war ich dort,
Und kann es selbst nicht sehn."

Frommes Ergriffensein im Sinne Hardenbergs heißt die große Tonwelle, die durch die ganze Sammlung brandet. Übersetzungen von Malarmé und Verhaeren machen den Beschluß. Gleich das einleitende Gedicht „An den Herrn" gibt die Stimmung des ganzen feierlich-ernsten Buches wieder.

„Du in den wir münden,
du aus dem wir erwacht:
wer, wer darf dich verkünden,
der Du Dich selbst erdacht!

Der du über den Zeiten
thronst in Unendlichkeit,
über die Meere gleiten
Schatten von Deinem Kleid.

Tage und Nächte schleichen
unten an seinem Saum.
Erblühen und Verbleichen
gabst du uns als Traum."

Digitized by Google

Die „Verse“, der Ausgewählten Gedichte ersten veränderten Teil, und die „Bilder“, der Ausgewählten Gedichte zweiten erweiterten Teil, denen die „Nachdichtungen“ noch folgen sollen, müssen wir als vorläufigen Abschluß in Schaukals lyrischem Schaffen betrachten.

Er hat die Mittagshöhe des Lebens kaum erglommen und doch alles genossen, was so köstlich ist. Ihm ziemte es Rückschau zu halten und die losen Ähren in feste Garben zu binden, ehe die zweite Saat, die Spätsommersaat, sproßt und reift.

Ich stehe nicht an, die „Bilder“ vollgültiger, gesättigter, bewältigender zu finden als die „Verse“. Seine plastische Darstellungskraft kennt weder zeitliche noch örtliche Grenzen. Groß, ja gewaltig redet Goya zu uns. Mozarts Spinett ertönt. Herodias, das dämonische Weib, enthüllt den lasterhaften Liebreiz ihres Leibes. Ritter und Korsar, Rosenmädchen und Herzogin, Araber, Page und Zwerg gleiten vorüber. Persepolis und Venedig erheben sich in blendender Pracht. Wächter und Fiedler gemahnen an das treuherzige deutsche Mittelalter, Salome an den üppigen Orient des Altertums, Savonerola an den Anbruch der neuen Zeit. Das Spanien des Velasquez, das Frankreich Mussets, das Italien Lionardos, das junonische Griechenland, Rembrandtsche Visionen — eines löst das andere ab! Alle Völker, Zeiten und Zonen sind dem Dichter vertraut, am herzlichsten freilich: „Alte Schlösser ...“

„Alte Schlösser lieb ich mit gemeißeltem Wappen überm Portale,
dunkeln Bildern gewaltiger Ahnen im düstern Saale,
alte Schlösser, die von zackiger Höh in bewaldete Tale
aus zerbröckelnden Bogenfenstern schauen.
Efeu rankt sich darüber; wildzerraufte Brauen ...
Still der Burghof, wo auf breiten Quadern die Schritte hallen. —

Digitized by Google

Im verwachsenen Parke fallen
herbstliche Blätter, mächtige Stiegen
träumen
noch vom gleitenden Schmiegen
seidner Gewänder,
deren Duft sie bewahrten,
rauschenden festlichen Fahrten
in Märchen- und Maskenländer . . . .
In den Kronen ergrauernder Bäume
nisten große Vögel und fliegen
schwarz und schwer
um steile Türme hin und her."

Wir merken mit Bewunderung, wie es unserem Dichter bis zur feinsten Einzelheit gelingt, die Beseelung des Leblosen rhythmisch und reimtechnisch zu steigern und so einen Gesamteindruck voll der reinsten Harmonie zu erzielen.

„Träumen" füllt eine ganze Verszeile, man spricht das Wort gelassen dehnend und pausierend aus, eine traumhafte Stimmung erzeugend.

„Still der Burghof, wo auf breiten Quadern die Schritte hallen. Im verwachsenen Parke fallen . . ." Man beachte zunächst den kurz abgehackten Satz „Still der Burghof (ein Atemzug, „Still"), die Vokale u und o, denen assonierend ein zweites volles o („wo") folgt, den gewichtigen, massiven, dumpf tönenden Boden andeutend, man holt breit aus („breiten"), nachhallende Binnenreime („Quadern . . . hallen"), ein belebter Rhythmus, Daktylus statt Trochäus („Quadern, die Schritte"), die assonierenden Vokale i („die Schritte") zum Zeichen des hellen flotten Ansatzes beim Gehen und gleichsam als Echo der umgebenden Landschaft nochmals drei hallende a („verwachsenen Parke fallen") erzeugen eine laut-malerische Wirkung, deren Schönheit man erst bei wiederholtem lauten Lesen des ganzen Gedichts auskosten kann.

Digitized by Google

Ähnliche Beobachtungen sprachmelodischer Natur lassen sich bei Schaukal unzähligemal anstellen. Ich habe nur ein beliebiges Beispiel herausgegriffen.

In den „Bildern“ ist von Schaukal ein neues dichterisches Genus künstlerisch vollendet ganz eigenartig ausgebildet worden. Die vielen Nachahmer dieser Art von Poesie vermögen an ihn nicht heranzureichen.

Nicht so innerlich abgerundet erscheinen mir Schaukals „Verse“. Der schlichte, innige, volkstümliche Ton, den das kleine lyrische Gedicht im Grunde stets verlangt, wird oft von dem seltsam schönen Wortprunk unseres Dichters überwuchert und gelangt nur da und dort zu einem reinen, völlig ursprünglichen Ausbruch. Dann freilich überaus reizvoll, z. B. in „Kuckuck“:

„Sie hat den Kuckuck gefragt:
Kuckuck, wie lang noch?
Dreimal rief er und schwieg.
Sie harrte bang noch —

Still war der Wald. Ins Tal
sah sie befangen.
Über die Sonne sind
Wolken gegangen.“

Neben solchen Versen, die etwa an Mörikes Lyrik gemessen würdig bestehen können, gelingen Schaukal auch spruchartige Gedichte von der Prägnanz der „Sonne“:

„Greise versöhnt sie,
an der Dinge scharfe Kanten gewöhnt sie,
mit Strahlen blendet, mit Strahlen krönt sie.“

Der Mutterliebe, dem häuslichen Glück gelten seine teuersten Verse. Ihn blendet nichts mehr, ihn krönt der bescheidene Frieden der Seele, die sich selbst gefunden hat:

„Manchmal mein ich es zu halten
mitten in der Nacht,
was in wechselnden Gestalten
mich so selig macht.

Digitized by Google

Und es ist mir dann am Tage
unter meinem Kleid,
daß ich etwas an mir trage,
das von Ewigkeit."

Über Schaukals dramatische Versuche kann ich mich kürzer fassen. Sie sind nichts weiter als Versuche.

„Vorabend", ein Akt in Versen, an einem Sonntag im Herbst 1900 hastig niedergeschrieben, ist nur für den Forscher belangvoll, da es das dramatische Streben des Anti-Dramatikers, der als Fünfzehn- und Sechzehnjähriger zwei vollständige moderne Dramen verfaßt hat, unter dem Einfluß seiner eigenen Lyrik zeigt.

Mehr Beachtung als die in einer feurigdüstern Hamlet-Stimmung hingeworfenen Verse verdienen die dramatischen Skizzen: „Einer, der seine Frau besucht und andere Szenen". Der Ironiker der Gesellschaft macht seinem spöttischen Gewissen Luft. Die drollig-tragische Satire: „Einer, der seine Frau besucht", ist im Winter 1895 auf 1896 entstanden, die Farce: „Ein Brautmorgen" 1894, die „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute", Schaukals letztes Fragment, 1896.

Wien und die Provinz (Mähren), zwei für unsern Dichter untrennbare Kontrastbegriffe, wie die Saite einer Geige und ihr Resonanzboden, bildeten darin bald deutlich wahrnehmbar, bald diskret verhüllt, das Instrument für kulturkritische Fingerübungen, die sich mit einem Male zu einer überschäumenden, brausenden und rauschenden Ouvertüre, den „Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen" verdichten sollten. Dieses überaus denkwürdige Dokument aus der Zeit der Jahrhundertwende widmete Schaukal Arno Holz, den er selbst, aufrichtig bis zur herzerfreuenden Grobheit, seiner Aufrichtigkeit wegen gerade damals innig zu schätzen wußte.

Digitized by Google

Gleich die Vorrede zu Schaukals Seelengeschichte ist für die Erkenntnis seiner Lehr- und Wanderjahre wichtig genug.

Die „Interieurs“ waren zunächst (1895) eine kleine Skizzensammlung, gestalteten sich dann zu einem Roman, zerfielen später wieder in einzelne Fragmente, schließlich blieben sie liegen, und gingen zum Teil wenigstens irgendwo in einer Druckerei spurlos verloren.

Nun nahm sie unser beherzter Poet neuerdings auf, sammelte die erhaltenen Handschriften und führte dem geschwächten Rumpfe neues Blut zu. Viel Prosa war von ihm verworfen worden, ehe er diese Fragmente des Druckes für wert erachtete — 1897. Er war sein grausamster Kritiker selbst gewesen. 1900 kam das Buch endlich heraus.

Die Form erinnert an E. Th. A. Hoffmann und an Wilhelm Raabe, der freilich durchaus anders geartet in seiner „Chronik der Sperlingsgasse“ ein in den Grundlagen ebenso lyrisches, echtes, wahres, inniges Bild der damaligen Jugend in lose aneinandergereihten Skizzen entworfen hat.

Um es gleich vorwegzunehmen, Schaukals „Interieurs“ sind sein unreifstes, dabei aber vielleicht liebenswürdigstes Werk.

Jugendlich errötend, flegelhaft frech nennt er sich selbst. Aber wer zürnt der Natur, wenn sie bengelhaft ist?

Von den „Interieurs“ gewinnen wir den Ausblick nach dem ganzen Menschen, dem ganzen Dichter. Die Kreislerphantasien, Großmutterstimmungen, Balthesserkritiken wurzeln im Keime hier bereits. Und vollends das erste Kronjuwel seiner Erzählungskunst „M i m i L y n x“ finden wir in diesen Blättern.

An den „Interieurs“ darf niemand achtlos vorübergehen, der Schaukal und seine Zeit studieren will. Für den Literar- und Kulturhistoriker ist es ein unschätzbares Buch.

Digitized by Google

Nur ein paar Proben für Schaukals werdenden Prosastil: „. . . Es war still über dem Flusse. Die kurzen Gräser standen steif. Die dicken knorrigen Stämme um den Tennisplatz schwiegen hoheitsvoll. Aber die Luft war erfüllt mit Weihe und Duft.“ —

„Er schlug sich mit häßlichen Erwägungen in der Stille dieses zögernden Folgens. Auch in ihm hob sich das ergraute kluge Köpfchen der Vernunft über die dicken, starkädrigen, wohlriechenden Blätter seiner Zauberhecken. ‚Du bist nichts, wispelte sie. Und du hast nichts. Und heutzutage muß man was sein und was haben.‘ Er spie dieser eklen, verrunzelten Vernunft in das kluge magere Antlitz, er hob die schmalen, abfallenden Schultern wie im Groll über ein entwürdigendes Joch.“

Schaukal sieht auch das Seelische im Bilde.

Die Schwächen der „Interieurs“ dürfen nicht verschwiegen bleiben. Selbstgefälliges Kokettieren, spielerische Nachlässigkeit, da und dort übertriebener Naturalismus! Warum schwitzen die Männer so oft? Ist das Zola? Banalitäten fehlen ebensowenig.

Die „Interieurs“ versuchen sich in allen Tonarten, im Gedicht, in der romanhaften Erzählung, in der dramatischen Szene, im Aphorismus, in Tagebuchaufzeichnungen, in der Theaterkritik, im Feuilleton, im Brief.

Besonders hervorzuheben wäre die Hamlet-Studie und der begeisterte Mitterwurzer-Nekrolog. Eine Fülle von Anregungen und geistreichen Beobachtungen steckt in der Sammlung. Ich sehe von den vielen Anspielungen auf bestimmte Dichter und Dichtwerke ab. Man muß die „Interieurs“ auch zwischen den Zeilen lesen.

„M i m i L y n x“, diese sonnige verträumte Liebesgeschichte, ist mit Eichendorffs „Taugenichts“ entschieden verwandt. Sie ist womöglich noch kecker, ausgelassener, moderner. Sie ist aus dem lebenslustigen Tag geboren

Digitized by Google

und lebt in den Tag hinein. Sie kennt aber auch kein Gesetz, das von außen kommt. Sie ist eine lachende Blume, die stolz und schlank aufsproßt, blüht und verwelkt.

Mimi Lynx stammt von der Donau, sie ist echt österreichisch, echt wienerisch, halb vornehme Dame, halb süßer Fratz. Sie ist ein wundervolles Erlebnis, das man nie vergißt.

„Mimi Lynx" hatte Schaukal im Winter von 1895 auf 1896 zum erstenmal niedergeschrieben, in die Interieurs aufgenommen und seither mehrfach im einzelnen verändert. Selbständig erschien sie 1904 als „eine Novelle".

Die „Interieurs" als Ganzes genommen, sind kein Kunstwerk, aber einzelne Teile wie „Mimi Lynx" offenbaren reichste Kunst, Lebenskunst, und die ist doch wohl die größte.

Was hernach folgte: „Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten (1902), dem Andenken von Poë, D'Aurévilly und Hoffmann geweiht, war wiederum eine Stiletappe. Bodenständig, österreichisch, mährisch mutet uns alles an. Märchenhafte Züge vermischen sich mit entlehnten Grausamkeiten hyperromantischer Vorläufer.

Ein sorgsam überlegter Stil macht sich geltend. Raffiniert lange Sätze wechseln mit absichtlichen Ellipsen. Stellenweise könnte man meinen, Balzac zu lesen. Der „Gesellschaftsmann" ist eine Figur aus dem Theater dieses Franzosen.

Schaukal scheut auch vor der gewagtesten Stilprobe nicht zurück. Er erzählt eine „Biographie" in einem einzigen Satz:

„Der neugewählte Vertreter eines großen Wahlbezirks verkündete in einer zahlreich besuchten Versammlung seiner Anhänger seine Ziele und sogenannten über-

Digitized by Google

zeugung, ließ sich des Abends bei einem umfänglichen Festessen von angetrunkenen Tischgenossen lebhaft feiern, saß in der Mitte der Volksabgeordneten mehrere Jahre hindurch schweigend und an seinem Pulte schnitzelnd, erhielt, da seine Fabriksunternehmungen einen unerwarteten Aufschwung genommen hatte, einen hohen Orden, wurde endlich geadelt — was später den Erfolg hatte, daß sein mäßig begabter Sohn im Auslande einen großen Staat vertrat — starb und wurde von Tausenden von Menschen auf den Friedhof geleitet und in spaltenlangen Aufsätzen vieler öffentlicher Blätter für einige Stunden müßiger Menschen hin und her besprochen."

Die Titelnovelle: „Von Tod zu Tod", unter Poës Einfluß entstanden, nahm Schaukal später in die Novellensammlung „Schlemihle" auf. Ihre wunderliche Eigenart zeigt stofflich und formell, wie sehr der Erzähler damals noch um sich selber rang, einen ähnlichen schöpferischen Prozeß wie ihn etwa noch „Eros" in „Eros-Thanatos" fortsetzt. Die reife Frucht all dieser Übergänge ist die „Sängerin" (in „Eros-Thanatos") 1906. Neben dem „Stelldichein" in der gleichen Sammlung gehört diese Novelle zum Schönsten und Besten, was Schaukal geschaffen hat.

Nun aber stehen wir unmittelbar vor seiner großen Trilogie: „Kapellmeister Kreisler" (1906), „Großmutter" (1906) und „Andreas von Balthesser (1907). Man kann jedes dieser Werke einzeln lesen, äußerlich bilden sie keinen Zusammenhang, ebensowenig wie Raabes Trilogie: „Hungerpastor", „Schüdderump" und „Abu Telfan", und dennoch darf man keines dieser Bücher vom andern losgelöst denken, ihr Inhalt umspannt mehr als drei Zeitalter, die Romantik, die Biedermeierzeit und die Gegenwart, der ganze innere und äußere Mensch ruht in ihnen beschlossen,

Digitized by Google

der grandiose Künstler, der einfache, schlichte Gemütsmensch, der Weltmann.

Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein, ein imaginäres Porträt, lautet der Untertitel zum „Kapellmeister Kreisler", dieser Künstlertragödie und Menschengroteske, die mit Recht dem Evangelium aller Romantik Wackenroders „Herzensergießungen" an die Seite gestellt wurde.

In Briefen des toll-genial-dämonischen Kapellmeisters Kreisler an Freund Theodor findet Schaukal die passende Form für den Ideengehalt und die Stoffülle seines scharfen Geistes und seiner sprühenden Phantasie. Hier, wie nirgends, zeigt er, daß ihm das scheinbar ungereimte, weil in seiner Tiefe, in seinen Abgründen kaum faßbare Wesen E. Th. A. Hoffmanns voll aufgegangen ist. Besser als alle Biographien Hoffmanns sagt uns dies eine schmale Buch, wer Hoffmann war. Aber noch mehr. Derjenige, der uns den „Kater Murr" geschenkt, ist auch nur ein Typus, der Typus des Künstlers, das fleischgewordene Prinzip der Kunst. In der elften Vigilie, diesem begeisterten, fast in freien Rhythmen dahinströmenden Hymnus auf die Kunst, heißt es bezeichnend:

„Die Kunst, die ich meine, hat göttlichen Ursprung... Es gibt keinen Übergang in die Kunst, sondern ihr Erscheinen ist ein aufzuckender und dann gebreiteter Moment, der mit euren erstaunlichen Lichtjahren wertet und über ihnen wertet. Sie ist da und doch nicht da. Man wird ihrer nicht eigentlich inne und hat sie plötzlich... Der Künstler geht aus seinem Leben in die Kunst, wie Gestalten in den Spiegel und wieder aus ihm gleiten, ohne Bemühen, ohne Willen. Nichts haben seine Sinne damit zu schaffen, nichts seine Vernunft, diese feiste Sklavenhälterin der Erfahrungen. Die Kunst ist ihm eine unfaßliche und doch vertraute Erfahrung jenseits aller Er-

Digitized by Google

fahrungen, ein entsetzlicher und paradiesischer Raum über und unter allen Räumen. Sie ist zeitlos und ganz unbeweglich. Zitternde Starrheit. Donnernde Stille. Sie hat keine Grenzen, und sie ist *wahr*. O, sie ist viel wahrer noch als das Lächeln der Kinder, das Duften der Blumen, das Weben der geräuschlosen Düfte, das unaufhörliche Rieseln des Lichtes. Sie ist noch viel wahrer, denn sie wohnt ganz an Gott, in Gott selbst. Ja, *Gott selbst* ist der Künstler, wenn ihn die Gnade wie mit Schwingen von Welten- und Überweltenbreite und der Stärke von Schöpfungstagen erhebt über sein Los als das des Menschen des Geschöpfes. Und darum wandelt er unerkannt unter den andern, der er heimatlos ist in ihren Gehegen. Seine wahre Heimat ist über allem Denken und Zielen. Keinen Vater kennt er und kein Kind. Aus dem Uranfange stammt er und ins Urende geht er, das der Anfang ist. Nicht die Erscheinungen sieht er, sondern ihre ewigen unheimlich-heimlichen Spiegelbilder. Und darum sind seine Worte, die so vielen andern schon zu ihren Zwecken genügten, nur ein schwacher, elender Abglanz der Urworte, der Urworte, die seine Seele vernimmt von den Höhen und aus den Tiefen des flammenden Schweigens, das mächtiger ist als alle herrschenden und zerstörenden Menschenworte. Und wer sie nicht vernimmt, die Schwingungen dieses unerhörten Schweigens in und hinter seinen, des Menschen, unzulänglichen Worten, der hat nie noch Kunst erfahren in seiner bemitleidenswürdigen, blind und taub geborenen Seele. Er aber versteht trotz allen Worten die Seele seiner Geschwister, der großen Einsamen, die vor ihm wandelten im Endlichen und heimisch waren im Unendlichen wie er ... Das ist das Geheimnis der großen Kunst, daß sie *immer dieselbe* ist, ob unter Ägyptern und Medern oder unter Deutschen und Romanen. Sie hat immer nur *einen* Inhalt: *sich selbst* ... Ohne auf ein

Pochen zu warten, öffnet sich dem großen Künstler seine Heimat. Aber sie verschließt sich dem Drängen. Ihre Luft ist leicht zu atmen und doch wie aus lauter Feuer: sie kann verzehren. ‚Arm im Geiste‘ nur kann der Künstler sie erreichen. Der ‚Geist‘ ist ihr Feind und sie sein ewiger Widersacher. Viele hat sie schon vernichtet am frevelnden Geiste und tief unter den Menschen hinabgestoßen ins Brütenvegetative des Idioten. O, sie ist eine Gefahr und eine Süßigkeit ohne gleichen. Nie kommt einer anders aus ihrem Bereich als geblendet, verstoßen. Nie aber gelangt einer zu ihr, der ihr Wesen nicht längst tief in der eignen Brust trug. Sie wohnt im Künstler wie er in ihr. Es gibt kein Hüben und Drüben. Sie ist Freiheit. Sie ist Schrankenlosigkeit. Sie ist Allgegenwart und Allwissenheit. Sie ist in Gott, von Gott, Gott! Jeder Mensch kann einmal ihr Rauschen hören, denn ihr Wesen ist wie Tod und Werden, kein Übergang, sondern ein Augenblick von Ewigkeitsdauer. Sie ist in jeder großen Liebe. Sie ist in jedem entsetzlichen Leiden. Sie ist im Erwachen des Kindes wie im Auslöschen des Sterbenden. Aber der sie nicht in sich trägt wie sein Herz, vernimmt wohl einmal ihr verstörendes Rauschen, aber er kann es sich nicht deuten: er hat sie nicht. Keine wahnsinnige Ergreifung kann sie ihm verkünden. Doch das Rauschen der Kunst ist über den gemeißten Stirnen, und es ist gewaltig wie das Leuchten von Gottes Mantel.

Unfehlbar ist die große Kunst. Und unverkennbar sind ihre Zeichen. Eine Quellen verkündende Rute gleichsam trägt der Künstler mit sich, die ihm ihre mütterliche Anwesenheit verrät. Darum ist nur der Künstler fähig, das Kunstwerk zu begreifen, das Kunstwerk, diesen in der Luft der Menschen erstarrten Hauch der anderen Welt. Plötzlich, aus einer durch keinen Grenzbalken abgeschiedenen Region, stürzen die Werke herab. Sie sind da,

Digitized by Google

wenn sie Schwere bekommen diesseits des unsichtbaren Grenzstrichs. Denn im Jenseits haben sie keine Schwere. Dort leben sie in der Heiterkeit der Ungeborenen. Und darum klagt aus jedem großen Kunstwerk unendliche Trauer. Es ist Heimweh nach den Sphären der heitern Unschwere. Die Menschen jedoch reihen die trauernden Werke an die blöde lachenden Werke der andern. Und sie gehen an ihnen entlang — rechts und links sind sie gereiht, Echtes neben Unechtem, Göttliches neben Kannibalischem — und erkennen die trauernden Werke nicht. Das ist der Fluch des Künstlers, daß er ewig hinab muß ins dröhnende Unterreich der Mitteilung, wo das Leben, das beschwingte, von Gott glühende Leben der Gnade erkaltet."

Schaukals Ansichten über Kunst und Künstler, über ihre Verwandtschaft mit Religion und Gott berühren sich auf das engste mit denen Stifters, nur hat sie jener erweitert und vertieft.

Schaukal ist ganz und gar nicht, was man einen verbildeten Künstler nennen könnte. Er ist auch kein „Ästhet". Er liebt die Welt der Fischer, der Gärtner, der Arbeiter, und vor allem die Welt der Kinder. Er ist ihr begeistertster Fürsprech, ihr Bruder, ihr Freund.

Der im „Kapellmeister Kreisler" angeschlagene Herzenston klingt in Schaukals „Großmutter" weiter. In der beliebten Form eines herausgegebenen Nachlasses erzählt uns der Enkel aus dem Leben einer prächtigen alten Dame, deren Jugend den Vormärz kannte, da die unpolitische Wiener Modenzeitung zur Lieblingslektüre der tonangebenden Gesellschaft gehörte, da Kotzebue das Theater beherrschte, Jean Paul und Zschokke, Fielding, Swift, Bulwer und Scott mit Vorliebe gelesen wurden, Stifter und Mörike in der Blüte ihres Schaffens standen.

In dem stillen friedlichen Haus der Großmutter lernte

Digitized by Google

sie Schaukal alle kennen. Und noch viel mehr. Er verschlang Dumas und begeisterte sich für Shakespeare.

Schaukals „Großmutter“ ist ein Seitenstück zu dem gleichnamigen berühmten tschechischen Werk der Bozena Němcova. Wird hier mehr das ländliche slawische Milieu der Biedermeierzeit in dem südöstlichen Grenzgebiet deutscher Kultur gezeichnet, so schildert uns Schaukal das deutsche städtische daselbst.

Brünn, das alte deutsche Brünn, zaubert uns der Dichter, ohne die Stadt beim Namen zu nennen, in diesem Stimmungsgemälde vor die verwunderten Augen. Aber die Hauptstadt Mährens mit dem unvergeßlichen Heim der unvergeßlichen Großmutter erscheint ihm bloß als Typus, als Symbol einer untergegangenen Kultur, der er nachtrauert wie der reife, geprüfte, enttäuschte Mann seiner Jugend, an die er anknüpfen möchte zum Heil künftiger Geschlechter.

Schaukal hat sein gemütvolles Buch der greisen Freifrau von Ebner-Eschenbach gewidmet, deren Meisterwerk „Bozena“ mir wie ein Präludium erscheint zu diesem Meisterwerk ihres jungen Landsmanns.

Jugend! Ja, von der nimmt Schaukal eigentlich Abschied. Wenigstens meint er das, weil er hier zum erstenmal über seine Vergangenheit nachsinnt. „Denn Jugend kennt kein Erinnern, Jugend kennt nur ein Vorwärts, ein hastendes, nie rastendes Vorwärts, kaum ein Atemholen. Mein Atem aber geht oft so beruhigt, so gleichmäßig — wie im Schatten. Jenseits der Höhe ist man ja auch Schatten. Was ist meine Höhe? Laß es mich übersinnen.“ Und er denkt nach und träumt und denkt. Und währenddem entsteht sein verkörpertes Ebenbild: Andreas von Balthesser.

Um es gleich herauszusagen, das berühmte und berüchtigte Buch „Leben und Meinungen des Herrn

Digitized by Google

Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten" hat eine Tendenz, es ist polemisch. Es richtet sich gegen den unsterblichen Typus gewisser deutscher Landsleute, die keine Stilwidrigkeit darin empfinden, in Lodenjoppen überm Baumwollhemd, mit Lodenhut und Spielhahnfeder sich zwischen Smocking und Frack an die Abendtafel eines Palast-Hotels zu drängen, gegen die großen Gelehrten, die stolz darauf sind, vernachlässigt auszusehen, gegen alle diejenigen endlich, die in ungehobelter Unnatur die wahre Natur zu erblicken meinen.

Schaukals „Balthesser" ist ein großer Ironiker. Er spricht ebenso selbstverständlich über die Gesellschaft, die Künstler und ihr Gehaben, wie über das Monokel, über Witze, über liebenswürdige Sonntagsplauderer im besonderen und über die deutsche Prosa im allgemeinen, über Wichtigkeit, Visitenkarten, Vorzimmer und Verwandtes, über die Betrachtung von Gemälden, über die Psychologie der Kleidung, über Verkehr, über Vernünftige, Snobs und Beflissene, über die Dame.

Er will uns kein Gesetzbuch des guten Geschmacks mitteilen, denn Kultur ist wie Rasse angeboren, nicht erlernbar, die Fähigkeit muß da sein, sonst nutzt alle Erziehung zum guten Tone nichts.

Schaukals „Balthesser" ist daher nicht eigentlich ein pädagogisches Werk, sondern allenfalls eine Naturgeschichte des modernen Kulturmenschen. Es gefällt sich in keiner exzentrischen Einseitigkeit, sondern entwickelt, ohne Außen-Kultur von Innen-Kultur zu scheiden, den Idealcharakter eines Mannes von Welt.

Und mit dem überlegenen Humor, der etwa einem Jean Paul, einem Gottfried Keller, einem Raabe zu eigen gewesen ist, betrachtet der Schöpfer des „Herrn Andreas von Balthesser" auch die Welt unter ihm, das Leben der

Digitized by Google

Kleinen und Unmündigen, das Treiben der Verwiesenen und Verfemten.

Die lauten und leisen Vielfältigkeiten des menschlichen Daseins kommen in Schaukals drei Novellen „Schlemihle“ betitelt, deutlich an die Oberfläche. Er hat diesen Band seiner Lieblingsschriftstellerin Dora Hohlfeld gewidmet. Was „Mathias Siebenlist“ und das „Schloß der hundert Liebhaber“ zu erzählen wissen, ist ein wunderliches Kaleidoskop irdischen Geschehens. Wir erinnern uns der tollen Kavaliere in Lagerlöfs unsterblicher Gösta-Berling-Saga, ihre Schicksale, ihr Lieben und Leiden. Schaukal hat eine ganze Reihe solcher Gestalten und Erlebnisse in den engen Rahmen einer Novelle gepreßt. Keine Weitschweifigkeit ermüdet, kein Exkurs verwirrt.

War der Stil in manchen seiner früheren Werke mitunter nachlässig, flüchtig, fehlerhaft, so sitzt nun alles wie angegossen. Jedes Wort fügt sich harmonisch in das Ganze ein. Schaukal läßt mehr ahnen als er sagt.

In den „Schlemihlen“, von denen die mittlere Novelle „Elisa Hußfeldt“ vielleicht die künstlerisch vollendetste ist, muß man Zeile für Zeile immer wieder lesen. Die erste Lektüre der Novellen schöpft den reichen Gehalt nicht aus.

„Elisa Hußfeldt“ spielt zum Teil in der gleichen Stadt, die uns aus der „Großmutter“ bekannt ist und uns in der Schlußnovelle „Von Tod zu Tod“ nochmals begegnet.

Aber es ist die Gegenwart, die nächste lebendigste Gegenwart klar und entschieden vor unsere Augen gerückt. Die sentimentalen Schwingungen der Seele, die das Großmutter-Buch verklärten, haben einem kühleren Erfassen der Wirklichkeit, vor allem in „Elisa Hußfeldt“ Platz gemacht.

Ohne Lärm wickeln Schaukals Menschen ihre Schicksale ab, lautlos selbst im Sterben.

Digitized by Google

Lohnend wäre ein Vergleich mit Raabe. Aber Schaukal ist mehr nüchtern, geglättet, poliert, mehr Künstler als Dichter. Beide sind Weltweise, beide Tröster, beide Erzieher. Bewußter freilich spricht sich Schaukal aus. Ihm genügt die Erzählung allein nicht. Er greift zur kritischen Feder.

Seine biographischen Literaturkritiken kann ich rasch abtun. Für seine Skizzen über „E. Th. A. Hoffmann", „Wilhelm Busch", „Richard Dehmels Lyrik" habe ich wenig Verständnis. In der ersten, deren Umarbeitung als Einleitung zu Hoffmanns Werken (Hesses Klassikerausgaben) angenehm auffällt, arbeitet er zu sehr mit Fußnoten und Siegeln, Abkürzungen und Gänsefüßchen, Klammern und Sperrdruck, punktierten Stellen und Gedankenstrichen. Soll das einen wissenschaftlichen Eindruck machen oder das skurrile Bild Hoffmanns verstärken helfen? Ich weiß es nicht.

Aber auch die Busch-Studie gefällt mir nicht. Und vollends Schaukals Versuch, Richard Dehmels Lyrik in ihren Grundzügen darzustellen, läßt mich kalt. Ich finde ihn zu philosophisch. Hebbel als Lyriker zu verehren, ist nicht mein Geschmack. Worte wie „restlos" und „beziehungsweise" sollten vor allem in einer ästhetischen Untersuchung verpönt sein.

Dagegen finde ich Schaukals Skizze über Mérimée vorzüglich. Da kommt auch das Stoffliche zu seinem Recht und verflüchtigt sich nirgends zu philosophischem Dunst und Äther.

Einen durchaus klaren und klärenden Eindruck machen drei andere Werke Schaukals, sein „Giorgioni oder Gespräche über die Kunst", die drei Gespräche „Literatur" und endlich das Schönheitsevangelium „Vom Geschmack".

Digitized by Google

„Im Zeichen der Kunst, der einen, unteilbaren, nur sich selbst gleichen", widmete Schaukal seinen „Giorgione" dem geistvollen Anreger und künstlerischen Mitkämpfer Artur Julius Meier-Graefe und setzte bezeichnend genug eine Stelle aus Stifters Briefen dem Buche voraus.

Wenn Stifter sagt, die Kunst sei nicht nur höher als alle Welthändel, sondern sie sei nebst der Religion das Höchste, und ihrer Würde und ihrer Größe gegenüber seien die eben laufenden Dinge nur törichte Raufhändel, so ist diese Ansicht auch Schaukals Glaubensbekenntnis.

In vier Dialogen: „Der Gebildete und der Künstler", „Der Philosoph und der Künstler", „Der Künstler und die malende Dame", „Der Künstler und der Laie" erörtert er darin von den verschiedensten Gesichtspunkten Wesen und Bedeutung der Kunst.

Die Kunst ist ihm Glaube, Religion. Für ihn gibt es nur eine Kunst, die Kunst. Sie ist unwandelbar. Er verteidigt sie gegen die öffentliche Meinung, den Klüngel, die Gemeinde, die Phrase, die Mode, die Interessen. Er verlangt Tradition. Fein ist seine Unterscheidung, Goethe werde niemals „fertig", Schiller sei es, und so zieht er z. B. ohne Bedenken Heines Ästhetik der Lessings vor.

Die Literatur-Gespräche, worin der „junge Literat und der Künstler", „der Künstler und der einflußreiche Journalist", „der junge ungedruckte Dichter und der Künstler" zu Worte kommen, nehmen den oben angesponnenen Faden auf. Sie gelten dem geschriebenen Kunstwerk im besonderen und sind durchaus antirationalistisch.

Mit Recht leiten drei Sätze aus Novalis das Büchlein ein. Kunst ist Können. Man kann sie weder lernen noch lehren. Der Dualismus von Form und Inhalt ist zu verwerfen. Eines ist vom andern nicht zu sondern. Wo das eine fehlt, ist auch das andere nicht vorhanden. Jeder hat

Digitized by Google

das Recht seines Könnens. Es gibt keine alleinselig-machende Formel, auf die sich Verskunst bringen ließe. Dasselbe gilt vom Stoff, dasselbe von der Technik. Jede dichterische Persönlichkeit kann und soll sich nach der eigenen Veranlagung auswirken. Eines freilich muß sie stets erstreben: Wahrheit, nicht Wahrheit der Wiedergabe natürlich, sondern innere Wahrheit.

Im Künstler tritt uns Schaukal selbst entgegen, ohne daß er es sagt. Wir erfahren, wie er sich selbst charakterisiert: „Ja, ich bin ein Outsider, aktiv und passiv sozusagen. Ich bin mißliebig. Da und dort. Nichts weniger als jemals von irgendwem poussiert, bin ich heute noch nicht unbequem genug, verleumdet zu werden. Ich habe noch keinerlei sträfliches Aufsehen erregt." Das war vor dem „Balthesser", jetzt ist es anders. Und Schaukal fährt fort: „Aber ich bin doch zu selbständig, als daß ich angenehm wirkte. Das ist das Geheimnis meiner Mißerfolge. Und umgekehrt — die berühmte Schlange — niemals war ich ein Mitglied dieser und jener Tafelrunde. Niemals habe ich mir etwas demütig gefallen lassen. Niemals auch habe ich, wenn ich etwas zu sagen hatte, das Maul gehalten. Ich habe mich weder von selbstgefälligen Impresarios entdecken lassen, noch habe ich je das Schwindelgefühl der plötzlichen rätselhaften Popularität empfunden, der dann jedermann seine Visitenkarte abzugeben sich bemüßigt sieht. Ich bin also tot, wie einer nur bei uns in diesem Cliquecottage, genannt deutsche Literatur, tot sein kann — und lebe dennoch, ja, ich bin der Narr des Enthusiasmus, der Narr der heiligen Fehde nach allen Fronten. Ich habe Pflichten gegen die Kunst, deren Blut in meinen Adern rollt."

Eine notwendige Ergänzung zu diesen dialogischen Schriften über Kunst und Literatur bilden Schaukals zeitgemäße Laienpredigten: „Vom Geschmack".

Digitized by Google

In einer glänzenden Aufsatzreihe huldigt er zunächst dem stilvollen XVIII. Jahrhundert, dem Zeitalter eines Diderot, Cazotte, Chamfort, Rivarol und geht dann sofort zu einer ebenso scharfen wie berechtigten, ja unerläßlichen Kritik unseres täglichen Lebens über.

Hatte er bereits 1906 in dem vielbeachteten Essai „Die Mietwohnung. Eine Kulturfrage.“ die ganze Bilanz unseres häuslichen Elends gezogen, so äußert er sich nun ausführlich zur ästhetischen Wohnungsnot, behandelt die Wohnung, wie sie ist und wie sie sein sollte, den Vandalismus innerhalb und außerhalb des Hauses, die moderne Kunst-Seuche, das entartete, hilflose, keinem Kulturzweck mehr entsprechende Theater, das Qualvolle der Ausstellungen und schließt mit kostbaren Winken an die Zeitgenossen und die Erben, in denen er sich über das ästhetische Wesen der Baukunst, das Buch, die Kleidung und dem Stil im Schreiben verbreitet.

Was ist nach Schaukal Kultur? „Kultur besteht nicht im Wissen, sie besteht vor allem nicht im oberflächlichen, enzyklopädischen Erraffen der Wissenschaften. Kultur ist Harmonie der Lebensgestaltung.“

Als einen in seiner Art vollkommenen Gipfel solcher harmonischen Lebensgestaltung betrachtet Schaukal den Engländer G. Brummel, den erhabensten Dandy des ganzen XIX. Jahrhunderts.

Barbey d'Aurévilly, der stolze ritterliche Franzose und Romantiker nach der Romantik, hat 1844 Brummel einen Essai gewidmet, der dessen Wesen und das Dandytum überhaupt wie in einem Spiegel aus venezianischem Glas blendend festhält.

Die kleine Schrift Barbeys „Vom Dandytum und von G. Brummel“, von Schaukal mustergültig übertragen und eingeleitet, erschien 1909 vor dem deutschen Publikum und vermittelt besser als irgend ein anderes

Digitized by Google

Werk zwischen den kulturkritischen Schriften Schaukals und seinen Übersetzungen.

Über frühere Übersetzungsversuche Schaukals geben bereits seine ersten Gedichtbücher Aufschluß. Daß er zu einer Anthologie deutscher Übersetzungen Charles Baudelaires „Die Blumen des Bösen" (1908) wesentliche Stücke beisteuerte, sei nur nebenbei erwähnt.

Als Schaukals Schönstes und Bestes auf dem Gebiet der Übersetzungskunst erscheinen mir nach wie vor seine Nachdichtungen „Verlaine-Heredia" (1906) und seine Auswahl von „Mérimées Novellen" (1. Bd. 1908).

Sechs Erzählungen umfaßt dieser Band („Mateo Falcone", „Ein Gesicht Karls XI.", „Die Einnahme der Schanze", „Tamango", „Eine Partie Brett", „Die Venus von Ille"). Ich habe bei der Lektüre das französische Original völlig vergessen, so deutsch sind die Geschichten durch Schaukal geworden. Und wenn sich dieses Lob steigern ließe, so möchte ich es verdoppelt auf seinen „Verlaine Heredia" anwenden. Man lese, nein, man höre nur das folgende Gedicht Verlaines in Schaukals Verdeutschung:

„Nun hüllt der weiche
Mondenschein
den Wald in bleiche
Fluten ein.
Von allen Bäumen
rufts wie aus Träumen . . . .
Der Weide Schatten im Weiher
scheint
ein schwarzer Schleier.
Leise weint
der Wind im Dunkeln . . .
Die Sterne funkeln.
Seliges Schweigen
schwebt und hält

Digitized by Google

die Schwingen im Reigen
über der Welt ....
Sanft sinkt es nieder:
schließe die Lider ....“

Es wäre verlockend auf einen Vergleich zwischen Verlaine und Schaukal näher einzugehen. Ich muß mich bescheiden, ihn durch einen Hinweis auf diese klassische Übertragung anzudeuten.

Ein Dichter, der in einer fremdländischen Poesie so heimisch ist, daß er sie formvollendet und scheinbar mühelos in den geliebten Lauten der eigenen Muttersprache wiederzugeben vermag, ein Kulturträger, dessen Feld die Welt ist, hat wohl, könnte man meinen, den Staub der Heimatscholle von seinen Füßen längst abgeschüttelt. Daß diese Vermutung unrichtig ist, ja unrichtig sein muß, beweist wieder einmal eine Erscheinung wie Schaukal.

Wenn wir es nicht aus den österreichischen Ausdrücken wüßten, die Schaukal allen Hyperhochdeutschen und preußischen Sprachlehrern zum Trotz beibehält, so würde uns sein jüngster Aufsatz „Vaterland“, der einem demnächst erscheinenden neuen Werk „Vom unsichtbaren Königreich“ entnommen ist, eines Besseren belehren. Er ist ein Herzenshymnus auf Österreich, des Dichters Heimat.

„Ein neugieriger Fremder nur, weile ich in England und Frankreich; Heimweh wühlt mir im Eingeweide nach meiner kühlen Nadel- und Laubluft, nach Mährens unendlichen welligen Feldern, nach seinen dunklen, wildreichen Forsten, nach den grünen Bergen der österreichischen Alpen (eine andere, eine fremde, eine trockene Luft weht mich in der Schweiz an), nach den blauen Gestaden der Adria, Heimweh nach dem Rhythmus des österreichischen Lebensstils, nach dem unzerstörbaren Geschmack seiner

Digitized by Google

traditionellen Typen, des Fiakers so gut wie des Herrenreiters, des Briefträgers, des Wasserers —“

Schaukal kann nie volkstümlich im demokratischen Sinn der Massen werden. Er ist durch und durch Aristokrat im griechischen Sinn, wo das Wort Bester, Edelster bedeutet. Den Auserlesenen aber, die ihn verstehen können, mag er vieles sein!

Freiburg im Üchtland. Wilhelm Kosch.

Digitized by Google

Romantische Jahresrundschau.

Von Wilhelm Kosch.

1. Dichterausgaben und Monographien.

Seit dem Erscheinen von Maria Joachimis „Weltanschauung der Romantik", einem übrigens höchst einseitigen Werk, das fast ausschließlich den jungen Friedrich Schlegel berücksichtigt, von den kulturgeschichtlichen Voraussetzungen der Freimauerei ebensowenig eine Ahnung hat wie von den Mächten der alten, vor hundert Jahren wieder entdeckten katholischen Kirche, steht die Auseinandersetzung mit den Grundproblemen der Romantik auf der wissenschaftlichen Tagesordnung. Freilich nur wenige dringen in ihren Arbeiten zu den tiefsten und letzten Ursachen der romantischen Bewegung vor, die weder von einer philologisch, noch von einer religiös gestimmten Persönlichkeit, weder von einem Philosophen, noch von einem Kunsthistoriker oder politischen Geschichtschreiber aufgedeckt werden können, sondern nur von allen gemeinsam, am besten freilich von einer universellen Begabung, die Fleisch vom Fleisch, Blut vom Blut der Romantik ist, damit jedoch den kritischen Sinn des 20. Jahrhunderts verbindet.

An der Grenze zwischen Dilettantismus und wissenschaftlich begründeter Ästhetik steht die Abhandlung von Chr. D. Pflaum über „Die Poetik der deutschen Romantiker". Bartels und Engel sind für ihn ebenso Autoritäten

Digitized by Google

wie Hettner und Haym. Die Poesie der gesamten Romantik ist ihm keineswegs bekannt, er begnügt sich wie Joachimi mit einzelnen typischen Vertretern. Er schöpft zu sehr aus den theoretischen Schriften etwa eines A. W. Schlegel und Tieck, viel zu wenig dagegen aus den poetischen Schöpfungen selbst. Wieviel ferner hätte Pflaum z. B. aus Nadlers grundlegender Untersuchung über Eichendorffs Lyrik lernen können! So vermag die kleine Studie nur als fragmentarischer Versuch zu gelten und beachtet zu werden.

Ungleich wertvoller ist Friedrich Alfred Schmids Darstellung der Persönlichkeit und Philosophie von „Friedrich Heinrich Jacobi“, die gleichzeitig einen Beitrag zur Geschichte des modernen Wertproblems bildet. Jacobi, der Jugendfreund Goethes, ein Vorläufer der Romantik, vorwiegend Gefühlsphilosoph, betont als einer der Ersten das Recht der bedeutenden Individualität gegenüber dem seichten Rationalismus der Aufklärung. Er berührt sich mit Shaftesbury und in seinen Romanen „Allwills Briefsammlung“ und „Woldemar“ mehr noch als sein lyrischer Bruder, der jüngere Jacobi, deutlich genug mit späteren Romantikern. Keiner, der die Vorgeschichte der romantischen Kultur behandeln will, darf an Schmids eindringendem und überzeugendem Werk achtlos vorübergehen.

„Hardenbergs ästhetische Anschauungen“ entwickelt Eduard Havenstein. Minors kritische Novalis-Ausgabe ist, wenn auch mit Sorgfalt hergestellt, wissenschaftlicher Rohdruck. Weder Anmerkungen noch Lesarten sind ihr beigegeben. Ja selbst eine so wichtige Frage wie die Chronologie der Hardenbergschen Fragmente bleibt bei Minor ungelöst. Mit Recht muß daher Havenstein darauf verzichten, diese Ausgabe seinen Ausführungen zugrunde zu legen, da er zunächst die Zeitfolge der Fragmente festzustellen versucht, um im weiteren Verlauf Entwicklung

Digitized by Google

und Wesen von Hardenbergs Kunstansichten darzulegen. Seine Joachimi vielfach widersprechenden Erörterungen erscheinen überzeugend, klar und einfach. Das ist dem Verfasser um so höher anzurechnen, da Novalis eine der verwickeltsten dichterischen Persönlichkeiten bedeutet, die wir aus der neueren Literaturgeschichte kennen. Den Kern von Hardenbergs ästhetischen Anschauungen und das eigentlich Neue glaubt Havenstein in einem kurzen Imperativ aussprechen zu dürfen: Züchtet den ästhetischen Menschen! „Gegenüber den Klassikern, die damals das formale Element in der Kunst in den Vordergrund rückten, betont Novalis immer den Gehalt, die stoffgebende Kraft, als welche er die Sinne erkannt hatte.“ Mit einem Zitat aus Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik“ schließt der begabte Forscher seine ergebnisreiche Dissertation. Und in der Tat leitet innere Wesensverwandtschaft von den kunsttheoretischen Versuchen Hardenbergs zu „Jean Pauls Ästhetik“ über, deren gesamten Inhalt und Ausdruck Eduard Berend zum Gegenstand einer umfänglichen Abhandlung macht. Berend unterscheidet vier Perioden in des Dichters Leben, die erste bindet ihn an den Rationalismus des 18. Jahrhunderts, die zweite ist vorwiegend sentimental, die dritte (Aufenthalt in Leipzig, Weimar, Berlin, Meiningen, Koburg) und vierte bringen Reife und Ruhe. Jean Pauls Verhältnis zu den literarischen Parteien seiner Zeit wird eingehend erörtert. Im Hauptteil seiner Arbeit wendet sich der Verfasser allen ästhetischen Grundbegriffen zu, die durch Jean Paul eine neue Formulierung und Beleuchtung erfuhren. Die handschriftlichen Vorarbeiten sind vollständig berücksichtigt. Würde Berend sich entschließen, Jean Pauls Einfluß auf die folgenden Dichter-Ästhetiker nachzuweisen (z. B. auf Stifter und Eichendorff), so könnte ihm die Wissenschaft nur dankbar sein.

Digitized by Google

Weniger erschöpfend breitet sich Walter Steinert über „Ludwig Tieck und das Farbenempfinden der romantischen Dichtung" aus. In der Einleitung erhalten wir das Farbenempfinden der vorromantischen Dichtung an der Hand typischer Vertreter vortrefflich analysiert. Auch was der Verfasser im ersten Teil über Tieck selbst sagt, befriedigt durch die umsichtige Beherrschung des Stoffes, dagegen läßt der zweite Teil, der vom Farbenempfinden in der außertieckschen Dichtung der Romantik handelt, manche Lücken. Ich muß da neuerdings auf Nadlers Werk über Eichendorffs Lyrik verweisen, das zu den von Steinert aufgeworfenen Fragen mehr Positives bringt, obwohl es eine reichere Fülle von Problemen zu bewältigen hatte. Leider ist es dem Verfasser unbekannt geblieben.

Alles, was Albert Leitzmann besorgt, empfiehlt sich schon im voraus durch den Namen des Gelehrten, so auch seine Ausgabe des „Briefwechsels zwischen Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel". Der Briefwechsel behandelt hauptsächlich sprachliche Forschungsergebnisse. Die Anmerkungen Leitzmanns erläutern den Text musterhaft. Leider fehlen übersichtliche Tabellen der Briefe und andere Behelfe für den praktischen Gebrauch, wie sie August Sauer in seiner Ausgabe der Ewald von Kleistschen Briefe (bei Hempel) in vorbildlicher und bisher unerreichter Weise der Zunft der Herausgeber vor Augen geführt hat.

Nicht ohne Widerspruch kann man Ernst Leopold Stahls Studie „Joseph von Auffenberg und das Schauspiel der Schillerepigonen" lesen. Der allzu selbstbewußte Ton des wissenschaftlichen Anfängers schadet dem Ganzen. Ein Register fehlt der nahezu ein Jahrhundert umspannenden, sonst sorgfältig angelegten Arbeit, aus der Schillers Einfluß auf die folgenden, meist gleichzeitig von

Digitized by Google

der Romantik bedingten Dramatiker offenbar wird. Was der Verfasser von Martin Greif sagt, ist höchst oberflächlich.

Otto Doells „Entwicklung der naturalistischen Form im jüngstdeutschen Drama“ urteilt in dieser Hinsicht tiefer und selbständiger und ergänzt auch sonst Stahl in vielen Stücken, freilich nur soweit, als die letzten Jahrzehnte des romantischen Jahrhunderts in Betracht kommen.

Auffenberg nimmt als Dramatiker eine Sonderstellung ein. Ganz vom Schillerschen Pathos beherrscht, findet er andererseits nirgends eine klassisch einheitliche Komposition. Ohne einem romantischen Kreis anzugehören, ist er Romantiker durch und durch. Seine spanische Reise und glühende Begeisterung für südländisches Wesen, sein Leben überhaupt, das Anfang, Blüte und Verfall der Romantik mitmacht, seine adelige Abkunft und vieles andere würden einen Vergleich mit Eichendorff lohnend gestalten. Auch Beziehungen zu Brentano scheinen mir vorhanden zu sein. Damit ist der Name eines wunderlichen Literaturheiligen ausgesprochen, der beim modernen Geschlecht endlich die längst verdiente Anerkennung zu finden beginnt.

Die großartige Ausgabe von „Clemens Brentanos Sämtlichen Werken“, die von Carl Schüddekopf geleitet, von einem Bibliophilen-Verlag glänzend ausgestattet, eben ins Leben tritt, ist eine Musterleistung des deutschen Buchhandels. Der 10. Band der im letzten Jahr erschien, enthält Brentanos Drama „Die Gründung Prags“, herausgegeben von Otto Brechler und August Sauer. Die inhaltlich wie formell tadellose Einleitung von Otto Brechler berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die in Fluß gebrachte Brentano-Forschung, zu der Kurt Schuberts Dissertation über „Brentanos Weltliche Lyrik“ einen beachtenswerten Beitrag liefert. Die reizende Ausgabe des „Briefwechsels zwischen Clemens Brentano

Digitized by Google

und Sophie Mereau", seiner Geliebten, Braut und Gattin, in zwei Bänden von Heinz Amelung erschließt uns eine der wichtigsten Quellensammlungen zur Geschichte der Romantik. Wir können ihr nur ebenso viele dankbare Leser wünschen wie der prächtigen, volkstümlichen Auswahl „Clemens Brentano und Eward von Steinle", Dichtungen und Bilder, herausgegeben von Alexander von Bernus und Alfons M. Steinle. Aufgenommen sind die „Wehmüller" und „Die Chronika eines fahrenden Schülers" vollständig, das „Radlaufmärchen" und „Fanferlieschen" dagegen leider in gekürzter Form, von Bildern des kongenialen Steinle begleitet.

Uneingeschränktes Lob fordert die gewaltige Arbeit heraus, die Karl Bode in seinem umfassenden und peinlich genauen Werk „Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn" niedergelegt hat.

Hätte Fritz Sauer in seiner Studie „Das Heidelberger Schloß im Spiegel der Literatur" nur den halben Fleiß und Sammeleifer aufgewandt, der Bode auszeichnet! Leider ist so das stimmungsvolle Thema abschließend nicht behandelt worden. Für das zweite Kapitel (Die Naturruine) wären noch viel mehr und wichtigere poetische Zeugnisse anzuführen als Fr. Sauer kennt. Von Eichendorffs „Tagebüchern" bis zu Martin Greifs unvergeßlichem „Besuch in Heidelberg", wohl der schönsten dichterischen Verherrlichung, die Heidelbergs Ruine in den letzten Jahrzehnten gefunden hat, zieht sich eine ganze Kette immergrüner Poesien, die Fr. Sauer entgangen ist. An Heidelberg knüpft auch Eichendorffs Novelle oder besser Roman „Dichter und ihre Gesellen" an, der, ein Zeichen der Zeit, durch Alexander von Bernus einen volkstümlichen Neudruck erfahren hat. Die Einführung bezeichnet das Werk mit Recht als „das Buch vom ewigen Frühling". Überschätzung dagegen spricht aus den Worten, es

Digitized by Google

sei seine „reichste und schönste“ Novelle. Wenn auch nicht erschöpfend, so doch überaus anregend behandelt Helene Stigeler „Die stofflichen Elemente der Lyrik des Freiherrn von Eichendorff“. Ich werde Gelegenheit haben, an anderer Stelle auf diese hübsche Arbeit zu sprechen zu kommen.

Daß endlich auch Eichendorffs Mitschüler von Breslau her, sein Landsmann „Joseph Christian Freiherr von Zedlitz“ einen seiner würdigen Biographen in Oskar Hellmann gefunden hat, ist sehr zu begrüßen. Hatte Castles kleine Studie über den Dichter (Grillparzer-Jahrbuch 1907) den „Dichter des Soldatenbüchleins“ ein wenig engherzig vor Augen gehabt, so feiert Hellmann den „Dichter der Totenkränze“ in seiner vollen Bedeutung, die freilich an die Eichendorffs nicht heranreicht. Jedem Verehrer Eichendorffs sei das kleine Werk von Hellmann aufs wärmste empfohlen.

Mit Zedlitz durch Zeitalter, Stimmung und Staatszugehörigkeit mehr oder minder verwandt sind alle folgenden Dichter, die das junge, hoffentlich bald in weitesten Kreisen wurzelnde Unternehmen „Deutsch-Österreichische Klassiker-Bibliothek“ uns vorführt. Die einzelnen Bändchen, geschmackvoll ausgestattet, sind von dem Herausgeber Otto Rommel verständnisvoll und populär eingeleitet. Mir liegen Nr. 1 bis 15 vor. Halm, Lenau, Grillparzer, Raimund, Seidl, Stifter, Grün, Zedlitz, Meisl, Sealsfield und Bäuerle sind in guter Auswahl bisher vertreten.

Während Brentano und Eichendorff immer mehr in den Vordergrund wissenschaftlicher Betrachtung und buchhändlerischer Interessen rücken, scheint ein anderer hervorragender Romantiker, Heinrich von Kleist, vor allem seit Erscheinen der Erich-Schmidtschen Gesamtausgabe nicht mehr so häufig wie früher Einzelforschungen anzuregen.

Digitized by Google

Joachim Henry Sengers Untersuchung über „den bildlichen Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists“ steht leider nicht auf der Höhe der von Minde=Pouet und Fries glänzend begonnenen Arbeiten zur Stilgeschichte dieses Dramatikers und Erzählers.

Die wunderschöne, dabei historisch=kritische Ausgabe von „E. Th. A. Hoffmanns Sämtlichen Werken“, die Carl Georg von Maassen herausgibt, schreitet rüstig vorwärts. Der eben erschienene 4. Band bringt die „Seltsamen Leiden eines Theater=Direktors Klein Zaches genannt Zinnober“ mit fünfzehn Bildbeigaben und einer Vignette im Text. Hier haben sich Bibliophilie und Wissenschaft einmal die Hand gereicht, um ein in jeder Hinsicht nachahmenswertes Ehrendenkmal des genialen E. Th. A. Hoffmann zustande zu bringen.

Hoffmanns Erzählung vom „Elementargeist“ sowie verwandte Dichtungen Schulzes, Mörikes, Hertzens, Hauptmanns, Otts u. a., vor allem aber Fouqués berücksichtigt Oswald Floeck in seiner wertvollen Zusammenstellung „Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der romantischen und nachromantischen Zeit“. Daß dem Verfasser jedoch Dichter, wie Greif (z. B. dessen „Frau Holle“, „Sunnwendmann“, „Elfenzeit“, „Männlein von Brunnstatt“ und viele andere Gedichte), Fr. W. Weber, Droste=Hülshoff, Schönaich=Carolath entgehen konnten, ist bedauerlich.

Wenig ergiebig erscheint mir Eugen Grevens „Naturschilderung in den Dichterwerken von Nikolaus Lenau“. Es fehlt da an literarhistorischer Schulung und Vertiefung.

Auch Hans Haags „Ludwig Uhland, die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichts“ verrät allzusehr den tastenden Anfänger, der kaum positiv Neues zu Tage fördert.

Digitized by Google

Die ewigjungen „Sagen des klassischen Altertums“, von Uhlands Landsmann und Freund Gustav Schwab getreulich wiedererzählt, feiern in der schönen Ausgabe des Insel-Verlags eine siegreiche Auferstehung. Alle Alter und Geschlechter können sich des Schatzes erfreuen, der in keinem deutschen Hause, soweit es auf Bildung hält, fehlen sollte.

Den gleichen Wunsch möchte ich wenigstens an jede katholische Bibliothek richten zugunsten der von Hermann Cardauns besorgten Ausgabe „der Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff“. Lebendig steigt der Geist der edelsten Frau, die Deutschlands Dichtergarten je beherbergt hat, aus den vergilbten Blättern, ausführlichen Mitteilungen an Freunde und Freudinnen, Vater, Mutter und Schwester. Einige Schreiben sind allerdings nur durch eine Notiz bekannt, andere bloß fragmentarisch erhalten, viele leider noch zurückgehalten oder völlig verloren.

Für den künftigen Droste-Biographen nicht minder wertvoll als für den Theaterhistoriker ist die fleißige Dissertation von Heinz Stolz: „Die Entwicklung der Bühnenverhältnisse Westfalens von 1700 bis 1850“. Es ist nur schade, daß jegliches Register fehlt.

An Anregungen reich ist die verläßliche, von feinstem ästhetischem Spürsinn eingegebene Untersuchung Ottokar Fischers „Zu Immermanns Merlin“.

Im laufenden Jahr feierte das deutsche Volk Freiligraths 100. Geburtstag. Es wurde ein Aufruf zur Errichtung eines großen Denkmals erlassen. Am schönsten jedoch huldigte man ihm durch Veröffentlichung seiner Briefe an Ida Melos, seine Frau, und Käthe, seine Tochter. Die Gemütstiefe Freiligraths, sein scharfer Blick in literarischen Dingen, seine weitausgebreitete Kenntnis fremder Literaturen offenbart sich neuerdings in diesen „Freiligrath-Briefen“, die Luise Wiens, geborene Freiligrath,

Digitized by Google

pietätvoll herausgab. Daß und wie sehr der Dichter unsern Eichendorff verehrte, beweisen die Briefstellen, die ich an anderm Ort in diesem Kalenderjahrgang mitteile.

Freiligrath gehört bereits zu denen, die von der zeitlosen Romantik zur politischen Dichtung überschwenkten, als deren einflußreichster Vertreter Heinrich Heine auch heute noch besteht. Seine „Sämtlichen Werke“ erscheinen soeben in neuem Gewande. Unter dem Namen „Der Tempel-Verlag“ ist nämlich eine Vereinigung von sechs deutschen Verlegern (S. Fischer, Diederichs, H. v. Weber, Zeitler, Poeschel, Hartmann) ins Leben getreten, die sich zum Ziel gesetzt hat, Ausgaben deutscher Klassiker in mustergültigen Texten und in wirklich gediegener Form zu wohlfeilen Preisen zu veröffentlichen. Die Ausgaben werden in einer besonders und ausschließlich dafür bestimmten Fraktur von E. R. Weiß, dem ausgezeichneten Buchkünstler, gedruckt. Sie bieten damit die vollkommenste Textgestaltung in einer buchästhetischen und technischen Gestaltung, wie sie den künstlerischen Forderungen unserer Zeit angemessen ist. Von Heines Werken in dieser Ausgabe liegen zwei Bände vor, der erste umfaßt das „Buch der Lieder“, „Kleine Gedichte“, „Romanzero I“, der zweite „Romanzero II“, „Nachlese“, „Almansor“, „Ratkliff“. Für die Echtheit des Textes bürgt der Name des Herausgebers Rudolf Unger.

Aus der Politik jener Tage hervorgegangen ist auch ein anderer Rheinländer, Gottfried Kinkel. Sein Hauptwerk, „Otto der Schütz“, ist ein Lieblingsbuch der Nation geblieben. Der Sagenstoff erscheint häufig genug in der deutschen Literatur der früheren und späteren Zeit. Den einzelnen Bearbeitungen (Drama, Epos, Erzählung, Oper) geht Gustav Noll in seiner Studie „Otto der Schütz in der Literatur“ mit guter Methode und emsigem Sammeleifer nach.

Digitized by Google

Einen hübschen Beitrag zur Mörike-Forschung bilden die neuen Untersuchungen zu „Eduard Mörike und Klara Neuffer“ von W. Camerer.

Dem Freunde Mörikes, „Hermann Kurz“, widmet dessen Tochter Isolde Kurz ein reizvolles Lebensbild.

Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute der Romantik ist ihr nachgeborener Sohn „Wilhelm Jordan“, dessen Schaffen M. R. v. Stern in einer kleinen Biographie behandelt. Dieses Dichter- und Charakterbild wird allen, die Jordans „Nibelungen“ und „Sigfridsage“ schätzen, eine willkommene Gabe sein.

Mehr rein wissenschaftliche Bedeutung beansprucht die Abhandlung von A. O. Puschnig über „Die Ragnar-Lodbroksage in der deutschen Literatur“. Der Bindestrich im Titel, von mir hinzugefügt, ist unerläßlich. Der kundige Verfasser erläutert zunächst die geschichtlichen und mythischen Bestandteile der alten Sage, ihr Wiederaufleben vom 16. Jahrhundert an, dann die Versuche einer Aneignung der Sage in Deutschland, die Behandlung des Stoffes zur Zeit der Romantik vorwiegend durch Fouqué und die romantischen Forschungsergebnisse. In neuester Zeit haben Flir, Fr. W. Weber, Liliencron, Geibel, Börries v. Münchhausen Ragnar-Lodbrok besungen. Das Schlußkapitel der ebenso hübsch geschriebenen wie inhaltsreichen Abhandlung beweist die Volkstümlichkeit des Sagenstoffes und seine Verbreitung von Skandinavien bis Siebenbürgen.

Eine nicht minder vortreffliche Untersuchung über „Gustav Freytags Kultur- und Geschichtsphilosophie“ verdanken wir Georg Schridde. Der moderne Literaturhistoriker kann von einer solchen Arbeit auch für andere Schriftsteller des 19. Jahrhunderts vieles lernen.

Rein feuilletonistisch behandelt Alfred Kitt „Schönaich-Carolaths Dichtungen“. Der gewandte Mitarbeiter

Digitized by Google

der „Neuen Zürcher Zeitung“ weiß im Anhang der Hauptskizze, die den durchaus romantischen „Dichtungen“ des allzufrüh dahingeschiedenen fürstlichen Sängers gewidmet ist, auch über die Formbehandlung in der neueren deutschen Lyrik überhaupt gefällig zu unterrichten und teilt schließlich im letzten Feuilleton mit, wie der Schweizer-Amerikaner Ferdinand Schmid zu seinem Pseudonym Dranmor kam.

Wieviel fortlebende Begeisterung Schönaich-Carolath bei den Zeitgenossen ausgelöst hat, beweist ferner die mit Bildern und einer handschriftlichen Probe geschmückte Biographie aus der Feder Gustav Schülers. Da lesen wir u. a. über den Einfluß, den Eichendorff auf Schönaich-Carolath ausgeübt hat. „Immer und immer wieder Eichendorff, von dem bis zuletzt ein lebendigster Strom zu ihm hinüberging. Der wunderlich süße Zauber Eichendorffscher Lyrik quoll hinein in die ersten Verse des jungen Poeten.“ Auf die tiefe Religiosität Schönaich-Carolaths weist sein Freund Pastor H. Seyfarth hin („Aus dem Leben und den Werken des Prinzen Schönaich-Carolath“). Wenn ich einmal in die Lage kommen sollte, des Prinzen Briefe an mich, die mich bis in seine letzte Lebenszeit hinein beglückten, zu veröffentlichen, so wird sich mancher Zug seines wunderbar harmonischen und durchaus christlichen Charakters den Nachgeborenen erhellen.

Warum keines von Schönaich-Carolaths Reiterliedern in die im allgemeinen gelungene Anthologie „Reitergeist und Reitertat in deutscher Dichtung“ von Emil Buxbaum Aufnahme fand, ist mir unbegreiflich. Freilich fehlen auch Martin Greif, Eichendorff u. a. Hoffentlich ergänzt der Herausgeber gelegentlich einer Neuauflage diese auffallenden Lücken.

Mit Recht „dem deutschen Volke“ widmet der verdiente Gelehrte Rudolf Goehler seine „Geschichte der deutschen Schillerstiftung“, die mit einem zweiten, auch einzeln

Digitized by Google

erhältlichen Band „178 literarische Gutachten der deutschen Schillerstiftung“ die Jubiläumsschrift des in seiner Art einzigen Instituts bildet. Ihm haben Hunderte von deutschen Literaten in den fünfzig Jahren seines Bestandes tatkräftige Unterstützung zu verdanken. Auch der Name Eichendorff findet sich in den Annalen der segensreichen Stiftung, der ich ein noch herrlicheres Wachsen, Blühen und Gedeihen im folgenden Halbjahrhundert und darüber hinaus für alle Zeiten wünschen möchte. Die 187 Gutachten, die Goehler veröffentlicht, bilden einen wichtigen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

2. Romantische Zeitgenossen.

In Eichendorffs „Tagebüchern“ lesen wir die köstliche Schilderung eines Abends bei Friedrich Schlegel in Wien. Es war der 3. Februar 1812 und eine kleine Gesellschaft beisammen. „Später kam Schlegels Beichtvater, ein Ordensgeneral, voll Feuer, lustig, polnisch sprechend 2c. mit noch einem anderen Pater. Er ließ heimlich hinstellend eine Torte zurück, die wir dann mit Wein verzehrten.“ Dieser Ordensgeneral war niemand anderer als der spätere Heilige Klemens Hofbauer, dem nun P. Adolf Innerkofler ein auf eifrigen und umfassenden Quellenstudien fußendes Lebensbild widmet unter dem Titel „Ein österreichischer Reformator“. Der volkstümliche billige Preis des Werkes ermöglicht die Anschaffung jedermann.

Auch „den dicken, erschrecklich galanten Ritter Gentz mit seinem Nordsternorden“, den berühmten Staatsmann lernte der junge Eichendorff in Wien kennen („Tagebücher“ vom 27. September 1811). Mit ausgezeichneter Sorgfalt hat Friedrich Carl Wittichen eine Sammlung „Briefe von und an Gentz“ in Angriff genommen. Vor allem der zweite Band, der die Korrespondenz mit Adam

Digitized by Google

Müller bringt, verdient alle Beachtung in dem engeren Kreis der Literarhistoriker wie in dem weiteren des genießenden Publikums. Leider sind Ernst Salzer, der nach dem Tode Wittichens das Werk seines Freundes beendigt und dem Briefwechsel mit Adam Müller eine treffliche Einführung vorausgeschickt hat, Eichendorffs „Tagebücher“ entgangen. In ihnen sind wertvolle Bemerkungen zu Adam Müllers Charakteristik zu finden.

Nicht genug Beifall darf ferner ich dem Lebensbild spenden, das Bettina Ringseis von ihrem berühmten Vater „Joh. Nep. von Ringseis“ entworfen hat. Auf Grundlage der mehrbändigen Memoiren von Joh. Nep. Ringseis, die eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte der Spätromantik sind und immer bleiben werden, ist dieses spannend geschriebene Buch entstanden. Nicht nur kulturgeschichtlich von großem Wert, dürfte es schon um der populären Darstellung willen als echtes und rechtes Volksbuch bezeichnet werden.

Im Zeitalter Eichendorffs, ja noch heutzutage, übte und übt die rätselhafte Gestalt des Findlings „Kaspar Hauser“ einen merkwürdigen Zauber aus. Die biographische Würdigung von Anselm Feuerbach, die gelegentlich der Ermordung Hausers in Eichendorffs Briefwechsel erwähnt wird, liegt nun in einem populären Neudruck vor, der mit Recht Anspruch auf weite Verbreitung erheben darf. Denn diese Hauser-Biographie ist auch stilistisch ein Meisterwerk.

Mir ist noch unbekannt, in welchem inneren Verhältnis Eichendorff zu Beethoven stand. Gekannt hat er die musikalischen Schöpfungen des größten romantischen Tongenius gewiß. Die reizende Auswahl „Beethovens Briefe“ von Carl Storck darf freudiger Anteilnahme bei allen Verehrern der Romantik sicher sein.

Das gleiche gilt von Otto Richters Auswahl-Ausgabe

Digitized by Google

„Lotzes Mikrokosmos“. Die Weltanschauung des Philosophen Hermann Lotze, der im Kleinen das Große sah, entspricht so sehr den ästhetischen Ansichten Stifters, der Droste u. a. ihrer Zeitgenossen, daß niemand es übersehen darf, der sich mit der literarischen Entwicklung der tendenzlosen Dichter aus der Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigt. Lotzes „Mikrokosmos“ gehört ebensogut zur Romantik wie die Dichtungen dieser Poeten. Dazu gehören auch die fesselnden „Tagebücher“ Adele Schopenhauers, der Schwester des Philosophen. Welch ein unendlich reiches Innenleben die unscheinbare Hülle der aller körperlichen Reize entbehrenden denkwürdigen Frau in sich barg, geht am schönsten aus diesen Tagebüchern hervor.

Daß wir von Ludwig Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ endlich eine Volksausgabe besitzen, muß jeden Freund des einzigen Künstlers mit Genugtuung erfüllen. Hoffentlich enthält das 21. bis 30. Tausend, das bald erscheinen dürfte, ein genaues Verzeichnis, vor allem der erwähnten Personen. Ein solches Verzeichnis fehlt leider auch dem verdienstvollen Neudruck der Lebenserinnerungen von Karl Heinrich Ritter von Lang „Aus der bösen alten Zeit“. Der Name Lang ist uns aus Eichendorffs Briefwechsel bekannt. Unser Dichter nennt jenen „einen der eminentesten Juristen, einen allgemein geachteten und ganz unabhängigen Mann“. In der Tat, ein solcher war der unbestechliche, wehrhafte Ritter (1764 bis 1835), der 1811 zum Reichs-Archiv-Direktor in München ernannt worden war und namentlich als Geschichtschreiber Bedeutung hat. Seine überaus unterhaltenden Memoiren, die von der glänzenden Feder und rücksichtslos ehrlichen Gesinnung Langs ebenso Zeugnis geben wie von den „bösen Sachen“, dem mitunter skandalösen Treiben der „guten alten Zeit“, sind ein kulturhistorisches Dokument ersten Ranges. Der goldene Humor,

Digitized by Google

der in den Aufzeichnungen sprudelt, macht ihre Lektüre erquicklich für jedermann.

Aus der von Alban Stolz hinterlassenen Korrespondenz gibt Julius Mayer in dem Buch „Fügung und Führung" einen kleinen, in sich zusammenhängenden Teil heraus, den Briefwechsel mit Julie Meineke, der Konvertitin und Tochter des bekannten Berliner Philologen August Meineke. Zahlreich sind darin die Beziehungen zur Romantik. Namen wie Bettina Arnim, Aulike, Brentano, Peter Cornelius, Emmerich, Görres, Luise Hensel, Manzoni, Schleiermacher, Stifter begegnen uns. Man kann nur wünschen, daß der Verlag Herder, dem wir eine vorbildliche Volksausgabe von Alban Stolz verdanken, Veranlassung findet, bald auch den gesamten Briefwechsel des eigenartigen Mannes und Schriftstellers herauszugeben.

Ausgezeichnet ist die biographische Würdigung, die der konservativ-romantische Historiker „Heinrich Leo" durch Paul Krägelin erfährt. Der erste bisher erschienene Teil behandelt das Leben und die Entwicklung von Leos religiösen, politischen und historischen Anschauungen bis zur Höhe seines Mannesalters (1799 bis 1844). Den Katholiken dürfte vor allem interessieren, wie sich Leo, der gläubige Protestant, zu den kirchlichen Wirren der Dreißigerjahre stellte. Die Kölner Wirren und Görres' „Triarier", ferner der Kampf Leos und seiner Partei gegen die Junghegelianer und die Hegelsche Philosophie überhaupt erfahren bei Krägelin eingehende Berücksichtigung.

3. Neuromantische Dichtung.

Die neuromantische Dichtung ist auch im verflossenen Jahre nicht abgeebbt. Schon der „Hyperion-Almanach", der das Auge jedes Bibliophilen entzücken muß, gibt Zeugnis davon. Eine stattliche Reihe moderner Dichter hat sich da ein Stelldichein gegeben. Von Swin-

Digitized by Google

burne und Verhaeren, von Rilke und Hofmannsthal bis Meredith und — Dehmel sind alle vertreten, die mit den ästhetischen Tendenzen des kunstfrohen Hyperion-Verlags irgendwie zusammenhängen. Man mag darüber streiten, ob das Prinzip l'art pour l'art richtig sei, ob Unterhaltung und Belehrung von der Poesie und bildenden Kunst nicht verlangt werden dürfen, zweifellos richtig ist, daß die Leute vom „Hyperion" eine durchaus künstlerische Ader besitzen. Sie knüpfen mehr oder minder alle an die Romantik an, ebenso wie der junge Lyriker Wladimir Freiherr von Hartlieb in seiner Sammlung „Die Stadt im Abend". Hartlieb ist Wiener. Der Literarhistoriker kann in diesem prächtigen Erstlingswerk die verschiedenartigsten Einflüsse nachweisen: Goethe, Mörike, Eichendorff, Greif, Dehmel, wohl auch Hofmannsthal und Schaukal, also die auseinanderstrebendsten Richtungen, bewußte und unbewußte Lyrik, Kunstdichtung und Volkspoesie. Es fällt schwer, einem so fein verästelten und differenzierenden Talent ein Prognostikon zu stellen. Ihm fehlt noch die künstlerische Ruhe und Einheit, aber es ringt darnach, wie einst der junge Novalis. Unmittelbar an Eichendorff erinnert der „Rokoko-Abend":

„In Boskettenschnäbeln weiße Tauben.
Fernher tönt der Schrei verliebter Pfaue.
Lilaabend. Und im Schattenblaue
Stehn diskret verschwiegne Gartenlauben.
In der Lüfte sommerlauem Fächeln
Träumt ein unbestimmter Duft von Blüten
Und verstohlen blitzt am halbverglühten
Atlashimmel ein geziertes Lächeln.
Die Alleen mit gradgeschnittnen Rändern
Füllt ein reges, heimliches Getue,
Wie ein Trippeln seidner Frauenschuhe,
Wie ein Wehn von hellen Rosabändern."

Und wieder wie unendlich einfach, schlicht und innig klingt Hartliebs Lied „Im Frühling":

Digitized by Google

„Ein Wind weht,
Eine Linde schneit —
O du wunderbare
Frühlingszeit!
Eine Blüte schwebt ins Abendrot.
Wenn sie fallen wird,
Werd ich traurig sein
Oder tot.“

Komponisten, wie Schumann, Schubert oder Löwe müßten ihre rechte Freude an den sangbaren „Balladen und neuen Liedern“ des Deutschböhmen Franz Karl Ginzkey haben. Da singt und klingt wieder einmal der Himmel und die Erde aus Herzenslust. Abraham à St. Clara und der liebe Augustin feiern selige Urständ. Dornröschen und Konradin und Prinz Eugen, eine wunderlich gemischte Gesellschaft aus Deutschlands Märchen, Sage und Geschichte, der Dichter kennt sie alle und hat sie alle lieb. In der Heimatscholle wurzeln seine Seele und seine Poesie.

„Völker sind wie tiefe Brunnen.
Überströmen die Gewässer,
Mengend sich mit fremden Fluten,
Sind sie nicht mehr rein und klar.
Doch als tiefgeheime Quelle,
Hell an übersonnter Stelle,
Spiegelt sich des Volkes Seele
Köstlich, kühl und wunderbar.

Also will ich heimwärts reisen,
Heim zur märchenstillen Tiefe.
Lüftet sich der letzte Schleier,
Quillt hervor ein ewger Born.
Fern den gellenden Fanfaren
Buntgemengter fremder Scharen,
Tönt mir durch des Waldes Feier
Hold des Knaben Wunderhorn.“

Ginzkey also bekennt sich ausdrücklich als Nachfahr der Arnim, Brentano und Genossen. Vollends auf den Spuren

Digitized by Google

Eichendorffs wandelt Albert Sergel. „Im Heimathafen“, wie er sein „Gedichtbuch der Liebe“ betitelt, ist jedes Wort ein Ton, jeder Vers eine Melodie. Dem „Buch der Sehnsucht“ folgt das „Buch der Erfüllung“. Wie ein süßer, seliger Traum umfängt uns diese Poesie.

„Du bist so müde . . . Komm, wir gehn zur Ruh,
Dir fallen langsam schon die Augen zu.
Nun schläfst du wohl. Mir kommt es in den Sinn,
Ein Wörtchen Liebes sag ich vor mich hin:

Ich hab dich lieb . . . Mög es dich warm umwehn
Und dich behütend dir zur Seite stehn!
Ganz leise wars. Ich hört es selber kaum.
Da sprichst dus nach und lächelst froh im Traum.“

Vollblutromantik ist auch die epische Dichtung von Max Geißler: „Die Rose von Schottland“. Die glänzende Ausstattung, der stimmungssatte Bilderschmuck von A. F. Schulze verstärken den freundlichen Eindruck, den Stoff und Form der Dichtung ohne weiters auf uns ausüben.

Die Brüder Grimm und wiederum unser Eichendorff standen dem innigen Novellenmärchen zu Paten, das Bernard Wiemann „Am Wege des Lebens“ betitelt. Die ganze Romantik aber wird wach in dem vom Herzblut heißester Gegenwart durchpulsten Roman aus dem Wendenland „Die alte Krone“ von unserem lieben, guten, treuen Paul Keller. Deutschtum und Slawentum kämpfen um die Zukunft. Paul Keller, der wackere Erbe Wilhelm Raabes, weiß, daß er vor allem ein Deutscher ist. „Deutschland, Deutschland über alles“ von der Spree bis zur Moldau, bis zur Donau, von Berlin bis Prag, bis Wien! Dieser Roman wird bleiben, solange Deutschland seine Geschichte heilig hält. Er ist das Zeitgemälde des Nationalitätenkampfes im Südosten seit 1848 bis zur Gegenwart.

Digitized by Google

Ein treuer Nachfahr Eichendorffs ist schließlich noch ein anderer junger Dichter, Hans Georg Stein, dessen erstes Versbuch, „Gedichte“, neben vielem noch Unreifen auch so volkstümlich kräftige Strophen enthält wie die folgende, dem „Marmorbild“ verwandte Ballade, „Die steinerne Schönheit“:

„Zu Bern, da ruht ein Garten
Verloren am Rande der Stadt,
Der Blumen aller Arten
Gar duftige, süße hat.

Eines alten Palastes Mauern
Stehn verödet davor,
Düstre Zypressen trauern
Zum blauen Himmel empor.

Dort ragt vor den dunkeln Hecken
Der Venus weißes Bild
In einem Marmorbecken,
Das dicht mit Rosen gefüllt.

Ein Liedlein sang zu den Saiten
Mir einst ein Harfner grau:
Das Steinbild war vor Zeiten
Italiens schönste Frau.

Die wollte sich erwerben
Ein Ritter auf Leben und Tod.
Ihm war so bang zum Sterben,
Sie spottete seiner Not.

Einstmals im Mondenscheine
Durch die Lauben duftig und kühl
Sie ging mit ihm alleine
Und trieb manch grausames Spiel.

Sie schwang sich lachend zum Rande
Der Marmorschale hinauf,
Ließ sinken die seidnen Gewande
Und richtete stolz sich auf:

Digitized by Google

„Herr Ritter, nun zeigt Euern Mut mir!
Euer Eigen zur Stund will ich sein,
Wascht Ihr mit Euerm Blut mir
Die Füße in diesem Stein.“

Müde der bittern Scherze
Zog er den Degen blank,
Und mit durchbohrtem Herzen
Er über die Schale sank.

Und wie nun ins weiße Becken
Die purpurne Welle quillt,
Da ist die Schöne vor Schrecken
Erstarrt zum Marmorbild.

Das Blut aber ward zu Rosen,
Die füllen der Schale Rund
Und rieseln in lieblich losen
Gewinden hernieder zum Grund. —

Schon über die Dächer scheinet
Des Abends Flammenspiel,
Die Göttin lächelt versteinet,
Die Blumen duften schwül.“

4. Aus fremden Zungen.

Daß die Romantik urdeutsches Gewächs ist, ja daß es nur eine echte „Romantik“ gegeben hat, nämlich die deutsche, und daß schließlich die romantische Bewegung in der Literatur der anderen Völker nur eine Deformation der der Deutschen war, hat erst kürzlich wieder ein Franzose, Georges Tournoux in Lille, ausdrücklich festgestellt. Wenn nun der deutschfreundliche „Charles de Villers“, ein verkannter Vorläufer der Frau von Staël, in seiner Bedeutung für das Buch De l'Allemagne von dem Luxemburger N. Sevenig eingehend gewürdigt wird, so sind die Ergebnisse die gleichen wie bei dem eben erwähnten Franzosen. Diese Schrift hat nicht bloß für die deutsche

Digitized by Google

Literaturgeschichte ihren Wert und dürfte jedem Schätzer der Frühromantik überhaupt ein willkommener Beitrag sein.

Von hervorragenden Übersetzungen der letzten Zeit, soweit die Originale romantischen Charakter tragen, erwähne ich vor allem die deutsche Ausgabe der „Gesammelten Werke“ von Villiers de l'Isle Adam. Die Übertragung aus dem Französischen ist Hans Heinz Ewers meisterhaft gelungen. Es liegen bisher im ganzen drei Bände vor. Der erste enthält die „Grausamen Geschichten“ des bedeutendsten Vertreters der idealistischen Richtung gegen Zola. Villiers, ein Geistesverwandter E. Th. A. Hoffmanns und E. A. Poës, tritt uns bereits in diesem Band in seiner ganzen Größe entgegen. Der zweite bringt die „Geschichten vom Jenseits“, der dritte „Tribulat Bonhomet“. Hoffentlich findet diese auch äußerlich sich sehr empfehlende Ausgabe in Deutschland den Anklang, den sie vollauf verdient. Von Villiers hat einst Verlaine gesagt: „Die ganze Welt sollte zu seinen Füßen liegen!“

In den romantischen Urwald Amerikas führt uns Stifters Liebling James Fenimore Cooper. Seine „Lederstrumpf-Erzählungen“, übersetzt und herausgegeben von dem rühmlich bekannten Richard Zoozmann, werden wohl wie zu Väter Zeiten zum Gemeingut unseres Volkes neuerdings werden. Bisher sind zwei Bände erschienen („Der Wildtöter“ und „Der letzte der Mohikaner“). Sie versprechen eine gute Fortführung des begonnenen, volkstümlich billigen Unternehmens.

Wie ein köstlicher alter Wein in neuer Schale munden uns die Briefe der hl. Katharina von Siena“, die Annette Kolb vortrefflich ausgewählt, eingeleitet und übersetzt hat. Das beigegebene Porträt nach einem Fresko von Sodoma in Pienza (St. Anna di Campoena) und der ästhetisch wirksame Buchdruck machen das Ganze noch wertvoller als es durch seinen unvergänglichen Inhalt ohnedies

Digitized by Google

ist. Die Briefe der hl. Katharina von Siena gehören ja der Weltliteratur an.

5. Zeitschriften.

Daß sich alle unsere großen Zeitschriften mit der Romantik beschäftigen, ist nicht zu verwundern. Ich will im folgenden bloß auf diejenigen zu sprechen kommen, die wichtige Beiträge enthalten. Da ist vor allem „Die Neue Rundschau“ (Berlin, S. Fischer) zu nennen, die, was Ausstattung und Inhalt betrifft, die modernste Revue in deutscher Sprache bedeutet, oft freilich entschiedensten Widerspruch herausfordert. Band XX, Heft 11 enthält einen beachtenswerten Aufsatz von Elsa Wolff über eine „Konvertitin aus den Kreisen der Romantiker“. Gemeint ist Friedrich Schlegels Gattin Dorothea, deren spannende seelische Entwicklung psychologisch zu erfassen versucht wird.

Band XXI, Heft 1 eröffnet eine Auswahl von „Briefen Liliencrons“, deren Sichtung wir Richard Dehmel verdanken. Höchst bedeutsam sind die Briefe an den katholischen Freund des verstorbenen Dichters, den westfälischen Freiherrn Ernst von Seckendorff. Liliencrons Hinneigen zur katholischen Kirche, zu der er in den 70er Jahren übertreten wollte, sein offenkundiger Mystizismus sind echt romantisch.

In der volkstümlichen Monatschrift „Eckart“ (Berlin Schriftevertriebsanstalt) Band III, Heft 11 beginnt H. A. Krüger seine jedem Raabe-Forscher unerläßlichen Bibliographischen Studien über „Wilhelm Raabe“ zu veröffentlichen. Hans Bethge wieder widmet in Band IV, Heft 8 dem Begründer der dänischen Neuromantik „J. P. Jacobsen“ einen stimmungsvollen Gedenkartikel, dem sich A. Dreyers Gedenkblatt zum 25. Todestag des bayrischen Dialektdichters „Karl Stieler“ zugesellt.

Digitized by Google

Die „Österreichische Rundschau“ (Wien, C. Fromme), die wichtige, das gesamte geistige Leben Österreichs widerspiegelnde Halbmonatschrift, bringt mit Vorliebe ebenfalls Aufsätze zur Geschichte der Romantik und ihrer Nachblüte, Erinnerungen, Briefe und Tagebücher aus jener Zeit. Im Band XXI, Heft 1 behandelt O. Elster als Archivar auf Schloß Nachod in Böhmen die Frage, ob des „Oktavio Piccolomini Sohn“ Max in Wirklichkeit oder nur in der Phantasie Schillers existiert habe. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Persönlichkeit des Max mit seinem idealen Heldentum und tragischen Geschick allein der Eingebung der Muse sein Dasein zu danken habe. Im Band XXII, Heft 3, behandle ich selbst das Leben und Wirken der „Baronin Enrica von Handel-Mazzetti“. Ich weise darin zum erstenmal auf die Bedeutung des Romanfragments „Brüderlein und Schwesterlein“ für die Entwicklung der Dichterin hin. Über neue Funde von „Lenau-Reliquien“ berichtet Eduard Castle (Band XXII, Heft 1). In derselben Nummer bespricht Heinrich Kretschmayr den 8. Band von Karl Lamprechts „Deutscher Geschichte“, der das Zeitalter „Romantik und Realismus“ behandelt. Der gleiche Band der „Österreichischen Rundschau“ enthält ferner in mehreren Fortsetzungen die liebevolle und eingehende Charakteristik des nahezu vergessenen Helden und Schriftstellers „Friedrich Fürsten von Schwarzenberg“, dessen wichtigste poetische Leistung „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts“ Eichendorff besprochen hat in seinem Essai „Lanzknecht und Schreiber“.

„Westermanns Monatshefte“ (Braunschweig, Westermann) LIII. Band, Heft 12, veröffentlichen einen Aufsatz „Kleist und Goethe“ von Wilhelm Herzog Im gleichen Heft spricht Hans Franck anläßlich der großen Balzac-Ausgabe (Leipzig, Inselverlag) ausführlich über den Dichter der „Menschlichen Komödie“, in Heft 2 des

Digitized by Google

LIV. Bandes stellt Johannes Schlaf das Lebensbild „Emile Verhaevens" dar.

„Nord und Süd", die wohlbekannte Zeitschrift, die in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung nahm, beschäftigt sich im XXXIV. Band, Heft 2 bis 4 mit „Oskar Wildes letzten Tagen". Max Meyerfeld schöpft aus privaten, selbst in England bis dahin unbekannten Quellen, den zuverlässigen Freundesbriefen an Robert Roß. Zum Schluß kommt er auf den Übertritt des Dichters zur katholischen Kirche zu sprechen und sagt: „Der Dichter lag . . . schon in der Agonie, als der Priester an sein Bett trat. Aber Robert Roß hat gewiß im Sinne seines Freundes gehandelt, als er ihn in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufnehmen ließ; denn schon während seiner Universitätsjahre (als Oxforder Student) bekundete Wilde seine starke Hinneigung zum katholischen Glauben, die sich bei ihm, wie bei Lord Byron, gegen den Schluß seines Lebens steigerte." Im gleichen Heft wirft Franz Clement einen Rückblick auf den kürzlich erschienenen „Nachlaß Baudelaires".

Die leider noch immer viel zu wenig gewürdigte Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, die wackere, an Text und Bilderschmuck so reiche „Deutsche Arbeit" (Prag, Bellmann) ist eine vorbildliche Zeitschrift für deutsches Wesen und Stammeseigenart. Wieviel kommt darin für die Geschichte der Romantik alljährlich zutage! Ich erwähne nur aus dem IX. Jahrgang (Heft 3) die Beiträge „Adalbert Stifter an Friedrich Halm" von Anton Bettelheim, „Richard Wagners Erstes Konzert in Prag" von Richard Batka, „Ein deutschböhmischer Romantiker" (Spieß) von Ottokar Stauf von der March, vor allem aber den wertvollen (Heft 5) Kommentar zu „Klemens Brentanos Prolog zur Gründung Prags" von Otto Brechler, der selbst die

Digitized by Google

kleinsten Einzelheiten aufzuhellen vermag. Höchst anregend sind die Erinnerungen an die vergessene Geliebte des Tondichters Karl Maria von Weber, die seinerzeit gefeierte Künstlerin und Schönheit „Therese Brunetti" von Karl Strunz, die an die Blütezeit Alt-Prags in den Tagen der Romantik gemahnt (Heft 8). Den Briefwechsel zwischen „Robert Schumann und Hauptmann F. Ignaz von Fricken" veröffentlicht Ernst Rychnowsky (Heft 9). „Kaisertum und Romantik" betitelt sich ein Beitrag des deutschböhmischen Dichters Viktor Hadwiger im gleichen Heft. „Königin Luise von Preußen", die umschwärmte Fürstin der Romantik, wieder erfährt durch Ottokar Weber eine eingehende Würdigung (Heft 10).

„Die Gegenwart" (Berlin, Gegenwart) widmet (XXXIX. Band, Heft 3) „Ernst Moriz Arndt als Lyriker" eine warmherzige Betrachtung. Viktor Klemperer erörtert u. a. auch die Ursachen, warum Arndts Verbreitung in deutschen Landen seit Jahrzehnten im Abnehmen begriffen ist. Einen „Hamlet der Liebe" nennt Karl Hans Strobl den Freund der Madame de Staël, Benjamin Constant, in seiner anerkennenden Besprechung der Ettlingerschen Biographie (Berlin, Fleischel). (XXXVIII. Band, Heft 52; XXXIX. Band, Heft 1).

Die „Grenzboten" (Berlin, Grenzboten), seit langen Jahren bewährte Schildträger deutscher Kultur, sind auch unter der neuen Flagge (Verlag und Redaktion haben seit Neujahr gewechselt) den ererbten Grundsätzen treu geblieben. Im LIX. Jahrgang, Heft 11, behandelt August Hildebrand „Charlotte von Stein und Sophie von Löwenthal" und findet Ähnlichkeiten nicht bloß äußerer Art zwischen beiden Frauen und den Rollen, die sie im Leben der ihnen ergebenen Dichter (Goethe und Lenau) gespielt haben.

Der glänzende Aufsatz „Parodiestudien", den R. M.

Digitized by Google

Meyer in „Velhagen und Klasings Monatsheften“ (Bielefeld, Velhagen und Klasing) veröffentlicht, berührt vielfach romantisches Wesen und romantische Dichter (XXIV. Jahrgang, Heft 6). Das gleiche gilt von Alexanders Baumgartners Untersuchung „Die katholische Kirche und die deutsche Literatur“ in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (Freiburg im Breisgau, Herder). (LXXVIII. Band, Heft 1 bis 2.)

Die junge „Germanisch-Romanische Monatschrift“ (Heidelberg, Winter), die sich zum Ziel setzt, durch übersichtliche Aufsätze den jeweiligen Stand der Forschung auf dem weitverzweigten Gebiet der germanischen und romanischen Sprach- und Literaturgeschichte zu beleuchten, enthält bereits in ihrem ersten Jahrgang lehrreiche Abhandlungen, die romantische Probleme und Charaktere der mittel- und westeuropäischen Völker uns näherbringen. Im Heft 8 spricht John Koch über „Die Chaucerforschung seit 1900“, in Heft 9 Richard Petsch über „Heinrich von Kleist als tragischen Dichter“: „Die Grundtöne jener weltgeschichtlich-pessimistischen Melodien, die das Drama des 19. Jahrhunderts weiterspinnen sollte, hat Kleist zuerst angeschlagen.“ Im Heft 3 wird „Robert Burns“ von Hans Hecht einer tiefgründigen literarischen und geschichtlichen Betrachtung unterzogen. Hans Heiß stellt (Heft 6) die neuere Literatur über „Viktor Hugo“ zusammen, während die neueren Forschungen über „Lord Byron“ R. Ackermann (Heft 6) bespricht. Im zweiten Jahrgang (Heft 3 und 4) steuere ich selbst „Neue Kunde zu Eichendorff“ seit 1905 bei.

Die angesehenste und wichtigste Zeitschrift für Literaturgeschichte endlich, August Sauers „Euphorion“ (Wien, C. Fromme) bringt in ihrem XVI. Band „Briefe Zacharias Werners an Karoline von Humboldt“, mitgeteilt von Albert Leitzmann. Franz Hüller liefert einen

Digitized by Google

meisterhaften „Beitrag zu Adalbert Stifters Stil“. Paul Zincke behandelt die Frage „Friedrich Hebbel ein Mystiker?“ Ottokar Fischer veröffentlicht „Mimische Studien zu Heinrich von Kleist“. E. A. Boucke beschäftigt sich mit „Heine im Dienste der ‚Idee‘“. Über Schillers Darstellung religiös-sittlicher Lebensfragen im Hinblick auf „die Jungfrau und Talbot“ handelt Hermann Hadlich. Damit habe ich die stoffliche Fülle dieses Jahrgangs freilich nicht einmal annähernd ausgeschöpft.

Wilhelm Kosch.

Ameluug, Heinz, Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau, zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. XXXIV, 231 und 243 S. brosch. ℳ 7.—.

Berend, Eduard, Jean Pauls Ästhetik (Forschungen zur neuen Literaturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker. XXXV.). Berlin, Alexander Duncker. 294 S. brosch ℳ 13.50.

Bode, Karl, Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn. (Palaestra LXXVI.) Berlin, Mayer & Müller 807 S. brosch. ℳ 8.—.

Brentano, Clemens, Die Gründung Prags, herausgegeben von Otto Brechler und August Sauer. Der Gesamtausgabe 10. Band. München und Leipzig, Georg Müller LXVIII und 412 S. gbd. ℳ 8.50.

Brentano und Steinle, Dichtungen und Bilder. Herausgegeben von Alexander von Bernus und Alfons M. Steinle. Kempten und München, Kösel. 219 S. brosch. ℳ 5.—.

Buxbaum, Emil, Reitergeist und Reitertat in deutscher Dichtung. Halle a. S., Hendel. 387 S. brosch. ℳ 3.—.

Camerer, W., Eduard Mörike und Klara Neuffer. Marbach am Neckar, Remppis. 94 S.

Cardauns, Hermann, Die Briefe der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Aschendorff. 443 S. brosch. ℳ 10.—.

Cooper, James Fenimore, Lederstrumpf-Erzählungen. Übersetzt von Richard Zoozmann. 1. Band: Der Wildtöter. 578 S. — 2. Band: Der letzte der Mohikaner. 464 S. Leipzig, Hesse. Jeder Band geb. ℳ 2.—.

Digitized by Google

Deutsch-Österreichische Klassiker-Bibliothek (Halm — Lenau — Grillparzer — Raimund — Seidl — Stifter — Grün — Zedlitz — Meisl — Bäuerle). Jeder Band durchschnittlich 200 S. stark. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Otto Rommel. Wien und Teschen, Prochaska. geb. *M* —.80.

Doell, Otto, Entwicklung der naturalistischen Form im jüngstdeutschen Drama. Halle a. S., Hermann Gesenius. 185 S.

Eichendorff, Joseph Freiherr von Eichendorff, Dichter und ihre Gesellen. Novelle. Herausgegeben von Alexander von Bernus. München, H. C. H. Beck. 342 S. geb. *M* 2.50.

Feuerbach, Anselm Ritter von, Kaspar Hauser. Mit einer biographischen Würdigung Feuerbachs von Leo Freiherrn von Egloffstein. (Deutsche Bücherei. Bd. 81.) 95 S. brosch. *M* —.30

Fischer, Ottokar, Zu Immermanns Merlin. Dortmund, Ruhfus. brosch. *M* 1.20.

Floeck, Oswald, Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der romantischen und nachromantischen Zeit. Heidelberg, Winter. 108 S. brosch. *M* 2.—.

Geißler, Max, Die Rose von Schottland. Leipzig, Staackmann. 230 S. geb. *M* 6.50.

Ginzkey, Franz Karl, Balladen und neue Lieder. Leipzig, Staackmann. 124 S.

Goehler, Rudolf, Die deutsche Schillerstiftung 1859 bis 1909 (I. Geschichte der deutschen Schillerstiftung. 509 S. II. 178 literarische Gutachten der deutschen Schillerstiftung. 201 S.) Berlin, A. Duncker. brosch. *M*. 16.—.

Greven, Eugen, Die Naturschilderung in den Dichterwerken von Nikolaus Lenau. Straßburg und Leipzig, Singer. 116 S.

Haag, Hans, Ludwig Uhland, die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichts. Stuttgart und Berlin, Cotta. 118 S.

Hartlieb, Wladimir Freiherr von, Die Stadt im Abend. Wien, Heller. 93 S.

Havenstein, Eduard, Friedrich von Hardenbergs ästhetische Anschauungen. Berlin, Mayer & Müller. 114 S. brosch. *M* 3.50.

Digitized by Google

Hellmann, Oskar, Joseph Christian Freiherr von Zedlitz. Ein Dichterbild aus dem vormärzlichen Österreich. Mit Illustrationen. Leipzig, Hellmann. 176 S. geb. M 5.—.

Heine, Heinrich, Sämtliche Werke. Band I (497 S.) und Band II (462 S.) Leipzig, Tempelverlag. geb. je M 3.—.

Hoffmann, E. Th. A., Seltsame Leiden eines Theater-Direktors Klein Zaches genannt Zinnober (der historisch-kritischen Ausgabe 4. Band). Herausgegeben von C. G. v. Maassen. München, Müller CIV und 343 S. geb. M 10.—.

Hyperion-Almanach auf das Jahr 1910. München, Hans von Weber. 224 S. geb. M 3.—.

Innerkofler, Adolf, Ein österreichischer Reformator. Lebensbild des heiligen P. Klemens Maria Hofbauer. Regensburg, Pustet. 914 S. geb. M 6.20.

Katharina von Siena, Briefe. Leipzig, Zeitler. 210 S. brosch. M 4.50.

Keller, Paul, Die alte Krone. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. 352 S. geb. M 6.—.

Kitt, Alfred, Schönaich-Caroloths „Dichtungen" und andere Skizzen. Leipzig, Jaeger. 280 S.

Krägelin, Paul, Heinrich Leo, Teil I (Beiträge zur Kultur und Universalgeschichte, herausgegeben von Karl Lamprecht, VII. Heft). Leipzig, Voigtländer VIII und 196 S. brosch. M 6.—.

Kurz, Isolde, Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. München, Georg Müller. 346 S. brosch. M 6.—

Lang, Karl Heinrich Ritter von, Aus der bösen alten Zeit. Stuttgart, Lutz (zwei Bände). 297 und 306 S. beide Bände brosch. M 9.—.

Leitzmann, Albert, Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel. Mit einer Einleitung von B. Delbrück. Halle a. S., Max Niemeyer. 303 S. brosch. M 8.—.

Lotze, Hermann, Mikrokosmos. In Auswahl herausgegeben von Otto Richter. (Bücher der Weisheit und Schönheit.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 225 S. geb. M 2.50.

Noll, Gustav, Otto der Schütz in der Literatur. Straßburg Trübner. 143 S. brosch. M 3.50.

Digitized by Google

Pflaum, Chr. D., Die Poetik der deutschen Romantiker. Berlin, Deutscher Schriftenverlag. 70 S.

Puschnig, A. Otto, Die Ragnar-Lodbrok-Sage in der deutschen Literatur. 44 S. Programm der Staatsoberrealschule in Laibach 1910.

Richter, Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. 11. bis 20. Tausend. Leipzig, Hesse (Volksausgabe des Dürerbundes). 750 S. geb. M 3.—.

Ringseis, Bettina, Dr. Joh. Nep. von Ringseis. Ein Lebensbild. Mit mehreren Porträts und Bildern. Regensburg, Habbel. geb. M 6.—.

Sauer, Fritz, Das Heidelberger Schloß im Spiegel der Literatur (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. 27. Heft). Heidelberg, Carl Winter. 80 S. brosch. M 2.—.

Schmid, Friedrich Alfred, Friedrich Heinrich Jacobi. Heidelberg, Winter. VI und 366 S.

Schopenhauer, Adele, Tagebücher. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. (162 und 200 S.)

Schridde, Georg, Gustav Freytags Kultur- und Geschichtspsychologie. Leipzig, Dürr. 95 S. brosch. M 3.—.

Schubert, Kurt, Clemens Brentanos Weltliche Lyrik. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin. 20. Heft). Breslau, Ferdinand Hirt. 81 S. brosch. M 1.80.

Schüler, Gustav, Prinz Emil von Schönaich-Carolath als Mensch und Dichter. Leipzig, Göschen. 121 S. brosch. M 2.—.

Schwab, Gustav, Sagen des klassischen Altertums. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 516 und 507 S. geb. M 8.—.

Senger, Joachim Henry, Der bildliche Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists (Teutonia, 8. Heft). Leipzig, Eduard Avenarius. 67 S.

Sergel, Albert, Im Heimathafen. Rostock, Volckmann. 68 S. brosch. M 2.—.

Sevenig, Nikolaus, Charles de Villers. Diekirch, Schroell. Gymnasialprogramm. 27 S.

Seyfarth, H., Aus dem Leben und den Werken des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath. Leipzig, Eckardt. 68 S. brosch. M 1.—.

Digitized by Google

Stahl, Ernst Leopold, Joseph von Auffenberg und das Schauspiel der Schillerepigonen. (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann XXI). Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 235 S. brosch. M 7.—.

Stein, Hans Georg, Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbüreau C. Wigand. 115 S.

Steinert, Walter, Ludwig Tieck und das Farbenempfinden der romantischen Dichtung. (Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn VII.) Dortmund, Fr. W. Ruhfus 241 S.

Stern, Maurice Reinhold v., Wilhelm Jordan. Frankfurt am Main, Lüstenöder. 158 S. brosch. M 2.—.

Stigeler, Helene, Die stofflichen Elemente der Lyrik des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Dissertation. Bern, Gustav Grunau. 91 S.

Stolz, Alban, Fügung und Führung, ein Briefwechsel mit ihm, herausgegeben von Julius Mayer. Freiburg im Breisgau, Herder. VI und 272 S. geb. M 3.—.

Stolz, Heinz, Die Entwicklung der Bühnenverhältnisse Westfalens von 1700 bis 1850. Münster, Westfälische Vereinsdruckerei. 80 S.

Storck, Karl, Beethovens Briefe. In Auswahl. 2. Auflage. (Bücher der Weisheit und Schönheit.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 300 S. geb. M 2.50.

Villiers de l'Isle Adam, Gesammelte Werke. Deutsch von H. H. Ewers. 1. Band: Grausame Geschichten. 331 S. — 2. Band: Geschichten vom Jenseits. 301 S. — 3. Band: Tribulat Bonhomet. 266 S. München, Müller.
Jeder Band brosch. M 4.—.

Wiemann, Bernard, Am Wege des Lebens. Kempten und München, Kösel. 66 S. geb. M 2.—.

Wiens, Luise, Freiligrath-Briefe. Stuttgart und Berlin, Cotta. 277 S. brosch. M 3.—.

Wittichen, Friedrich Carl, Briefe von und an Gentz. (1. Band 365 S., 2. Band 480 S.) München, Oldenbourg.
geb. je M 12.—.

Digitized by Google

Die blaue Blume.

Ein Märchen.

Dem Andenken des Freiherrn Joseph von Eichendorff gewidmet.

Ein halb Jahrhundert schweigt nun schon
dein Liedermund im Tode.
Es ward seither gar andrer Ton
in deutschen Landen Mode.

Doch blühend übertönt dein Sang
das Klimpern der Modernen,
wie tiefer, frommer Glockenklang
aus wunderbaren Fernen.

Und, trotz des Lebens Hast und Last,
im Dichter=Heiligtume
blüht fort, die du gefunden hast,
die stille, blaue Blume.

Reich', lieber Sänger, uns die Hand,
und über Staub und Sorgen
führ' uns zu Gott ins Vaterland
durch deinen Liedermorgen!

Digitized by Google

„Peter," sprach der Vater, „es ist nun an der Zeit, daß du dich auf eigene Beine stellst. Ich und die Mutter, wir werden alt und schwach und können nicht mehr soviel Futter erjagen, um deinen immerhungrigen Schnabel zu stopfen. Die andern alle sind gut untergebracht und schaffen was Rechtes. Du allein hast dein Lebtag nicht gut getan und bist lieber im Gras gelegen und hast nach den Wolken geguckt, statt ein ehrlich Handwerk zu erlernen. Das bißchen Schnörkelschreiben und lateinische Verse machen, was sie dir auf der Klosterschule beigebracht haben, ist ja gerade gut genug, um einen Pfaffen auf seiner Pfründe zu ernähren. Ein Pfaff aber willst du nicht werden, weil du zu leichtsinnig und lotterhaft bist; nun mach dich auf und sieh zu, ob sie dir irgendwo in einer Stadt einen Schreiberposten geben um deiner guten Handschrift willen."

„Schimpf mir nicht meinen Nesthocker," fiel da die Mutter ein, „war er doch immer ein braves und sanftes Kind und hat uns nie was zu Leid getan. Seine Hände, die viel zu schlank und zu zart sind zum Schmieden, Hobeln und Schustern, werden mit ihrer zierlichen Schreibekunst gewiß mehr Ruhm und vielleicht mehr Reichtum erringen, als die derben Pfoten aller seiner Brüder. — Aber geh nur, Peter, die Zeit ist angenehm und recht zum Wandern. Sieh dir nur in aller Muße die schöne weite Welt an, und so es dir irgendwo behagt und sie dir freundlich gesinnt erscheinen und deine Kunst und Kenntnisse zu schätzen wissen, da laß dich nieder. Mir ist nicht bange um dein Fortkommen. Ich seh' dich schon im Geiste als würdigen Stadtschreiber mit Talar und weißer Krause, geehrt und geachtet im Kreise wohlbehäbiger Ratsherren, oder gar als Sekretarius und geheimbden Konsiliar im Gefolge eines mächtigen Grafen oder Fürsten. Und dann werden wir zu dir kommen auf unsere alten Tag und es geruhiger und besser haben als neben den lärmenden Werkstätten deiner Brüder." — Und

Digitized by Google

Peter, da er sah, daß es dem Vater Ernst sei, und er selber bei dem prächtigen Frühlingswetter rechte Lust zum wandern hatte, ihm auch die Ehren und Würden, die ihm die Mutter ausgemalt, nicht zu verachten schienen, schickte sich an, sich für die Reise zu rüsten. Der Vater gab ihm einen leidlichen Reisepfennig und einen tüchtigen Knotenstock, die Mutter aber einen rechten Segen und herzhaften Kuß mit auf den Weg. Außerdem schenkte sie ihm noch einen warmen Rock, in dessen Zipfel sie einen blanken Dukaten eingenäht hatte, und steckte ihm Äpfel und Kuchen in den Ranzen, soviel davon hineinwollte. Bei der Türe aber sagte sie ihm noch ins Ohr: „Vertrau nur recht auf Gott, mein Peterle, und auf deine eigenen gesunden fünf Sinne. Halt dir deinen Kopf allzeit klar und dein Herz rein und laß dir den Glauben an das Schöne und Gute, das es auf der Welt gibt, von niemand rauben. Und weißt du noch die Geschichte von der blauen Blume, die ich dir sooft erzählen mußte, als du noch klein warst? — Glaub's nur, die blaue Blume blüht irgendwo im Walde, und wer sie findet, der versteht die Sprache der Tiere und der Blumen, und dem können selbst die Steine was erzählen. Und er wird viel Wissenschaft erfahren von Gottes schöner Natur, und alle die Geister in Erde, Luft und Wasser werden ihm wohlgewogen sein. Und nun geh mit Gott. Und so es dir drauß' einmal zu kalt und dornig wird, kehr nur immer um und komme wieder zu mir!" Damit küßte sie ihn nochmals. Peter aber wischte sich die Augen und machte sich dann mutig auf den Weg.

Die liebe Frühlingssonne schien lachend in den dampfenden, schallenden Morgen, die Schwalben schossen zwitschernd hoch im Blauen, und je tiefer hinter ihm die heimatlichen Felder und Auen versanken, je neuer und prächtiger die funkelnde Welt vor ihm aufstieg, desto mehr löste sich die Bangigkeit, die anfangs noch sein Herz um-

Digitized by Google

klammert hatte, desto kühner und kräftiger griffen seine Schritte aus, desto heller und freudiger wanderten seine Blicke über die reichen Gefilde. Und schließlich ward er so fröhlich wie die Lerchen, die rings um ihn aufstiegen, und es überkam ihn mächtig die Lust, auch eins zu singen wie diese; und er sang:

„Der Frühling hat in diesen Tagen
Wohl über Strom und Feld und Wald
Sein blühend Reich weit aufgeschlagen,
Grün, weiß und blau sein Banner wallt.
Grün ist die Hoffnung, wie die Bäume,
Weiß: Jugend, die nichts Böses kennt,
Blau sind der Sehnsucht süße Träume
Und, wie der Himmel, ohne End'.
Mit Sehnsucht recht und frohem Hoffen
Grüß ich die Welt im Sonnenschein,
Mir ist, es stünd der Himmel offen,
Und ich ging gradenwegs hinein!"

Ein wacker Lied aber hilft zum Wandern schier wie ein paar Flügel. Und als der Abend kam, war Peter über ein Gebirg schon tief in fremdes Land gekommen. So wanderte er noch etliche Tage fort, und das Reisen gefiel ihm immer besser. Zu Nacht blieb er in Städten oder Dörfern, auch wohl unter freiem Himmel. Und da sein Reisepfennig noch vorhielt, gedachte er, dies freie, schöne Leben noch einige Zeit fortzuführen, um die Welt recht vom Grund aus kennen zu lernen.

Da geschah es eines schönen Tages, daß er an der Landstraße einen wohlgekleideten Junker sitzen fand. Der stützte grübelnd den Kopf in die Hände und sah verwirrt und betrübt aus. Peter blieb vor ihm stehen, und fragte ihn, was ihm Übles widerfahren sei. Da sah jener ganz verstört auf und erwiderte: „Je nun — ich suche halt auch die blaue Blume." — Peter aber meinte, er wolle Spaß machen und lachte. „Lacht nicht," sprach der Junker verdrießlich, „das ist eine bitterernste Sache und hängt mein

Digitized by Google

ganzes Lebensglück daran." Da wurde Peter doch stutzig und meinte, der Mann wäre nicht recht bei Troste. „Und zu welchem Ende sucht Ihr die blaue Blume," forschte Peter weiter. „Ihr kommt wohl aus der Fremde," entgegnete der andere, „sonst würdet Ihr nicht so fragen." „Gewiß," versetzte Peter, „manche Tagreise hab ich hinter mir. Aber sagt mir doch, was Ihr mit der blauen Blume wollt." „Ach, die Prinzessin will sie doch haben." „Welche Prinzessin?" „Nun, unseres Königs Tochter, die Prinzessin Florigunde. Ihr kennt sie nicht? — Ach, die ist schön! Prinzen, Grafen und Edelleute werben um ihre Hand, sie aber will nur den zum Gemahl, der ihr die blaue Blume bringt, und wenn es ein Schneidergesell wäre. — Drum such' ich sie und will sie finden." — Da merkte Peter, daß dem armen Junker nicht zu helfen wäre. Und er sagte ihm einige Worte des Trostes und ging weiter. Nicht lange aber, da sah er eine große, goldverzierte Karosse am Wege halten, und einige Leute liefen mit viel Geschrei über die Wiese und krochen an den Hängen umher. Und wie er staunend stehen blieb, kam ein kleiner Kerl mit einer spitzigen Nase und Brillen darüber auf ihn zu und rief: „Wollt Ihr mithelfen die blaue Blume suchen? Der schöne junge Herr dort ist der Prinz Eustachius. Der braucht die blaue Blume. Wenn Ihr sie findet, sollt Ihr fürstlich belohnt werden, so daß Ihr Euer Lebtag keine Sorgen mehr ums liebe Brot haben braucht. Wollt Ihr?"

„Ist's bei Euch auch von wegen der Prinzessin Florigunde?" fragte Peter. „Ja natürlich," versetzte jener. „Ei, und da glaubt Ihr, wenn ich die blaue Blume fände, ich würde sie Euch um alles in der Welt verkaufen?" lachte Peter. „Ihr werdet doch nicht eine Prinzessin heiraten wollen?" warf jener geringschätzig ein. „Warum nicht?" versetzte Peter. „Sie nimmt doch den zum Manne, der ihr die blaue Blume bringt, und wär's ein Schneidergesell."

Digitized by Google

„Ach, das sagt sie nur im Scherz,“ meinte der andere, „sie wird doch nur einen Prinzen nehmen.“ „Nun, wie sie's meint, ist mir einerlei, wenn's mir gerät, will ich sie auf die Probe stellen,“ rief Peter und ging weiter.

Aber er wurde nun doch hinterdenklich und dachte, daß die Prinzessin wohl sehr schön sein müsse, wenn sie die Leute so verrückt mache. Denn das mit der blauen Blume, dachte er, wäre doch wohl nur eine List, mit der sie sich auf gute Art die vielen Freier vom Halse hielt, bis der Rechte käme. Und tief in Gedanken setzte Peter seinen Weg fort. Die Sonne neigte sich schon, da sah er vor sich auf der Höhe ein großes, herrliches Schloß liegen, und aus dem Walde, der vor demselben aufragte, klang es herüber wie Flöten und Geigen und Festlärm. — Ein sonntäglich gekleideter Bauersmann ging vor ihm her, den holte Peter ein und fragte ihn, wem das schöne Schloß gehöre. „Das gehört unserm König,“ antwortete dieser, „und heute gibt's ein großes Fest dort, denn es wird der Geburtstag der schönen Prinzessin gefeiert mit freiem Trunk und Tanz für alles Volk. Komm mit, wir wollen uns einmal etwas zugute tun.“ „Gerne,“ versetzte Peter und freute sich der Gelegenheit, die vielgerühmte Prinzessin kennen zu lernen.

In dem Walde vor dem Königsschloß ging es lustig zu. Unter den Bäumen waren Bänke aufgeschlagen und Buden, da vergnügte sich viel Volk bei Speis' und Trank. Weiter dem Schlosse zu lag eine Wiese, dort drehten sich die tanzenden Paare, und der ganze Hof sah von einem Hügel aus unter einem prächtigen Purpur-Baldachine, der zwischen den Bäumen ausgespannt war, dem fröhlichen Treiben zu. Schon von weitem sah Peter den König sitzen, und neben ihm auf das Geländer, das mit bunten Wappendecken behangen war, lehnte sich ein überaus schönes Mädchen, das mit den Kavalieren, die sie von allen Seiten umdrängten, lustig plauderte und lachte. Das mußte wohl die Prinzessin

Digitized by Google

sein, und um sie recht betrachten zu können, drängte sich Peter durch die Tanzenden bis an des Hügels Rand, wo er knapp unter den klingenden Geigen und schmetternden Trompeten der Musikanten stehen blieb. Und wie sich nun die Prinzessin einmal herumwandte und er ihr Gesicht recht deutlich erblicken konnte, da war es ihm just, als ginge ein heller Blitz vor seinen Augen hin, so schön war sie. Und alles ringsum vergessend stieg er einige Schritte den Hügel hinauf, immerzu die schöne Prinzessin angaffend. Da wurde er plötzlich durch ein schallendes Gelächter aus seiner Verzückung geweckt. Die Kavaliere und Damen des Hofes waren durch die Erscheinung des verblüfften Wanderburschen, der mit großen Augen und offenem Munde auf sie zukam, gar sehr belustigt, und als er nun bei ihrem Gelächter, wie aus dem Traume geschreckt, zusammenfuhr und sich verlegen so allein dicht vor den hohen Herrschaften erblickte, wollte ihr Gelächter erst recht kein Ende nehmen. Auch die Prinzessin lachte und ihr Lachen klang wie ein Silberglöcklein durch all' die Stimmen, daß es Peter ganz eigen durchs Herz ging. Über diese unerwartete Lustigkeit hatten auch die Leute unten aufgehört zu tanzen und sahen erstaunt herauf, die Musik brach ab und es trat plötzlich eine tiefe Stille ein, die für Peter nur um so peinlicher war. Er aber ärgerte sich seiner lächerlichen Lage und der dummen Gesichter, die ihn rundum anglotzten, und schnell entschlossen sprang er zur Musik hin, riß einem der Spieler die Zither aus der Hand, schlug ein paar volle Akkorde an und begann frisch zu singen:

„Im tiefen, tiefen Walde,
Blüht eine blaue Blum',
Für die, wenn ich es hätte,
Gäb ich ein Fürstentum.

Denn, wer die Blume findet,
Gar große Macht erhält,

Digitized by Google

Er herrscht als wie ein König,
Fort über alle Welt.

Versteht der Bäche Plaudern,
Der Vöglein hellen Sang,
Und was die Wälder rauschen,
So schön den Berg entlang.

Und was am Himmel droben
Sich sagen Mond und Stern',
Und was die Wolken wissen
Von schönen Landen fern.

Die stillen Berg' durchschaut er,
Als wären sie Krystall,
Sieht drinn' mit Gold hantieren
Die kleinen Zwerge all'.

Sieht aus der Flut auftauchen
Nixen im Mondesglanz,
Im Erlengrunde schweben
Der Elfen luftigen Tanz.

Und wo er immer wandert
Im Wald und über die Heid',
Ihm ist doch nimmer bange
In seiner Einsamkeit.

Und wer die Blume will finden,
Muß haben ein lustig Blut,
Und Augen wie ein Sperber
Und frischen Wandermut.

Und bin ich auch nur ein armes
Landfahrendes Schülerlein,
Die Blume muß mir werden! —
Gilt's, Königstöchterlein? —"

„Hat's gut gemacht, hat's gut gemacht, drum wird er nicht mehr ausgelacht," rief der König und klatschte in die Hände. Und der ganze Hofstaat fiel mit Applaus ein. Auch

Digitized by Google

die Prinzessin klatschte fröhlich mit, und als sich der Beifallssturm gelegt hatte, erhob sie sich und sprach:

„Dein Liedlein, lustiger Scholar,
Gefällt mir gut, ist schön und wahr.
Wohlan es gilt! — Als Unterpfand
Reich ich zum Tanze dir die Hand!"

Und auf ihren Wink hub die Musik ein Menuett zu spielen an, und der glückliche Peter tanzte mit der schönen Prinzessin ganz allein auf dem Wiesenplan, daß das Volk, welches ehrfürchtig zur Seite gewichen war, verwundert zuschaute. Und der Hof klatschte nochmals Beifall, denn Peter wußte sich gar zierlich im Takte zu bewegen und tanzte recht mit voller Seele, und das Paar gewährte einen lieblichen Anblick.

Indem aber ging auf der Hoftribüne ein gewaltiger Rummel los. Prinz Eustachius war von seiner — wie immer — erfolglosen Blumensuche zurückgekehrt und, da aller Blicke auf die Tanzenden gerichtet waren, unerwartet von hinten unter die Hofgesellschaft getreten. Auf einmal fing er laut zu fluchen an und drängte sich schimpfend, mit rücksichtslosen Ellenbogen Damen und Herren wegstoßend, zum König; denn er glaubte nicht anders, als der tanzende Wanderbursch hätte fürwahr die blaue Blume gefunden und ihm die schöne Prinzessin vor der Nase weggeschnappt. Und hinter ihm kam jenes kleine Männlein mit der spitzigen Nase und den Brillen, das vorhin auf der Straße Petern angesprochen hatte — das war nämlich des Prinzen Leibmedikus und Sekretarius, nannte sich stets Magister Martinus perdoctissimus und tat nicht wenig gelehrt und wichtig, so daß ihn niemand leiden konnte; und der rief in einem fort: „Skandal, Skandal! Diese impossible Mesalliance muß verhindert werden!" Der König aber, als er ihren Irrtum bemerkte, lachte unbändig und beruhigte dann den Prinzen, dem vor Erregung der kalte Schweiß auf

Digitized by Google

der Stirne stand, indem er ihm den ganzen Hergang der Sache erklärte. Inzwischen hatten die Prinzessin und Peter ihr Tänzchen geendigt und Peter reichte der lieblich-erhitzten jungen Dame feierlich die Fingerspitzen und führte sie zum Thronsessel zurück, wo er vor ihr eine tiefe, galante Verbeugung machte, so schön wie ein gelernter Hofmann. „Ein prächtiger Junge!“ sagte die Prinzessin zum Prinzen Eustachius gewendet. Der aber warf nur beleidigt und verachtend die Lippen auf und sah über Peter weg ins Blaue. Der König indes hatte einen Humpen mit Champagnerwein füllen lassen und reichte denselben nun höchsteigenhändig Peter mit den Worten: „Er hat unser Herz erobert, junger Springinsfeld. Und weil er uns gefällt, mög er so lange hier bleiben, als es ihm behagt. Ich brauche just einen, der ein findiger Kerl ist und auch die Feder flink zu führen weiß, weil mir mein alter Schreiber schon zu gebrechlich und langsam wird. Den Posten mag er haben. Und es soll ihm wohlergehen bei uns, wenn er sich brav aufführt.“ „Eingeschlagen, Sire,“ entgegnete Peter, „just das zu suchen bin ich ausgezogen. Ich hoff', meine Handschrift soll Euch konvenieren und auch mein sonstiger Habitus. Nur zuviel in der Schreibstub möcht' ich nicht hocken brauchen, denn obzwar ich die Stubenkünste zu meinem Lebenszwecke erkoren, bin ich doch alleweil ein lustiger Vogel geblieben, dem selbst ein goldener Käfig zu enge wär, kenn mich auch in artibus equestribus, als Jagen, Reiten und Fechten, ditto in der fein-höfischen, sowie ländlich-idyllischen ars amatoria nicht übel aus, derohalben es mir höchlichst erwünscht und agreable wäre, wenn mich Ew. Majestät mehr in höchstdero auswärtigem Dienste verwenden wollten, allwo ich Ew. Hoheiten mit flinken Beinen, guten Augen und Einfällen gute Dienste zu leisten hoffe.“ „Soll geschehen,“ sprach der König freundlich, „laß er sich inzwischen von unserem Haushofmeister ein Unter-

Digitized by Google

kommen und bessere Gewandung zuweisen." Damit winkte er ihm noch einmal gnädig und gab durch sein Erheben das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Auch die Prinzessin schenkte ihm noch ein huldvolles Kopfnicken und Lächeln im Fortgehen. — Der Magister Martinus aber hatte die ganze Zeit den Peter naserümpfend von oben bis unten gemustert und betrachtete ihn mißtrauisch als einen, der ihm unbefugt ins Handwerk pfusche, da er alle Wissenschaft und Gelahrtheit für sich allein in Pacht genommen zu haben glaubte. Jetzt machte er sich gleich an Peter heran und umkreiste ihn knurrend, wie ein Hund, der Händel sucht, und ließ dabei allerlei unfreundliche lateinische Bemerkungen fallen. Indem flog ihm eine Gelse in den Rachen, und er begann plötzlich heftig zu husten. „Seht," rief ihm Peter zu, „da ist Euch ein Brocken Eurer Gelahrtheit im Halse stecken geblieben. Das kommt davon, wenn man Latein als Umgangssprache nicht gut genug beherrscht." Der König, der das eben noch hörte, drehte sich geschwind um und fragte: „Nun, Magisterlein, was habt Ihr denn da an meinem neuen Hofpoeten auszusetzen, daß Ihr ihn allbereits angerempelt habt?" — „Odi profanum vulgus et arceo, wie unser großer Vigil sagt," entgegnete darauf der Magister stolz sich in die Brust werfend, und wollte weggehen. „Ihr irrt Euch," rief ihm Peter nach, „das sagt Horaz. Aber

quanto doctior magister
Tanto maior asinus ist er!

Wißt Ihr, wo dies Zitat zu finden ist? — Nicht! — Nun, auf Eurer langen Nase steht's geschrieben, so deutlich, daß es jeder Bauer verstehen kann, der auch sein Leben kein lateinisches Wort gelernt hat." — Da erhoben alle Umstehenden von neuem ein gewaltiges Gelächter; der arme Magister zischte und wollte mit seinem Spazierstöckchen auf Peter los, der aber war mit ein paar Sprüngen behend in der Menge verschwunden.

Digitized by Google

Des Abends gab es ein großes Tanzfest bei Hofe. Da vergnügten sich die Hohen und Vornehmen im prächtig erleuchteten Saale auf den spiegelnden Parketten, wie sich am Tage das gemeine Volk auf der grünen Wiese vergnügt hatte. Peter hatte vom Haushofmeister schöne Kleider bekommen, in denen er sich wohl gefiel und, in einer der hohen Flügeltüren des Saales stehend, blickte er in das glänzende Gewirre der Fräcke und Schleppen, durch welches Orden, Diamanten und lustige Augen aufblitzen, hinein. Da flog einmal die Prinzessin mit dem Prinzen Eustachius im Tanz an ihm vorbei. Über die Schulter des Prinzen weg sah sie Peter an und wendete sich im Weiterdrehen nochmals nach ihm herum. Nicht lange darauf kam auch schon ein Hofkavalier steif und gemessen auf Peter zugeschritten, und flüsterte ihm wichtig ins Ohr, Ihre Hoheit geruhe ihn zu einem Tanze zu befehlen. Hocherfreut fuhr Peter auf, überrannte schier den vor ihm stehenden Höfling und ging durch den Saal auf die Estrade los, auf der die hohen Herrschaften Platz genommen hatten. Die Prinzessin Florigunde, als sie ihn kommen sah, erhob sich und ging die Stufen hinunter ihm entgegen. Sie war gar lieblich anzusehen im weißen duftigen Kleid mit rosa Bändern, im Haare ein funkelndes Diadem und die schlanke Gestalt wie mit Diamanten überstreut, so daß sie einem blühenden Apfelbäumchen ähnlich war, welches voller Tauperlen in der Morgensonne steht. Und wie ihr Peter nun die Hand reichte, da wurde es ihm doch ein wenig bänglich zumute. Er fühlte hundert Augen auf sich gerichtet und der weite Tanzboden spiegelte wie Glatteis. Und so tanzte er ein wenig scheu und zaghaft, was aber der Prinzessin über die Maßen zu gefallen schien, denn sie lächelte ihn in einem fort an, er aber bemerkte es nicht, denn er hatte die Augen niedergeschlagen, als sollt' er geblendet werden, wenn er ihr ins Antlitz sähe. Und nach vollendetem Tanze führte er

Digitized by Google

sie wieder zur Estrade hin, machte seine tiefste und schönste Verbeugung und eilte, wie ein Verfolgter, zum Saale hinaus, setzte sich draußen im Gange, den nur der Mond beleuchtete, in eine Fensternische und sah verträumt in die weite, stille Landschaft hinunter, die wie von Silber übergossen war. Sein Herz schlug ihm bis an den Hals, als wär er einen Berg hinaufgelaufen und in seinen Armen hatte er ein Gefühl, als hätte er den ganzen Frühlingshimmel mit all seinen leuchtenden Sternen und dem schönen, sanften Maimonde darin umarmt; und wieder kam es ihm vor, er hätte sich zu einer zarten weißen Blume geneigt und ihren süßen Duft eingesogen; aber er durfte es nicht wagen, die Blume zu berühren, oder auch nur recht nahe anzusehen. So saß und träumte er und wurde erst emporgeschreckt, als alle Gäste mit großem Lärm aus dem Saale traten, und die Diener mit Mänteln und Windlichtern hin- und herliefen, denn das Fest war vorüber. Da machte auch er sich auf und ging rasch durchs Gedränge und durch die anrollenden Wagen über den Hof in den entfernteren Flügel des Schlosses, wo ihm ein schönes Zimmer mit einem mächtigen Himmelbette zugewiesen worden war. Peter ging zu Bette, aber der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Der weiße Mondschein floß durch die hohen Fenster zwischen den Vorhängen herein und spielte seltsam über die Goldleisten der zierlichen Sessel und die Blumengirlanden der Tapeten. Nichts rührte sich, nur die Uhr vor dem Spiegel tickte einförmig fort und fiel mit einem flötenden Menuett ein, als sie Eins schlug. Da fingen Peters Gedanken von neuem zu tanzen an und wurden immer seltsamer und schwankender und schließlich war es ihm, er tanze wieder mit der Prinzessin durch einen langen Saal, an dessen Decke die Sterne sich drehten, und im Vorübertanzen bückte sich plötzlich die Prinzessin, pflückte eine wunderbare blaue Blume und hielt sie ihm lachend hin. Und in seiner Freude drückte Peter die

Digitized by Google

Prinzessin fest an sich und küßte sie auf ihren roten Mund, daß es ihm ganz rosenrot vor den Augen wurde. Da aber tauchte plötzlich der Magister mit einer entsetzlich langen Nase vor ihm auf und rief: „Osculum scandalosissimum!“ und holte mit seinem Stöcklein zum Schlage aus. Mit einem Ruck erwachte Peter, und um ihn war es wirklich ganz rosenrot, denn Aurora glühte bereits durch die Fenster. Da sprang er auf, und wie er draußen den Himmel so prächtig in Feuer sah, befiel ihn eine große Lust, in den Morgen hinauszuwandern und die Welt im Augenblicke des Erwachens zu begrüßen, wo sie am allerschönsten und wundersamsten ist, wie ihm das seine Reise oft gelehrt hatte. Rasch kleidete er sich an und schritt durch die hallenden Gänge in den Garten hinaus, wo schon die Vögel zu Gottes Lob Tagwache sangen und alle Bäume erfrischt im Morgenwinde rauschten. Das Schloß mit seinen langen Fensterreihen lag noch tief im Schlummer. Er hätte der Prinzessin gar zu gerne ein Morgenständchen gebracht, wenn er nur ihr Schlafgemach gewußt hätte. Sein Herz war ihm recht zum Singen gestimmt, und so sang er, während er das Schloß entlang aufs Gartentor zwischen den blühenden Beeten und plätschernden Springbrunnen zuschritt:

„Im Nebel tief noch schlafen
Die Täler stumm und tot,
Hoch in den Wolkenschafen
Blüht schon das Morgenrot.

Die braunen Berge steigen
Ins Zwielicht seltsam verwacht;
Sie träumen noch und schweigen
Von den Wundern der Vollmondnacht.

Und frisch zum Wandern laden
Lerchen- und Wachtelschlag.
Es wird voll Lust und Gnaden
Ein rechter Gottestag!“

Digitized by Google

Und das Liedchen drang hinauf und fand den Weg durchs offene Fenster zum Ohre der Prinzessin, die schon erwacht in ihrem blauseidenen Himmelbette lag und nun schnell aufspringend durch die Gardinen sah, wie Peter eben zum Tore hinausschritt. — Dieser schlug nun den ersten besten Weg ein, der durch die dampfenden Wiesengründe hinüber zu den waldigen Bergen führte. Ihm war's, er müßte vor Freuden den höchsten Gipfel der ganzen Gegend ersteigen, und dort Gott für all das Schöne danken, das er ihm in seiner weiten Welt schon hatte begegnen lassen. Seine Lippen aber, die glühten, als wäre der Kuß der schönen Prinzessin Florigunde eben kein Traum gewesen, und in seiner Brust wühlten tausend fröhliche Klänge bunt durcheinander. Indes hatte die Sonne die Höhen im Osten erstiegen und eine goldene Lichtfülle durchflutete die steigenden Nebel. Die Runde klärte sich, blitzend von Tau traten die Gebüsche und Bäume hervor und lachend sahen ihm von allen Seiten frische Blumenangesichter entgegen. Hin und wieder, wenn ihm eines der Blümlein besonders schön dünkte, bückte er sich darnach und pflückte es, und mit der Zeit sammelte sich ein ansehnlicher Strauß in seiner Hand. Er aber merkte es kaum, seine Gedanken wanderten weit umher, eine Menge alter Lieder fielen ihm ein, die er leise vor sich hinsang; so kam er endlich zum Walde, der weit seine grünen Arme öffnete und ihn in seinem Wunderschoß aufnahm. Scharen von Vögeln lärmten in den Zweigen, die Sonnenstrahlen spielten duftig durch die Wipfel und streuten goldene Taler auf die breiten Stämme und die seltsamen, großblätterigen Pflanzen zu ihren Füßen. Blumen gab's auch hier genug, zarte weiße Maiglöckchen und blaue Glocken, auch wilde Rosen an den Bäumen hinaufgewunden zwischen Epheu und blühendem Schlinggewächs. Peter griff manchmal mit voller Hand hinein, seinen Strauß zu mehren, dann sah er wieder auf

Digitized by Google

zu den Vögeln und flinken Eichkätzchen oder spähte einem Wilde nach, das durchs Dickicht entfloh. So verlor er sich immer tiefer in die prächtige Wildnis. Ein munter über die Felsen den Hang herabbrausender Bach kreuzte seinen Weg. An seinen Ufern blühten himmelblaue Vergißmeinnicht; sie gefielen Peter besonders, weil sie ihn so schelmisch anblickten, er kniete nieder und beugte sich tief herab, so daß ihm der Bach verwirrend ins Ohr murmelte. Und wie er das erste Vergißmeinnicht brach, da sprach ein feines Stimmchen:

„Wir haben zwei Schwestern
So blau und licht,
Sie glänzten dir gestern,
Spürst du's nicht?“ —

„Wohl spür ich's im Herzen mit Lust und Schmerzen,“ seufzte Peter, „ihr lieben Blümlein meint wohl die blauen Augen der schönen Prinzessin?“ Ihm war's, als sprächen die Blumen noch weiter, aber der Bach plauderte immer lauter dazwischen. „Soll ich dir was ins Ohr sagen?“ raunte er. „Nein, ich sag's nicht, ich sag's nicht!“ „So sag's doch!“ rief Peter. „Hab keine Zeit, mein Weg ist weit,“ lachte der Bach und schoß dahin. Da setzte sich Peter an den Bachesrand ins Moos. Seine Gedanken gingen ihm so sehnsüchtig verworren durcheinander, er wußte nicht, ob er wachte oder träumte. — Ein Vöglein schwirrte ihm dicht an den Kopf vorbei, setzte sich auf einen Stein im Bach, nahm ein Schnäblein voll Wasser, und nachdem es die kühlen Tropfen aufblickend in die Kehle hatte hinunterrollen lassen, sah es Peter schlau an und zwitscherte: „Merkst du's nicht? Merkst du's nicht?“ Er tat einen plumpen Griff, das Vöglein zu haschen. Das aber war flugs davon und saß hoch über ihm auf einem Aste in der Sonne und kicherte unaufhörlich. „Was der dumme Vogel nur hat?“ murmelte Peter in

Digitized by Google

Gedanken verloren. Indem fiel eine Nachtigall seitwärts in einem Busche an und begann zu singen:

„Ich sang vor ihrem Fenster,
Ich sang die ganze Nacht,
Bis an den hellen Morgen,
Davon ist sie erwacht.

Sie beugt sich in den Morgen,
Sie flocht ihr goldenes Haar,
Könnt ich's nur singen und sagen,
Wie schön, wie schön sie war!

Könnt' ich's nur singen und sagen,
Ich säng es immerzu,
O Frühling, leuchtender Frühling
Sie ist noch schöner als du."

Und zwischen jeder Strophe schlug sie einen lauten Triller. „Noch einmal, liebe Frau Nachtigall!" rief Peter freudig und sprang auf. Die Nachtigall aber erschrak und war auf und davon. Und während er ihr verwundert nachsah, kam ein mächtiges Rauschen durch die Wipfel den Berg herunter, wie ein herrlicher Psalm, und als der Windstoß auch die uralte Eiche zu seinem Haupte erfaßt hatte und ihre riesigen Äste hinüberbog, da vernahm Peter aus ihrer Krone plötzlich ganz deutlich die Worte:

„Wohlauf Gesell zu Glanz und Ruhme!
Viel Glück, viel Glück zur blauen Blume!"

Da stand er wie vom Donner gerührt, und sah erstaunt an sich herab und über den Boden umher. Auf einmal fiel sein Blick auf den Strauß in seiner eigenen Hand. Er wandte ihn herum, und siehe da, inmitten all der Blüten und Kräuter stak eine große prächtige Blume, mit seltsam geformten tiefblauen Blättern und Staubfäden aus purem Golde. Er hatte sie mit den andern in Gedanken und ohne hinzusehen gepflückt und erst in seiner Hand hatte sich die Knospe voll erschlossen. Ein himmlischer Duft stieg aus

Digitized by Google

ihrem Kelche auf. — Da tat Peter einen Freudenschrei, daß es weit durch den Wald hallte und die Rehe erschreckt aus dem Dickicht empor fuhren, und sprang in wilden Sätzen unaufhaltsam den Berg hinab und durch den Wald hinaus und über Bach und Wiese fort. „Glück auf, Glück auf!" jubelten die Vögel von allen Seiten. „Nimm uns mit, nimm uns mit!" riefen die Blumen und wollten sich um seine Füße winden. Er aber lief querfeldein dem Schlosse zu. Schon sah er die Türme über die Wipfel ragen, und mit einem Jauchzer verdoppelte er seine Sprünge. Da kam ihm auf der Wiese Prinz Eustachius mit seinem Gefolge entgegen. „Was gibt's?" rief ihm der Prinz von weitem zu. „Was rennt Ihr so, als wär't Ihr in ein Wespennest getreten?" — Und Peter, im Stolz und Jubel über seinen glücklichen Fund, rief ihm, ohne sich im Laufen aufhalten zu lassen, zu: „Ich hab' sie, ich hab' sie, ich hab' die blaue Blume!" Kaum aber, daß das Wort seinen Lippen entflohn war, da sprang auch schon der giftige Magister just vor ihm aus einem Busche heraus und stellte ihm ein Bein, daß Peter darüber stolperte und jämmerlich hinschlug. „Packt ihn, bindet ihn!" schrie der Magister wie am Spieß. Die Leute des Prinzen waren inzwischen herangelaufen und warfen sich nun über den armen Peter, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, und dem der Kopf brummte von seinem heftigen Sturze. „Gebt die Blume her!" herrschte ihn der Magister an. „Nie und nimmer!" stöhnte Peter. Aber sie entwanden ihm den Strauß und der Magister stimmte ein häßliches Freudengeheul an, als er die schöne Blume drinn bemerkte. „Gebt sie gutwillig her," sagte er noch einmal milder, „Ihr sollt Euer eigen Gewicht in Gold dafür haben." „Nicht für alles Gold der Welt, du scheußlicher Jude!" schrie Peter und machte vergebliche Anstrengungen, sich den Armen der Räuber zu entwinden. Nun war auch der Prinz herangekommen und griff vor

Digitized by Google

allem hastig nach der Blume, die der Magister in der Hand hielt. Als er die schönen Goldfäden in ihrem Kelche sah, wandte er sich zu Peter und sprach: „Ihr könnt von mir verlangen, was Ihr wollt, ich mach Euch zum ersten Granden meines Reiches, wenn Ihr mir die Blume freiwillig gebt.“ „Eher laß ich mich bei lebendigem Leibe braten!“ ächzte Peter und begann laut um Hilfe zu rufen. Aber der Magister hielt ihm geschwind den Mund zu und befahl: „Bindet ihn, knebelt ihn, — dort im Walde steht ein alter Hungerturm, da hinein mit ihm, bis er zur Raison kommt.“ Und die Diener banden ihn mit ihren Leibriemen, der Magister stopfte ihm ein Tuch in den Mund, und flugs hatten sie ihn bei Schultern und Beinen genommen und schleppten ihn, so rasch sie konnten, dem Walde zu. Der Magister rannte voraus und wies den Weg. Beim Turme, der halb verfallen im Gestrüpp auf der Anhöhe stand, angekommen, öffnete er die eisenbeschlagene Tür. Da gähnte ein klaftertiefes Verließ. „Hinein mit ihm!“ sagte er, „die Riemen könnt ihr ihm abnehmen, er kann doch nicht mehr herauf und schreien hört ihn hier sobald niemand.“ Und sie banden ihn los und ließen ihn am Kragen, wie er sich auch wehrte und strampelte, in das feuchte, finstere Loch hinab und schlugen die Türe zu. „Weh' euch! Verruchte Räuber!“ hörten sie ihn noch klagen. Sie aber schoben die verrosteten Riegel vor und zogen befriedigt ab. „So, nun mag er hungern oder dursten, bis er weich wird und einsieht, wie gut wir's mit ihm meinen,“ sprach der Magister. „Ihr aber säubert euch, denn wir müssen nun den Prinzen samt seiner Blume im Triumph ins Schloß bringen!“

Während sich solches im Felde draußen zutrug, war der König zur Prinzessin gekommen und redete sie also an: „Liebes Kind! Du kannst mit deinen Launen die Leute nun nicht länger zum Narren halten. Des Spiels und der Kurzweil ist's genug; jetzt kommt der Ernst an die Reihe.

Digitized by Google

Der Prinz Eustachius ist der Sohn und Erbe meines mächtigsten Nachbars, mit dem ich mich gut stellen muß. Es ist mein Wunsch, und wenn nötig mein Befehl, daß du ihn heiratest.“ „Aber Herr Vater,“ entgegnete die Prinzessin erschrocken, „er hat ja die blaue Blume noch nicht gefunden!“ „Ach was, mit deiner dummen Blume da,“ brauste der König auf. „Das sind ja lauter Schrullen und Phantastereien. Und wenn sie schließlich wirklich einer fände und brächte, weiß Gott, was er für ein Kerl ist. — Aber das sag ich dir, so du mir den Prinzen beleidigst und dazu bringst, daß er im Zorne fortgeht, ich geb dich wahrlich dem ersten besten Schneidergesellen, der zur Tür hereinkommt, ob er die blaue Blume hat oder nicht.“ „Ach, vielleicht bringt sie heut der hübsche Schüler! Laß mich doch nur noch einen Tag warten, lieber Vater,“ flehte die Prinzessin. „Der Schreiber, der Windbeutel!“ polterte der König, „der wär dir wohl recht! Das gäbe eine schöne Geschichte! — Gut, daß du's selber verrätst, daß er dir gefalle. Noch heute soll er des Landes verwiesen werden. Frecher Pöbel! — Reicht man ihm gnädig einen Finger, langt er auch schon nach der ganzen Hand! — Wenn der Prinz zurückkehrt, werde ich ihm mitteilen, daß du bereit seiest, ihn zu nehmen auch ohne blaue Blume. Und damit punktum!“ — Schon wollte er majestätisch hinausschreiten, als plötzlich im Hofe ein gewaltiger Rumor losging. „Was gibt's?“ rief er zum Fenster tretend, und auch die Prinzessin hielt in den Tränen, die sie zu vergießen begonnen, inne und sah hinaus. Unten aber zog eben Prinz Eustachius, begleitet von einer großen Menschenmenge, triumphierend mit seinem frechen Raube ins Schloß ein. Vorne hüpfte der Magister und trug auf einem weißseidenen Kissen die schöne Blume, rechts und links vor ihm schritten zwei Diener und hielten ausgespannte Sonnenschirme über den kostbaren Schatz. „Mir scheint wahrhaftig, da hat der Prinz deine Blume gefun-

Digitized by Google

den!“ rief der König freudig aus, als er den Aufzug erblickte. Die Prinzessin wurde bleich bis in die Fingerspitzen und war einer Ohnmacht nahe. Aber da gab's keinen Zweifel mehr. Schon wälzte sich der ganze Schwarm die Treppe herauf, ein Kammerherr stürzte atemlos herein und meldete den Prinzen. Gleich darauf erschien der Magister und tänzelte gebläht wie ein Pfau auf die Prinzessin zu; und vor ihr niederkniend rief er pathetisch aus: „Fortuna ist doch loyal und standesehrlich gesinnt und wohlerzogen in diesem Lande, indem sie dem Einzigen, der unter Tausenden der süßen Gunst Ew. Hoheit würdig ist, den glücklichen Fund tun ließ. — Empfangt die vielgesuchte Wunderblume, den ebenbürtigen Bräutigam und mich selbst aus Eueren alleruntertänigsten Sklaven, erhabene Prinzessin!“ — Auch der Prinz hatte sich nun vor ihr auf die Knie niedergelassen und die Blume vom Seidenkissen nehmend, reichte er sie der Prinzessin, die bleich und zitternd in der Fensternische lehnte und kein Wort der Erwiderung hervor bringen konnte. Endlich faßte sie sich und stammelte, mit den Tränen kämpfend: „Ja, ist es denn wirklich die wahre blaue Blume?“ — „Ew. Hoheit geruhen einen Zweifel an ihrer Echtheit zu haben?“ rief der Magister aufspringend. Und flugs war er draußen und kam nach einem Augenblicke mit einem Käfig wieder, in welchem zwei Kanarienvögel hockten, und der sonst auf einem Stiegenabsatz zwischen ausländischen Pflanzen stand. „Geruhen Ew. Hoheit die Blume in die allerschönsten Hände zu nehmen und sogleich werden Ew. Hoheit die Sprache dieser niedlichen Tiere vernehmen,“ erklärte er. Da nahm die Prinzessin die Blume und näherte sich dem Käfig. Und alle drängten sich dicht heran, neugierig, was geschehen würde. Es geschah aber gar nichts, als daß die Vögel, erschreckt von den vielen Gesichtern und starrenden Augen in ihrer Nähe, scheu an den Käfigstangen herumflatterten. „Laßt sie sich erst

Digitized by Google

beruhigen," dozierte der Magister, „sie sind eingeschüchtert von so vielen hohen Herrschaften." Und er setzte den Käfig auf den Tisch nieder und bat die Umstehenden, zurückzutreten. Eine erwartungsvolle Stille trat ein. Endlich begann das Weibchen, indem es den Kopf auf die Seite legte und zur Prinzessin hinsah, zu piepsen: „Gib, gib, gib mir ein Körnlein Brot!" Da fiel auch das Männchen mit den Flügeln schlagend ein: „Gib her, gib her, gib her!" Als ihnen aber niemand was gab, machten sie beide Schöpfe und schimpften unisono: „Mögt ihr nicht, dann stört uns nicht!"

Die Prinzessin aber, die, weil sie die Blume in der Hand hielt, allein verstand, was die dummen Stubenvögel sprachen, ließ nun die Blume fallen, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und lief aus dem Zimmer. „Das Übermaß der Freude!" beschwichtigte der Magister den König und den Prinzen. Doch die brauchten beide keiner weiteren Beschwichtigung. „Topp, Herr Schwiegersohn," rief der König, dem Prinzen die Hand reichend. „Das habt Ihr gut gemacht. — Und gleich morgen soll Hochzeit sein — habt ihr's gehört?" wandte er sich zu den Hofleuten. „Trefft ohne Verzug alle Vorbereitungen dazu und spart nicht das Gold in den Truhen und den Wein im Keller. Es soll ein Fest werden, wie's diese wackligen Mauern noch nie erlebt haben!" Damit verabschiedete er die Gesellschaft.

Im Schlosse ging sogleich ein lustiges Treiben an. Die Türen flogen auf und zu, die Diener hin und her, es wurde geputzt, gescheuert, gerieben und geklopft, die Gärtner zogen mit Körben und Scheren aus, den Garten seines Blumenschmucks zu berauben, die Jäger mit Flinte und Netz in den Wald, um Rehe, Hasen, Schnepfen und Fasanen für die Tafel zu besorgen. In der Küche wurde geschlachtet, geschält, gesotten und gebraten, draußen wurden Triumphbögen errichtet, und die Kuriere sprengten wie der Wind zu den Toren nach allen Richtungen hinaus, um die frohe Botschaft

Digitized by Google

im Reiche zu verkünden. Die Prinzessin aber hatte sich in ihr Schlafgemach eingesperrt und weinte bitterlich. Und so sehr ihr die Hofdamen und Kammerfrauen durch die Türe zureden mochten, es wurde immer noch schlimmer. Sie haßte den Prinzen nun geradezu, der ihr vorher immer gleichgültig gewesen, und schauderte beim Gedanken, seine Gemahlin werden zu müssen. Und doch hatte sie's selber verschuldet mit ihrem unglückseligen Einfall von der blauen Blume, die sie jetzt, nachdem sie endlich gefunden war, so wenig sehen oder berühren mochte wie ihren Bräutigam. — Das kam dem Prinzen zugute. Er hatte ohnehin nicht wenig Angst ausgestanden, die Prinzessin möchte die Blume behalten und irgend ein Vogel, oder der Wind oder sonst ein Wesen möchte ihr seine Schandtat enthüllen. Nun nahm er das Wundergewächs, steckte es in ein Glas Wasser und stellte es beruhigt in seinem Zimmer auf den Kamin. So bequem indes sollte ihm der Frieden nicht werden. Der erste Schreck widerfuhr ihm, als der König bei der Tafel plötzlich fragte, wo denn der Schreiber wäre. Er hätte dringende Aufträge für ihn. Denn daß er ihn hatte verjagen wollen, das war in der Freude längst vergessen. „Der Schreiber, der . . .,“ stammelte der Prinz, ohne daß die Frage eigentlich an ihn gerichtet war, „der hat sich im Walde verirrt.“ „So habt Ihr ihn also heute schon gesehen?“ fragte der König weiter. „Gewiß,“ nahm hier der Magister das Wort, „wir sahen ihn heute weit hinüber den Wald laufen. Er rannte, als hätt' er was gestohlen. Und das wird er auch wahrscheinlich getan haben und sich sobald nicht mehr blicken lassen. Ich sagt' es ja schon gestern, daß man derlei fahrendem Gesindel nicht über den Weg trauen dürfe.“ „Nun, wenn er nichts weiter verbrochen hat,“ meinte der König, „einen kleinen Diebstahl können wir schon noch vertragen.“ Und er war eigentlich recht froh, den verwegenen Burschen, dessen hübsches Gesicht auf die Prin-

Digitized by Google

zessin ohnehin schon zuviel Eindruck gemacht zu haben schien, auf solche Art los zu sein.

Als es Abend wurde, ließ sich endlich die Prinzessin herbei, die Türe aufzuschließen. Eine stille Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt. Sie ließ alles willig mit sich geschehen, duldete, daß man sie für das Polterfest kleidete und schmückte und sah teilnahmslos zu, wie der Hochzeitsstaat für den andern Morgen bereitet wurde. Zur bestimmten Stunde erschien der Prinz mit einem glänzenden Gefolge, um sie abzuholen. Sie gab ihm gleichgültig den Arm und ließ sich in den festlich erleuchteten Saal führen, wo die Musik lustig spielte und der ganze Hof mit unzähligen Gästen bereits versammelt war. Bleich und still saß sie da zwischen ihrem Vater und dem Prinzen und ließ sich von all den Würdenträgern angratulieren. Auch den Tanz eröffnete sie willig mit dem Prinzen. Dann aber rührte sie sich nicht mehr von der Stelle und wies einsilbig so Unterhaltung wie Trank und Speise ab. „Kein Wunder," meinten die Leute. „So viel Glück und Aufregung muß ein so zartes Wesen angreifen." — Doch auch dem Prinzen war nicht sonderlich zumute. Zuweilen überfiel ihn die Angst, daß es ihm heiß wurde bis hinter die Ohren. In solch einem Augenblicke stand er hastig auf und nahm den Magister beiseite. „Um Gottes willen," flüsterte er, „wenn nun der Kerl plötzlich auskäme und hier im Saale erschiene?" „Wie sollt er auskommen," suchte ihn der Magister zu beruhigen, „das Loch, in dem er steckt, ist viel zu tief." „Aber wenn nun zufällig jemand vorbei käme und ihn befreite?" ängstigte sich der Prinz weiter. „Und käme er selbst," versetzte der Magister, „wir erklären ihn einfach für verrückt und lassen ihn hinauswerfen." — Den Prinzen indes hatte nun einmal das Gewissen am Kragen. „Ha!" fuhr er plötzlich auf. „Wenn jemand die Blume fortgenommen hätte, die steht so unverborgen in meinem Schlaf-

Digitized by Google

zimmer.“ Und er lief fort, um zu sehen, ob sie noch an ihrem Platze war. Er nahm das Glas, in das er sie getan, vom Kamine herab, da war sie noch, aber sie war ganz verwelkt, vom gebeugten Stiele hing die Blüte schlaff und verschrumpft herab und sah aus wie von schwarzem Sammet. Und ein betäubender, schwerer Duft ging von ihr aus, daß man schier ohnmächtig davon wurde. Und wie er sie nun aus dem Glase herausnahm und betrachtend in der Hand hielt, rief plötzlich eine gellende Stimme zum offenen Fenster herein: „Dieb — Dieb — Dieb!“ Der Prinz erschrak so heftig, daß er das Glas fallen ließ, welches in tausend Scherben auf dem Fußboden zersprang. Da rief es draußen wieder: „Dieb — Dieb — Dieb!“ Die Haare standen ihm einzeln zu Berge, er warf die Blume auf den Tisch und beugte sich vorsichtig zum Fenster hinaus. „Wer da?“ stammelte er voll Angst. Da flatterte aus dem Baume, der vor dem Fenster stand, mit einem lauten „Kiwitt, Kiwitt“ ein Käuzchen hervor und verschwand in der Nacht. Der Prinz atmete erleichtert auf. Zu seinem erneuten Schrecken aber flammte nun die Gegend in einem grellen Wetterblicke auf, bei dessen Scheine er sah, daß ein fürchterliches Gewitter heranzog. Grause Wolkenfetzen flogen ihm voraus, die wenigen Sterne taten unheimlich verlöschende Blicke. Und fernher drang das Sausen und Wehen der Wälder wie eine wilde Brandung. Einzelne Windstöße fuhren schon über den Hof, der Sand wirbelte auf, die Fenster klappten, die Wetterhähne drehten sich ächzend und die Lichter flackerten. Und immer näher dazwischen rollte der Donner. Totenbleich trat der Prinz zurück und begann heftig an der Klingel zu reißen. Dem hereinstürzenden Diener befahl er, sofort den Magister zu holen, es sei ihm nicht wohl. „Gott steh uns bei!“ rief er diesem bei seinem Eintreten entgegen. „Da seht hinaus! Die ganze Natur empört sich wider unserer Schandtat! Der

Digitized by Google

Himmel will uns in Grund und Boden vertilgen!“ „Gewitter im Mai, verderben den Bauern das Heu,“ versetzte der Magister kühl, „sind somit nichts übernatürliches. Ich hätte Ew. Hoheit doch mehr Heldenmut zugetraut.“ Da fuhr der Prinz auf. „Heldenmut? Heldenmut?“ rief er, „gewiß! Ihr habt recht! Was brauche ich mich zu fürchten? Was geht mich die Sache überhaupt an? Ich bin schuldlos. Ihr allein habt's angezettelt, Ihr sollt auch alle Verantwortung dafür tragen!“ „Ich?“ fiel der Magister entrüstet ein. „Und für wen hab ich's getan? — Geruhen Ew. Hoheit mir diese Frage zu beantworten! Wer gab mir den Auftrag dazu? — Wer billigte und genehmigte meine Taten? — Ha! Wär ich nicht gewesen, der Vagabund tanzte jetzt mit der schönen Prinzessin den Brauttanz und wir könnten mit Schimpf und Schande da bei Sturm und Wetter heimziehen wie die gefoppten Bauern! — Aber das ist Fürstengunst und Königsdank! — Oh hätt' ich nie die Zelle stillen, reinen, wissenschaftlichen Bestrebens verlassen, um mich auf den schlüpfrigen Boden des Hoflebens zu begeben! — Was hatte ich davon, als Müh und Plag und Plag und Müh vom Morgen bis zum Abend und wieder bis zum Morgen! — Meine Ehre, meinen Ruhm, meine Ruhe, mein Leben habe ich geopfert — und ein Fußtritt ist der Dank dafür! — Keinen Finger rühre ich mehr, das schwöre ich, so wahr ich Magister bin!“ — So deklamierte der Empörte und fiel schluchzend in einen Sessel. „Verzeiht meine erhitzte Übereilung!“ jammerte nun seinerseits der Prinz. „Von einem Fußtritt war ja nie die Rede. Im Gegenteil! Berge von Gold sollt Ihr zur Belohnung erhalten, nur jetzt laßt mich nicht in der Patsche sitzen!“ — Als der Magister etwas von Bergen von Gold hörte, trocknete er seine Tränen und schien zu weiteren Auskünften geneigt. „Was meint Ihr?“ fuhr der Prinz hastig fort, „ich will die aufgeregten Elemente beschwichtigen! Ich will

Digitized by Google

den Studenten aus dem Turme holen lassen, will ihm eine Karosse mit vier Hengsten und vier Lakaien zum Geschenke machen und Gold, soviel die Leute schleppen und die Rosse ziehen können." „Das wäre klug!" höhnte der Magister, „und der Pfiffikus, meint Ihr, würde vier Gäule, vier Sklaven und eine Handvoll Gold einem Königreiche vorziehen. — Nein, nein! Den lassen wir ruhig im Turme sitzen bis morgen nach der Hochzeit. Wenn Ihr glücklich mit der Braut über die Grenze seid, dann will ich hinaufgehen und ihn mit einem anständigen Trinkgelde in Freiheit setzen." — „Aber wenn unterdessen der Blitz einschlägt," wimmerte der Prinz wieder, „wenn —" — „Dieb, Dieb, Dieb!" rief es hier aufs neue. Diesmal hatte es auch der Magister verstanden, da er spielend die Blume in die Hand genommen hatte. „Verwünschter Vogel!" schrie er zum Fenster stürzend. „Da fliegt er hin! Wenn er noch einmal kommt, schießen wir ihn einfach tot." Auch der Prinz war wieder ans Fenster getreten und beide starrten nun in das Wetter hinaus, das schon beinah über dem Schlosse stand. Der Spiegel eines Weihers, der unter ihnen im Parke lag, leuchtete bei jedem Blitze unheimlich, wie ein grünes Katzenauge herauf. „Vor allem einmal," begann der Magister von neuem, „wollen wir uns dieses stinkenden Krautes entledigen, das nun seinen Dienst getan hat, und nur mehr dazu da ist, uns unnötigen Schrecken und Sorge zu machen." Damit nahm er eine Vase vom Tische, steckte die welke Wunderblume tief hinein und warf das Ganze, eh der Prinz recht begriffen hatte, was er tun wollte, mit einem kräftigen Schwunge weit hinaus. In diesem Augenblicke tat es einen grellen, langen Blitz, in dessen Widerscheine sie das hinausgeschleuderte Glas einen funkelnden Bogen beschreiben und unten im Wasser aufklatschen sahen. Es war aber, als hätte sich da eine Nixe mit halbem Leibe aus den Fluten emporgehoben, die es auffing und damit sogleich

Digitized by Google

wieder unter den Wellen verschwand. Darauf tat es einen fürchterlichen Schlag, daß die Fenster und Türen zitterten und das ganze Schloß zu wanken schien. Und der Prinz fiel wie tot zur Erde. Auch den Magister hatte der Schrecken mit eisiger Hand gepackt. Doch er faßte sich rasch wieder, nahm den ohnmächtigen Prinzen, legte ihn aufs Bett und zog die Klingel. Statt des Dieners trat indessen der König selber ein. „Was ist's?“ fragte er bestürzt, als er den Prinzen auf dem Bette liegen sah. „Nichts von Belang, Ew. Majestät,“ entgegnete der Magister ruhig. „Ein kleines Unwohlsein. Seine Hoheit war schon auf dem Wege der Besserung, da hat ihn der verteufelte Donnerschlag wieder umgeworfen. Ein wenig Parfüm, und er wird wieder zu sich kommen.“ Damit nahm er ein Fläschchen aus der Tasche und hielt es dem Prinzen unter die Nase, der daraufhin auch wirklich bald die Augen aufschlug und entsetzt um sich starrte. Nach einer langen Pause fand er endlich die Sprache wieder. „Jetzt ist's aber genug,“ rief er in die Höhe fahrend aus. „Gott sei Dank! — Ich glaubte wahrhaftig, der Blitz hätte mich zu tiefst in die Hölle geschlagen. Tausend grausige Teufel sah ich mit glühroten Gabeln auf mich herstürzen — hu! — es sollte mich nicht wundern, wenn ich von dem Schrecken graue Haare bekommen hätte. Wie gut, daß Ihr da seid, lieber Schwiegervater!“ Und hier sprang er auf und fiel dem König zu Füßen. „Verzeiht mir, ich bin das Opfer dieses Mephistos da!“ Und ungeachtet der verzweifelten Gebärden des Magisters erzählte er in einem fliegenden Atem die ganze Geschichte vom Raube der blauen Blume. Dazwischen blitzte und donnerte es unaufhörlich in seine Worte; zitternd umklammerte er die Knie des Königs. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick. „Helft mir, erhabener, gütiger König! Rettet mich vor Schmach und Schande!“ beschloß er seine aufgeregte Erzählung. „Hm!“ meinte der König nach einigem Sinnen.

Digitized by Google

„Von Schmach und Schande braucht da weiter nicht die Rede zu sein. Vertuscht muß die fatale Geschichte allerdings werden, koste es, was es wolle. Indes beruhigt Euch vor allem, lieber Schwiegersohn, und laßt das meine Sache sein. — Ihr aber, gelber, heimtückischer Hexenmeister," wandte er sich stirnrunzelnd an den Magister, der bebte wie Espenlaub, „Ihr seid wahrhaftig der böse Geist Sr. Hoheit und ein schlechter Fürstenberater. Und ich will dafür Sorge tragen, daß Ihr hinfür die Umgebung meines Schwiegersohnes nicht mehr mit Eurem Gifthauch verpestet." Dann zum Prinzen gewendet fuhr er fort: „Der arme Schreiber soll für seinen Schrecken reich entschädigt werden. Noch heute will ich einige vertraute Leute hinaufschicken, die ihm gut zu Essen und zu Trinken bringen sollen, und außerdem — da es hier auf augenblicklichen Trost ankommt — und Versprechungen weit weniger wirksam sind als die Tat, soll ihm neben Speis und Trank ein tüchtiger Sack voll Gold und edlem Gestein gebracht werden, von dem er sich eine halbe Grafschaft kaufen kann. Da mag er sich dann mit dem Zählen seines Reichtums die Zeit vertreiben, das wird ihn vorderhand trösten. Auslassen können wir ihn allerdings erst morgen, wenn Ihr mit Eurer jungen Gemahlin fort seid und das Volk sich verlaufen hat, damit es keinen Skandal gibt!" — Wie der Magister das hörte, schoß im blitzartig ein Gedanke durchs Hirn. Mit Fürstengunst und -dank war es nun wirklich vorbei für ihn. Außer einer kärglichen Pension hatte er im besten Falle nichts mehr zu erwarten. Mit Drohungen, die Geschichte unter die Leute bringen zu wollen, ließ sich auch nichts ausrichten. Man würde ihn nur selber in einen Hungerturm stecken. Denn, wer sich für seinen Fürsten die Hände besudelt hat, dem werden sie von Staats wegen nicht wieder reingewaschen, höchstens, daß man noch das schmutzige fürstliche Waschwasser dazu über seinen Kopf ausgießt. Also blieb nichts

Digitized by Google

übrig als das Maul zu halten und sich auf andere Weise zu helfen. Während der König noch mit dem Prinzen sprach, schlich der Magister lautlos aus dem Zimmer, nahm Hut und Mantel und befahl seinem Diener, der am Gange stand, desgleichen zu tun und ihm zu folgen. Über eine Seitentreppe gelangten sie ins Freie. Das Gewitter hatte sich schon verzogen und des Vollmonds Licht rann silbern mit den Tropfen von den Bäumen. Der Magister ging geradeswegs mit raschen Schritten durch den Garten und zum offenen Tore hinaus. Im Hofe hinten hörten sie schon die Wagen anrollen, welche die Gäste nach Hause bringen sollten, denn das Fest war vorüber. Draußen im Felde redete der Magister seinen Diener also an: „Ihr wart stets mein getreuer Famulus und habt Leid und Freud und meine ganze Laufbahn mit mir geteilt. Mit unserer Hofstellung ist es, scheint's, zu Ende. Jedenfalls will ich mich auf die wetterwendische Gunst der Fürsten in Hinkunft nicht mehr verlassen. Doch soll es uns darum nicht schlechter gehn, im Gegenteil, ein sorgloses Dasein erwartet uns, wenn Ihr mir nur folgt und genau tut, was ich Euch anschaffe." Und nun teilte er ihm seinen ganzen Plan mit, wie er den Burschen, den sie am Morgen in den Turm gesperrt, befreien, sich selbst statt seiner in das Verließ setzen und den Peter zugedachten Lohn empfangen wollte. Dem Diener versprach er ein gut Teil davon und ein weiteres, bequemes Leben, wenn er in seinen Diensten verbleiben wolle, und dieser schien's zufrieden. So waren sie an den Wald gekommen, in dem der verlassene Turm stand. Eilig stiegen sie den Hang hinauf. Der helle Mondschein ließ sie den Weg leicht finden. Beim Turm angelangt, befahl der Magister dem Famulus, sich seitwärts in einem Gebüsch zu verstecken. Als dieser getan, wie ihm geheißen, schob der Magister die Riegel von der Türe zurück und rief hinunter: „Hallo, junger Mann! Lebt Ihr noch?" „Wer seid Ihr,"

Digitized by Google

klang Peters Stimme herauf wie aus dem Grabe. „Kommt Ihr, mich endlich zu befreien?“ „Ja, ich bringe Euch Freiheit und Rettung,“ entgegnete der Magister. „Gebt acht, tretet zur Seite, ich komme zu Euch hinunter.“ Damit schwang er sich über den Rand der finsteren Öffnung, ließ sich an den Händen herab und war mit einem Sprunge unten. „Hu! ist's da finster und feucht,“ meinte er. „Jetzt nur rasch, gebt mir Eueren Rock und Hut und nehmt den meinigen dafür. Dann steigt auf meine Schultern, da könnt Ihr den Mauerrand oben fassen, und schwingt Euch hinaus.“ „Hör' ich recht?“ rief Peter, „Ihr seid ja der Magister Martinus?“ „Gewiß bin ich's,“ antwortete jener, „und wie ich geholfen habe, Euch hierherein befördern, so helfe ich Euch nun allein wieder heraus. Aber fragt nun nicht lange. Rasch, rasch! Jede Sekunde ist kostbar. Daß Ihr's wißt, Ihr sollt nämlich gleich hier herausgeholt und im Schlosse in einen Kerker gesteckt werden, wo Ihr euer Lebtag das liebe Himmelslicht nicht mehr sehen würdet. So sehr ich zu Euren Gunsten sprach, ich konnte nichts mehr ausrichten. Denn der König, der weiß, daß nicht der Prinz, sondern Ihr die Zauberblume gefunden habt, will Euch unschädlich machen. Weiß Gott, vielleicht haben sie sogar im Sinne, Euch in aller Stille den Hals umzudrehen. Also flink! Und wenn Ihr draußen seid; lauft was Ihr könnt. Sie werden schon unterwegs sein.“ „Und Ihr,“ fragte Peter erstaunt, „Ihr wollt hier drinnen bleiben?“ „Natürlich,“ versetzte der Magister, „ich laß mich an Eurer Stelle ins Schloß bringen. In der Dunkelheit merken sie's nicht, und bis der Irrtum aufgedeckt ist, habt Ihr einen tüchtigen Vorsprung.“ „Aber Ihr, was geschieht mit Euch?“ fragte Peter gerührt weiter. „Morden sie Euch nicht —“ „Um mich braucht Euch nicht bange zu sein. Mir geschieht nichts,“ versetzte der andere. „Aber rasch, sonst ist der ganze schöne Plan umsonst.“ Sie hatten inzwischen ihre Kleider getauscht. „Sagt mir nur noch,“

Digitized by Google

begann Peter wieder, „was ist mit der Blume geschehen, die Ihr mir raubtet? Wie kann ich wieder zu meinem Rechte kommen?“ „Zu Eurem Rechte, Ihr Tor?“ fuhr in der Magister an. „Seid froh, daß ich Euch zur Freiheit verholfen habe. Euer Recht sucht, wo Ihr wollt, nur nicht beim König oder beim Prinzen, die Eure Blume haben. Die würden Euch schön Euer Recht zeigen, wenn Ihr die morgige Hochzeit stören wolltet. — Macht daß Ihr fortkommt. Keinen Dank. Fahrt wohl und lauft, was Euch Eure Beine tragen!“ Da stieg Peter auf des Magisters Schultern und war mit einem Schwunge oben im Freien. „Lebt wohl und habt Dank für Eure Güte,“ rief er hinab, dann schloß und verriegelte er die Türe und schritt nachdenklich und zweifelnd in den Wald hinein.

Zum Klagen und Weinen hatte er tagsüber Zeit genug gehabt in seinem Kerker. Nun war er müde und ausgehungert. Wie war nun all das Glück, das ihn so plötzlich und riesengroß überkommen hatte, jäh und grausam zerstört worden! Die ganze Welt schien ihm wie ausgestorben und leergebrannt. Was lag ihm an der wiedergewonnenen Freiheit? — Er überlegte, ob er, statt zu fliehen, nicht lieber ins Schloß zurückkehren und kühn auf Leben und Tod um sein Recht kämpfen sollte. In solcherlei Sinnen versunken, schritt er unter den dunklen Bäumen hin, zwischen denen der Mond manchmal seine Silberfluten über Felsen, Wurzeln und Moos ergoß. Nichts regte sich ringsum, nur die Tropfen fielen hin und wieder durch die Blätter. Zögernd lenkte er seine Schritte bergab. Vor ihm begann es, hell durch die Stämme zu schimmern. Es war eine stille Waldwiese, über der ein duftiger, lichter Nebel lag. Einige Büsche ragten seltsam mit ihren blinkenden Zweigen aus demselben hervor. Da war es Peter plötzlich, als vernähme er fernen Gesang. Er stand still und lauschte. Leise wie im Traume drangen die Klänge

Digitized by Google

an sein Ohr, lieblich und lockend, von der Waldwiese schien es herzukommen. Den Atem anhaltend schlich er vorsichtig bis an den Rand des Waldes und hinter einem Baume stehend übersah er die ganze Wiese. Es war ihm, als bewegte sich der Nebel um die Büsche, als würde er wie ein Schleier wallend im Kreise gezogen. Und schärfer hinblickend glaubte er Gestalten aus dem Dufte hervortreten zu sehen, zarte, schlanke Mädchengestalten, die sich im Tanze zierlich die Arme reichten und fortbewegten. Hin und wieder funkelte es wie ein Diamant aus den Reihen auf, der Gesang wurde immer deutlicher, wie ein Zaubernetz umspannen ihn die wundersamen Töne. Das waren die Elfen und die sangen:

„In der Mainacht stiller Feier,
Bei des Mondes vollem Glanz
Weben wir den Zauberschleier
Weich und leicht mit Sang und Tanz
Aus des Taues klaren Perlen,
Aus der Blumen süßem Duft.
Um die jungen, schlanken Erlen
Wallt er in der lauen Luft.“

Peter stand mäuschenstille und lauschte. Es war ihm, als zerginge all sein Leid in diesen Tönen, wie Schnee in der Frühlingssonne. Die Elfen sangen weiter:

„Aus der Blume Schoß geboren
Durch der Sterne Liebesblick,
Sind wir nur zur Lust erkoren,
Nur zur Schönheit und zum Glück.
Wie in Wonnewellen schweben
Wir in Liedes-Zaubermacht.
Glück ist Traum und Traum ist Leben,
Und das Leben ist die Nacht.“

Es ward ihm selbst so träumend zu Sinne. Eine große Sehnsucht überkam ihn, in den luftigen Reigen einzutreten. Und die Elfen sangen:

Digitized by Google

„Bleicher Wandrer, steig hernieder
In den mondeshellen Grund.
Bade deine müden Glieder
In der Elfen Lust gesund.
Gram und Sorge ist beschworen,
Süß verwandelt dein Geschick.
Tausendfach, was du verloren
Bringen wir im Traum zurück.“

Peter wußte nicht, wie ihm geschah. Auf einmal stand er mitten auf der Wiese. Um ihn her schwankten und kreisten verwirrend die lieblichen Lichtgestalten. Wollüstig schwollen die Töne zu ihm auf, als sollt er in ihnen untergehen. Die Sinne schwanden ihm. Es war ihm, er sänke in ein weiches, duftiges Lager von lauter Rosenknospen und die Elfen webten ihn immer dichter und dichter mit ihren Schleiern und Tönen zu. —

Der Magister saß noch nicht lange im Turme, als er draußen Reden hörte und vernahm, wie die Riegel der Türe zurückgeschoben wurden. Und eine Stimme, die er gleich als die eines Junkers, der sich im Gefolge des Prinzen befand, erkannte, rief herunter: „Herr Studio! Seid Ihr noch lebendig?“ Zugleich schweifte der Schein einer Laterne wie suchend über die feuchten Mauern des Gelasses und blieb hell auf ihm haften. Der Magister duckte sich und antwortete nichts. „Nun, noch immer starr und trotzig?“ fuhr der Edelmann fort. „Aber das wird Euch nun wenig mehr nützen. So geht's einmal, wenn man unglücklicherweise Dinge findet, die anderen gebühren. Doch, damit Ihr seht, daß man es gut mit Euch meint, schickt Euch hier der König als Entschädigung so viel Gold und Edelgestein, daß ihr davon leben könnt wie ein Kardinal. Und gleichzeitig, damit Ihr kostet, wie Ihr künftighin täglich speisen könnt, ein kleines Frühstück von der Hoftafel. Einige Stunden müßt Ihr Euch allerdings noch in so schlechtem Logier begnügen. Dann aber könnt Ihr wandern, so weit Ihr wollt

Digitized by Google

und sollt sogar eine Kutsche mit guten Pferden zur bequemen Weiterreise erhalten. Laßt die Sachen am Strick hinunter," befahl er den Dienern, die hinter ihm standen. „Gebt acht, daß Euch das Gold nicht erdrückt!" klang die Stimme noch einmal und gleich darauf rutschten längs der Mauer zwei Säcke herunter, die, als sie auffielen, einen rasselnden Ton von zusammenklingendem Metall von sich gaben, daß dem Magister das Herz im Leibe lachte. Dann kam noch ein Korb, durch dessen Deckel der glitzernde Hals einer Flasche lockend heraussah. Der Magister verblieb indessen in seiner kauernden Stellung und machte nur eine abwehrende, verächtliche Handbewegung. „Seht nur einmal zu, wie reich Ihr nun geworden seid," rief der Junker von oben, „dann werdet Ihr gleich ein ander Lied anstimmen. — Wohl bekomms!" — Der Lichtschein verschwand, die Türe wurde neuerdings geschlossen und verriegelt und die Schritte entfernten sich. Nun warf sich der Magister wie ein Raubtier auf die Säcke und befühlte sie in der Dunkelheit mit gierigen Fingern. Kaum vermochte er sie zu heben, so schwer waren sie und in seiner Freude über den gelungenen Streich begann er laut nach dem Diener zu rufen. Da wurde auch schon vorsichtig die Türe wieder geöffnet und „Still!" flüsterte der Famulus. „Sie sind noch kaum den Berg hinunter." „Gib acht, ich reiche dir das eine Ende des Strickes hinauf," entgegnete der Magister leise. „Aber du mußt wacker anziehen, die Säcke sind schwer. Dann knüpf den Strick los und laß ihn wieder herunter, daß ich daran hinaufklettern kann. Hier! — Kannst du's erreichen?" — „Hab's schon," antwortete der Diener. „Eins, zwei, drei — Hup! Ein halber Zentner gut!" Und die Säcke stiegen langsam hinauf. „So, da sind sie," begann er wieder. „Und nun lebt recht wohl, gnädiger Herr. Vielen Dank für alle Maulschellen und Fußtritte, die ich je von Euch bekommen. Und wenn Ihr noch einmal in einem solchen Loch reich werdet,

Digitized by Google

dann traut dem treuesten Famulus und dem besten Golde nicht. Denn Gold und Treue kriegen leicht Füße!“ Damit schlug er die Türe zu, verriegelte sie gut, schwang mit kräftigem Arme die Säcke auf seine Schulter und schritt, ungeachtet des Wutgeheuls, das der gefoppte Magister in der Tiefe anstimmte, in den Wald hinein. —

Als Peter erwachte, blickte schon das Morgenrot über die dunklen Waldwipfel, in denen die Vögel fröhlich dem Tage entgegensangen. Er konnte sich erst gar nicht zurecht finden. Er lag in einen weiten grauen Mantel gehüllt mitten auf der Waldwiese unter einem jungen Erlenbaum. Langsam erinnerte er sich an alles, was er in der vergangenen Nacht erlebt hatte, an seine Befreiung aus dem finstern Turm und an den Gesang und Tanz der lieblichen Elfen, von denen er indes nicht mehr wußte, ob sie ihm im Traume oder wirklich erschienen waren. Denn, nachdem sie ihn mit ihren Zauberweisen eingesungen, hatte er noch so wunderschön fortgeträumt, er wäre auf einmal ein reicher, glänzender Königssohn geworden, — und nun war alles wieder nicht wahr. Er rieb sich die Augen, sprang auf und betrachtete erstaunt den Mantel, und konnte sich durchaus nicht erinnern, wo er denselben her hatte. Als er aber nun die weiten Falten auseinanderschlug, entfuhr ihm ein lauter Ausruf des Erstaunens. Denn er war überaus prächtig gewandet, wie ein wahrhaftiger Königssohn. Statt des Magisters schäbigem Röcklein, das ihm überall zu kurz und zu eng gewesen, trug er ein blauseiden Wams, dessen kunstvolle Silberstickerei wie von Elfenhand geschaffen schien und leuchtete gleich hellem Mondschein. Darüber an einer goldenen Kette hatte er ein blankes Weidmesser und ein silbernes Jagdhorn hängen. Und an der Hand staken ihm zwei gleiche goldene Ringe mit leuchtend blauen Edelsteinen, und in jeden der Steine war eine seltsame Blume geschnitten. Das Staunen wollte kein Ende nehmen; denn wie

Digitized by Google

er nun die Kapuze des Mantels zurückschlagen wollte, merkte er, daß er am Haupte ein Krönlein trug, und wie er es herunternahm, war's ein Lorbeerkranz aus purem Gold. Am meisten bewunderte er das Horn, auf welchem eine ganze Landschaft mit Bäumen, Felsen, Quellen und Waldtieren eingegraben war. Und wie er es jetzt an den Mund setzte und zaghaft hineinstieß, erschrak er über den hellen Klang, den es weithin durch den stillen Wald tat. Und plötzlich begann es rings unter den Bäumen zu rascheln, als kämen viele Hasen angelaufen. Es waren aber lauter kleine bärtige Männlein, kaum drei Spannen hoch, die kamen von allen Seiten auf ihn zugetrippelt und einer stellte sich vor ihn hin, machte mit überkreuzten Armen eine Verneigung, die alle andern wiederholten, und fragte, was er begehre. „Habt ihr mich so prächtig gekleidet, während ich schlief?" fragte Peter. „Nein," antwortete das Männlein, „das haben die Elfen auf Geheiß der Waldkönigin getan." „Und wer und wo ist diese gütige Waldkönigin, daß ich mich bei ihr bedanken kann?" fragte Peter weiter. Da zuckte das Männlein mit den Achseln und sprach: „Die ist schon wieder weit irgendwo auf der Jagd. Weiß nicht, wo Ihr sie finden mögt." Indem kam's den Berg herab mit schweren, gewichtigen Schritten und mächtigem Rauschen, als führe der Wind durch die Wipfel. Und auf die Wiese heraus trat ein ehrwürdiger Greis von riesiger Gestalt, der hatte einen dunkelgrünen Mantel um die Schultern und sein langer, schneeweißer Bart hing ihm bis übers Knie herab. In der Hand trug er einen langen Stab, der oben grüne Blättlein trieb. „Ich bin der Waldgeist Silvan," sprach er mit tiefer, klangvoller Stimme. „Seit viel hundert Jahren wieder hört ich König Elmreichs Horn erschallen. Da dacht ich, ob wohl der herrliche Weidmann aus seinem kühlen Waldgrabe auferstanden sei zu neuem fröhlichem Jagen." „Wer war König Elmreich?" fragte Peter verwundert den Greis.

Digitized by Google

„Ach,“ erwiderte jener, „das war ein mächtiger Herrscher und kühner Jäger in diesen Ländern und der Waldkönigin Liebster. Sie schenkte ihm dieses Horn, welches von Zwergenhand wunderbar verfertigt ist. — Der arme junge König! Eine Nixe, die eifersüchtig war, da er die Waldkönigin liebte, gab ihm, als er sie um einen frischen Trunk bat, im Wasser den Saft einer Pflanze, davon man schläfrig wird. Und wie der König nun einem Wild in die Felsen nachstieg, fielen ihm plötzlich die Augen zu und er stürzte herunter und war tot. Da trauerten die Wälder sieben Jahre um ihn, und die Buchen, die er vor allen Bäumen lieb gehabt, wurden gelb mitten im Sommer. Auf sein Grab aber pflanzte die Waldkönigin die blaue Blume, und ich hab es wohl vernommen, daß Ihr sie gestern fandet und wie man sie Euch raubte. Nun hat Euch die Königin, wie ich sehe, wohl zum Lohne dafür, daß Ihr Euch die Blume nicht mit schnödem Golde abkaufen ließet, König Elmreichs Horn gegeben. Und jetzt seid Ihr so gut ein König wie jener alte da drüben im Schlosse, und seid sein Erbe obendrein. Denn einer alten Sage nach wird der, der König Elmreichs Horn wiederfindet, über diese Lande und Wälder herrschen. Glück zu, junger Prinz! Und wenn Ihr einmal Euer Erbe angetreten habt, dann schont mir meine Wälder, auf daß wir gute Freunde bleiben für alle Zeit.“ Und ehe Peter ein Wort erwidern konnte, hatte sich der Greis schon gewandt und ging mit langen Schritten in den Wald zurück, wo er verschwand. „Folgt mir,“ sprach jetzt das kleine Männlein wieder, „ich führ Euch auf einsamen Wegen, wo Euch niemand sieht, zum Kirchlein, wo Ihr Eure Hochzeit halten sollt.“ Die übrigen Zwerge verliefen sich, wie sie gekommen waren und der überglückliche Peter ging den Weg, den sein seltsamer kleiner Führer einschlug. —

Die Sonne tat eben den ersten Strahlenblick über die bewaldeten Gipfel, da trat eine Kammerfrau in das Schlaf-

Digitized by Google

gemach der Prinzessin, um sie zu wecken. Die aber hatte die halbe Nacht kein Auge zugetan und saß schon verweint auf dem Bettrande, traurig vor sich hinblickend. Draußen trugen die Mägde das Wasser für das Bad herbei. Und als sie es ins marmorne Becken gossen, rief die eine plötzlich: „Sieh, da hat sich ein Stück Schilf in den Brunnen verirrt.“ „Nein, eine welke Seerose ist's,“ meinte die andere und fing's aus dem Wasser. „Was habt ihr da?“ fragte die Prinzessin, die eben hinzutrat. Und wie ihr die Magd die Pflanze hinreichte, erkannte sie plötzlich an den goldenen Fäden, die aus der welken Blüte hingen, daß es die blaue Blume war. Sie erstaunte, sagte indes kein Wort, sondern nahm das Gewächs und legte es in eine Fensternische. Und als sie fertig angekleidet und bräutlich geschmückt war, und die Zofe ihr eben noch den langen Schleier und den Myrthenkranz im reichen Goldhaar befestigt hatte, befahl sie der Dienerschaft, sie allein zu lassen. Dann nahm sie die welke blaue Blume und setzte sich in die Nische ans offene Fenster. Draußen war ein prächtiger, frischer Morgen auf das Gewitter gefolgt und die Vögel sangen lustig in den blühenden Akazien an der Schloßmauer. Unter ihr hielten just zwei Amseln einen Morgenplauder. Die eine sprach:

„Hast du den Klang vernommen?
Heut, wie es tagt', ist er verlor'n
Im Winde übern Wald gekommen.
Das war König Elmreichs Silberhorn.“

Darauf die andere:

Das war König Elmreichs Silberhorn.“
Und hoch über Wipfel und Kluft
Durch die stille Luft
Mit wallendem Mantel und Haaren,
Bogen und Pfeil in der Hand
Sah ich die Waldkönigin fahren.
Das bedeutet Glück im Land.“

Digitized by Google

Da flog ein Schwarzblättchen herzu und fiel ein:

„Habt ihr den Bräutigam gesehen?
Der geht in Seid und Sammt
Und ist so schön
Wie der Morgen, der überm Wald aufflammt."

Und ein Rotkehlchen rief vom andern Baum:

„Im Kirchlein drunt, wo ich mein Nest gebaut,
Kniet einer seit der Morgen graut, —
Und harrt der Braut."

Da kam ein Schwalbenpaar durch die Luft geschossen, und vor dem Fenster kreuzend zwitscherten sie:

„Glück zu, Glück zu, lieb Königstöchterlein.
Schmücke dich fein!
Das wird eine fröhliche Hochzeit sein! —"

„Das wird eine fröhliche, selige Hochzeit sein!" riefen alle andern Vögel jubilierend im Chor. Und die arme Prinzessin wußte nicht, ob sie lachen sollte oder weinen. Denn ihr mochte die Hochzeit gar nicht fröhlich vorkommen. Gern hätte sie die Vögel noch um den Sinn ihrer seltsamen Lieder gefragt, aber da kamen schon die Hofdamen und meldeten ihr, es sei alles bereit und der Hochzeitszug ordne sich schon zur Fahrt in die Kirche. Da stand sie auf und legte geschwind die Wunderblume in ihr Gebetbuch. Und ihr Herz überkam auf einmal eine große Freudigkeit, als sollte sich nun alles zum Guten wenden.

Im Schloßhofe glänzte und funkelte es von prächtigen Trachten und Uniformen. Vier=, sechs= und achtspännige Wagen rollten vor und ab, voran fuhren die Hofleute, die Gäste und die Geistlichkeit, dann kam der Prinz und der König und zum Schlusse fuhr der Brautwagen, der ganz weiß und mit Gold verziert und mit Blumengewinden geputzt war und den acht spanische Schimmel zogen. Vor dem stillen Waldkirchlein, wo die Trauung stattfinden sollte, hatte sich schon eine große Menge Neugieriger gesammelt. Die

Digitized by Google

Kirche selbst war noch leer. Nur die Sänger standen an der Orgel und einige Diener liefen musternd und ordnend die geschmückten Bänke entlang. Und rückwärts in einer Ecke kniete ein Mann, der war ganz in einen grauen Mantel gehüllt. Die Diener hielten ihn für einen Pilgrim, der wohl die Nacht schon in der Kirche zugebracht hatte. Nun fuhren die Wagen nach und nach vor und die Bänke füllten sich mit vornehmen Leuten. Und als jetzt ein gewaltiges „Vivat"-Rufen draußen die Ankunft der Braut verkündete, erhob sich der Mann im grauen Mantel, der die Kapuze tief über die Augen gezogen hatte, und trat in den mittleren Kirchengang, seine Blicke nach dem Eingange richtend. Hier erschien nun unter den Klängen der Orgel das Brautpaar und der König. Alles trat ehrerbietig zur Seite, um den Weg zum Altare, der über einen blumenbestreuten Teppich führte, frei zu machen. Nur der graue Pilger stellte sich mitten auf denselben und wich auch nicht, als ihn ein Hofkavalier in eine der Bänke hineinziehen wollte. Das Brautpaar war indessen schon nahe an ihn herangetreten, da fuhr der Prinz plötzlich erbleichend zurück, denn der Graue hatte die Kapuze etwas zurückgezogen, und er erkannte nun Peters Gesicht. Auch die Prinzessin erkannte ihn und erschrak, da sie ihn in so sonderbarem Aufzuge erblickte, und der König runzelte finster die Stirn und wollte eben den Befehl geben, daß man Peter mit Gewalt entfernen sollte, als dieser den Mantel auseinanderschlug und abwarf und in seiner ganzen funkelnden Pracht vor ihnen stand. Der König wußte sich vor Erstaunen kaum zu fassen, den Prinzen wollte eine neuerliche Ohnmacht ankommen, denn er glaubte nun nicht anders, als daß er einen ebenbürtigen und vielleicht weit mächtigeren Rivalen hatte um sein Recht betrügen wollen. Die Prinzessin aber stieß einen leisen Freudenschrei aus, denn nun wußte sie, was die Vögel so fröhlich von einer schönen Hochzeit gesungen hatten.

Digitized by Google

Rings durch die Kirche ging eine mächtige, murmelnde Bewegung, die Sänger brachen mitten im Lied ab, die Orgel hörte auf zu spielen, aller Augen richteten sich auf die wunderbare Erscheinung. Und Peter sprach mit fester, klarer Stimme zum Prinzen: „Prinz Eustachius, gebt mir die blaue Blume zurück, die Ihr mir geraubt habt." Wieder ging ein Murmeln durch alle Bänke. Dem Prinzen war es, er müsse in den Boden versinken vor Scham, und seine letzte Kraft zusammennehmend rief er: „Aus dem Wege, elender Schreiber! Es ist alles Lug und Trug, was Ihr behauptet. Ihr habt Euern Lohn empfangen. Glaubt Ihr, wir würden Euch wegen Eures Fastnachtsputzes für einen Fürsten halten? Platz, oder Eure letzte Stunde hat geschlagen!" Und schon drängten sich die Höflinge heran, um Peter zu ergreifen. Da setzte dieser das Silberhorn an den Mund und stieß hinein, daß von dem hellen Klange das Gewölb widerhallte. Und siehe, an den Wänden erhob sich ein Rasseln wie von Schwertern, Sporen und schweren Rüstungen, denn die alten Ritter, die da in Marmor gehauen über ihren Grüften standen, wurden lebendig und kamen von allen Seiten wuchtigen Trittes herbei und scharten sich kühnblickend um Peter, daß die Hofleute entsetzt zurückwichen. Und der Prinz fiel vor Schrecken um und wurde von den Seinigen hinausgetragen. Da rief der König verwundert aus:

„Wer bist du, mächtiger Königssohn?
Wo ist dein Reich, dein Szepter und Kron?"

Und Peter antwortete:

„Mein' Kron', die ist ein Lorbeerkranz,
Mein Szepter ist ein Wanderstab.
Mein Reich ich selbst gebaut mir hab.
Das ist aus lauter Sonnenglanz,
Aus Mondenschein und Frühlingsduft,
Liegt auf den Wolken hoch in der Luft.

Digitized by Google

Mein Vater, das ist der Sonnengott,
Meine Mutter ist Frau Morgenrot,
Meine Brüderlein und Schwesterlein,
Das sind die Sterne groß und klein.
Frau Venus vor allen in ihrer Pracht
Leucht't mir zu mancher schönen Nacht.
Waldvöglein meine Boten sind,
Meine Rosse die frischen Sausewind'.
Schatzmeister sind im Berge
Die emsigen kleinen Zwerge.
Meine Hofleut' die zarten Elfen,
Die sollen meinem Bräutlein dienen und helfen.
Wohlan, du Königstöchterlein,
Willst du's sein?
Schlag ein!"

Und er hielt der Prinzessin die Rechte hin. Diese hatte indes die blaue Blume aus ihrem Gebetbuche genommen und gab sie ihm nun, und wie er das welke Kraut mit dem Finger berührte, da war die Blume auf einmal frisch und schön, als wäre sie eben erst gepflückt worden. Peter hingegen zog einen der Ringe von seiner Hand und steckte ihn der Prinzessin an den Finger. Der König ließ es ruhig geschehen, da er wohl sah, daß Peter ein rechter Prinz von Gottes Gnaden war, dem der Himmel mit großen Wundern zu Hilfe kam. Und als er nun Peter und die Prinzessin bei der Hand faßte und zum Altare führte, da ging eine wunderbare Musik am Chore an, denn alle die kleinen hölzernen Blasengel an der Orgel waren lebendig geworden und spielten auf ihren Instrumenten und sangen himmlische Lieder dazu, und die Orgel begann von selbst dazu zu spielen; denn der Kantor, der sie sonst meisterte, stand noch immer mit seinen Sängern an der Brüstung und gaffte hinunter. Vom Altare aber stieg der heilige Paulus, der da schön gemeißelt und gemalt in einer Nische stand, herab und schritt, seinen schleppenden Mantel zusammenraffend, das Schwert in der Hand, zur Kanzel und bestieg dieselbe.

Digitized by Google

Als das der heilige Petrus sah, der auf der andern Seite in einer Nische thronte, wurde er gleichfalls lebendig, erhob sich von seinem Stuhle, auf dem er mit überschlagenen Beinen gesessen hatte, legte die Schlüssel weg und begann die Messe zu lesen, und die Geistlichen eilten aus der Sakristei herbei, um ihm zu assistieren. Nach dem Evangelium hielt der heilige Paulus eine wunderschöne Predigt über die blaue Blume, die so recht das Bild der göttlichen Gnade sei, die rings in der sichtbaren und unsichtbaren Natur blühe, und die jedem zuteil würde, der sich an Gottes Wunderwerken mit reinem Herzen und rechter Liebe erfreue, und die dem Demütigen und Einfältigen mehr Macht und Reichtum verleihe, als die schwerste Königskrone es vermöchte. — Und alle lauschten andächtig und sprachen tiefgerührt: „Vergelt's Gott!“ als er geendet hatte, und wieder herunterstieg und sich in seine Nische stellte. Wie aber der heilige Petrus nach vollendetem Hochamte die Monstranz aus dem Tabernakel hervorholen wollte, da stieg die Muttergottes selbst aus dem großen Altarbilde in ihrem weiten Sternenmantel mit dem Kindlein auf den Armen herab, und dieses segnete lächelnd das Brautpaar und die ganze Gemeinde. Nun nahm der heilige Petrus die Trauung vor, und nachdem er die Brautleute gefragt, ob sie einander wollten, und diese aus Herzensgrund „Ja“ gesagt hatten, schloß er mit seinem Himmelsschlüssel den Bund ihrer Herzen. Darauf sprach die Muttergottes zu Peter: „Nun gib mir die blaue Blume. Ihr braucht sie nicht mehr, wer sie einmal gefunden hat, dem ist fürderhin die Sprache der Natur nichts Fremdes. Sie könnte aber leicht in unrechte Hände kommen, und möchte viel Unheil und Böses mit ihr angerichtet werden.“ Da gab ihr Peter die blaue Blume, und die Jungfrau segnete das glückliche Paar noch einmal, küßte auch Florigundis auf die Stirne und stieg wieder in ihren Goldrahmen

Digitized by Google

hinauf. Auch der heilige Petrus begab sich zu seinem Stuhl, setzte sich, schlug die Beine übereinander und ward Stein. Die Ritter stellten sich über ihre Grüfte und falteten die Hände über dem Schwertgriff, die Engel hörten zu spielen und zu singen auf, die Orgel zu klingen und alles war wie vorher. Da gingen alle aus der Kirche und vor dem Tore stand das Volk und rief „Vivat“ ohne Ende. Peter umarmte seine Florigunde, die lachte und weinte vor Freude. Und der König lachte, daß alles so gut ausgegangen. Und als Peter nun in sein Horn stieß, da kamen von allen Seiten die Vögel und Tiere des Waldes herbei und huldigten dem jungen Paare zum großen Erstaunen der Leute, die nun erkannten, daß es Königs Elmreichs Horn wäre und die uralte Sage in Erfüllung gegangen war. Und nun wurde eine lustige Hochzeit gefeiert, bei der es hoch herging.

Der Prinz Eustachius hatte sich, gleich nachdem er wieder zu sich gekommen war, samt seinen Leuten auf- und davongemacht. Nur der arme Magister war im Turme zurückgeblieben. Der König, dem nun Peter die ganze Geschichte erzählt hatte, ließ ihn holen, und da hatte er nun zu allem Schaden noch den Spott, denn das Volk setzte ihm eine Schellenkappe auf, gab ihm einen alten Besen in die Hand, hob ihn auf einen Esel, so daß er mit dem Gesichte nach hinten saß und sich am Schweife festhalten mußte, und so wurde er unter Spott und Hohn herumgetrieben. Und die Kinder sangen ein Lied auf ihn, das fing an:

„Es war ein Doktor einst, der wollt'
Sich machen einen Sack voll Gold.
Hei! Doktor im Hungerturm! — usw.“

Und das ärgerte den Magister am allermeisten. Auf Peters Fürsprache jedoch wurde ihm eine Pension ausgesetzt und er lebte von da ab ganz klein und verborgen in einem Häuschen hinterm Walde und ging in sich und tat noch viel Gutes, indem er arme Leute kurierte, wenn sie noch zu

Digitized by Google

kurieren waren. Peter aber lebte mit der Prinzessin Florigunde glücklich und zufrieden. Seine Eltern ließ er in einer prächtigen Hofkarosse holen und sie wohnten bei ihm bis an ihr Ende. Und seine stolzen Brüder wurden seine Hoflieferanten. Nach dem Ende des alten Königs bestieg Peter den Thron und herrschte weise und gerecht, und Kunst und Wissenschaft blühten unter seinem milden Szepter. Und bei Todesstrafe verbot er, schöne Wälder des Gewinnes wegen zu verwüsten oder ehrwürdige alte Bäume zu fällen. Die blaue Blume aber hat die Muttergottes wieder in den Wald getragen und irgendwo eingepflanzt. Da blüht sie still und schön weiter, und wer sie finden will, der zieh aus und suche.

Linz an der Donau.

Hans Freiherr von Hammerstein.

Digitized by Google

Auf Eichendorffs Wegen.

1.

Der Mond im Wipfelrauschen
Horcht auf so bang,
Als hörte er im Lauschen
Gar wunderlichen Sang.
Zwei Rehe stehn am Rande,
Die Birke singt;
Wer weiß, was diesem Lande
Der neue Morgen bringt.

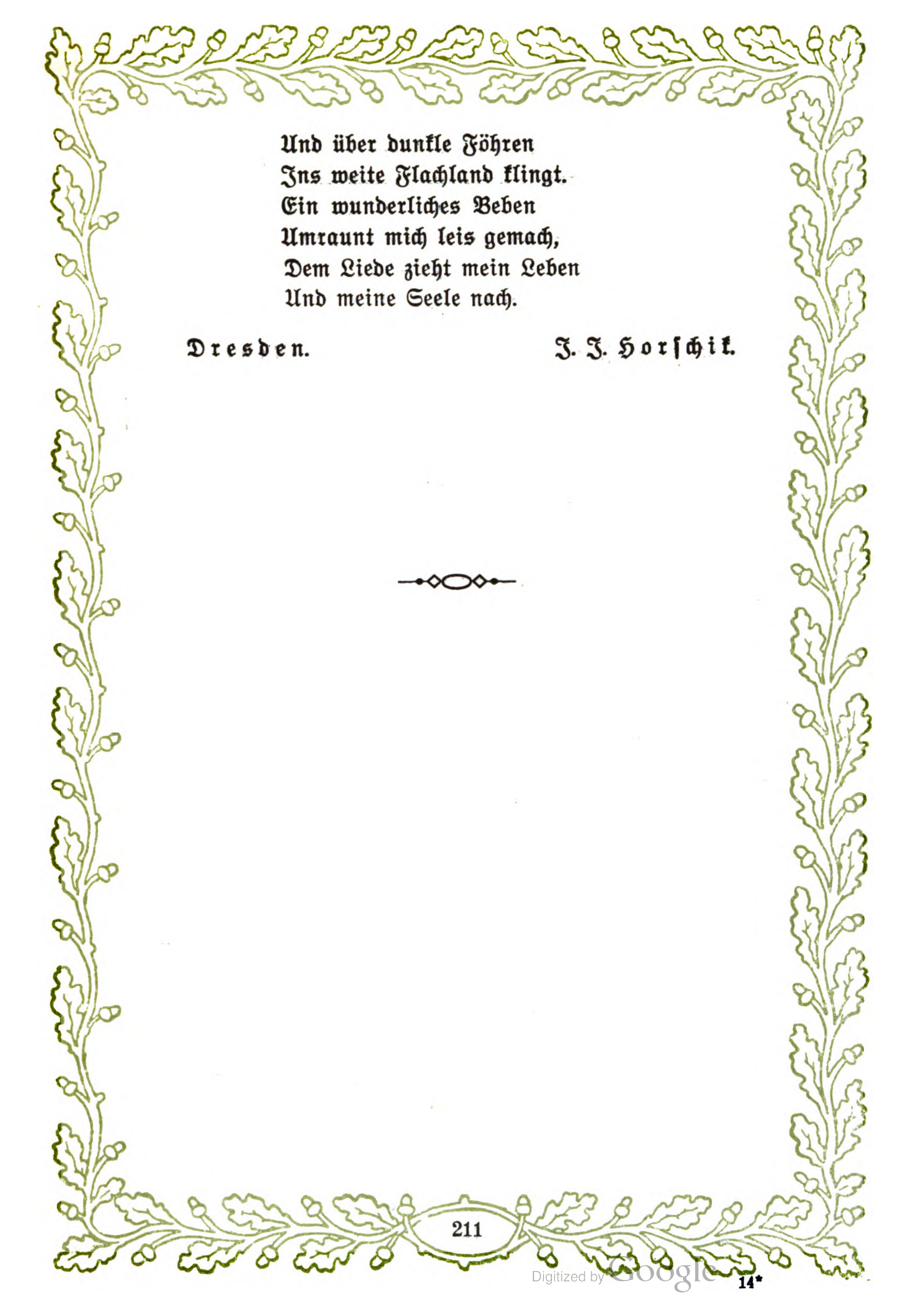
2.

Der Mond spinnt über die Gipfel
Sein blasses Licht;
Da rührt ein Träumen die Wipfel
Und eine Stimme spricht.
Ich weiß nicht, was sie kündet,
Ich lausche nur,
Vielleicht, daß sie noch findet
Zu mir die rechte Spur.

3.

Mich will ein Lied betören,
Das aus dem Walde dringt,

Digitized by Google



Und über dunkle Föhren
Ins weite Flachland klingt.
Ein wunderliches Beben
Umraunt mich leis gemach,
Dem Liede zieht mein Leben
Und meine Seele nach.

Dresden. J. J. Horschik.

Digitized by Google

Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff.

Historisch-kritische Ausgabe mit einer Biographie, Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten in zwanzig Bänden. In Verbindung mit Philipp August Becker herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer.

Als 1887, dreißig Jahre nach dem Tode des Freiherrn Joseph von Eichendorff, seine Werke für den deutschen Buchhandel frei wurden, rüsteten fast gleichzeitig die getreuen Verehrer dieses volkstümlichen romantischen Dichters zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Allein seine Zeit war deshalb noch lange nicht gekommen. Noch wucherten die alten Vorurteile des jungen Deutschlands unter seinen Epigonen wie ehedem. Noch machten selbst die Schatzgräber der deutschen Literaturgeschichte am Eingang zum Reich der blauen Blume unschlüssig halt. Und so blieb die Jubelfeier Eichendorffs ohne weitere Folgen. Weder eine abschließende Biographie noch eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke kam zustande. Seitdem hat sich jedoch ein merklicher Wandel vollzogen. Der Naturalismus in unserer Dichtung ist von der Neu-Romantik verdrängt worden. Die Wissenschaft aber bemüht sich, noch tiefer in den Geist jenes phantasievollen Zeitalters einzudringen, zu sammeln und zu suchen, was an Resten davon überhaupt noch zu retten sei. Bei Friedrich Schlegel und Novalis, bei Kleist und Hoffmann, bei Arnim, Brentano und Görres hat die Forschung bereits erfolgreich eingesetzt, nun soll auch Eichendorff sein literarisches Denkmal erhalten.

Am 26. November 1907 ist ein Halbjahrhundert seit Eichendorffs Tode verflossen. Vieles, was in jenen Tagen groß und glänzend schien, hat den trügerischen Kranz zeit-

Digitized by Google

lichen Ruhmes längst schon eingebüßt, er aber lebt, unvergessen und unverloren, ewig jung im Herzen seines Volkes, ein Liebling vor allem des wiedererwachten romantischen Geschlechts. So erfüllt unser Verlag durch die Veranstaltung der ersten kritischen Gesamtausgabe Eichendorffs nur eine längst gebotene Ehrenpflicht. Jeder Band wird für sich abgeschlossen sein, sich vor allem durch größte Genauigkeit im Text auszeichnen, eine knappe literarhistorische Einleitung und am Schluß erläuternde Anmerkungen enthalten. Dadurch, daß es Professor Wilhelm Kosch gelungen ist, vor allem infolge der Mithilfe des Freiherrn Karl von Eichendorff in Wiesbaden, der Generaldirektion der Kgl. Preußischen Geh. Staatsarchive, ferner der Kgl. Bibliothek in Berlin zahlreiche bisher unbekannte Handschriften Eichendorffs einsehen zu können, wird diese Ausgabe zugleich die vollständigste aller bisherigen sein. Ein ausgewähltes Illustrationsmaterial steht dem Verlag außerdem zur Verfügung.

Bisher erschienen:

11. Band: **Tagebücher** (mit 8 Porträts, 4 Faksimiles, 2 Ansichten).

12. Band: **Briefe von Eichendorff** (mit 4 Porträts, 3 Ansichten, 1 Faksimile) und

13. Band: **Briefe an Eichendorff** (mit 4 Porträts).

Diesen folgen später:

1. und 2. Band: Gedichte und Epen.

3. und 4. Band: Romane.

5. Band: Märchen und Novellen.

6. und 7. Band: Dramen.

8. Band: Literaturgeschichte.

9. Band: Literarhistorische Schriften.

10. Band: Historische, politische und biographische Schriften.

Digitized by Google

14., 15. und 16. Band: Übersetzungen.
17. Band: Dramatischer und epischer Nachlaß.
18. Band: Nachträge, Berichtigungen und Lesarten.
19. Band: Wort- und Sachregister.
20. Band: Biographie.

Die zunächst erschienenen Tagebücher und Briefe Eichendorffs sind herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Kosch an der Universität Freiburg im Üchtland. Von dem gleichen Forscher wird u. a. auch die Biographie des Dichters verfaßt, während die Ausgabe von Eichendorffs Gedichten Professor Dr. August Sauer an der deutschen Universität Prag, die Ausgabe der Übersetzungen der Romanist Professor Dr. Philipp August Becker an der Universität Wien, das Wort- und Sachregister Dr. Marie Speyer besorgen wird.

Die Ausgabe soll in doppelter Weise erfolgen:

1. als Bibliotheksausgabe (vollständig) auf besserem Papier und in schönerem Einband,
2. als Volksausgabe (Auswahl, Band I—VIII) in einfacherer Ausstattung.

Jeder Band, durchschnittlich 400 Seiten stark, kostet:

Bibliotheksausgabe geheftet Mk. 4.—, gebunden in Leinen Mk. 4.50, in Halbfranz Mk. 5.25, Liebhaberband ganz Pergament Mk. 10.—.

Volksausgabe, gebunden ca. Mk. 2.—.

Die Gesamtausgabe wird im Jahre 1913 vollständig vorliegen. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Regensburg. J. Habbel, Verlag.

Digitized by Google

Eichendorff-Kalender.

Erster Jahrgang 1910.

Preis gebunden in Leinen Mk. 1.20.

Inhalt:

Lob des Waldes. Von R. Schaukal.
Heimatklänge in Eichendorffs Dichtung. Von Marie Speyer.
Eichendorff in Johannesberg. Von Alfons Nowack.
Eichendorff als Mensch und Gesellschafter. Von K. von Löwis of Menar.
Eichendorff. Von Gustav Falke.
Luise Freiin von Eichendorff in ihren Briefen an Adalbert Stifter. Von W. Kosch.
Eichendorff in Wien. Von Karl Biberfeld.
Die Romantiker. Von R. v. Kralik.
Neueste Eichendorff-Literatur. Von M. Koch.
Schönaich-Carolath über Eichendorff.
Eichendorffs Tagebücher. Von J. V. Widmann.
An Eichendorff. Von A. Kerr.
Eichendorff-Stein und Eichendorff-Denkmal in Ratibor.
Kritik über Eichendorffs Tagebücher.

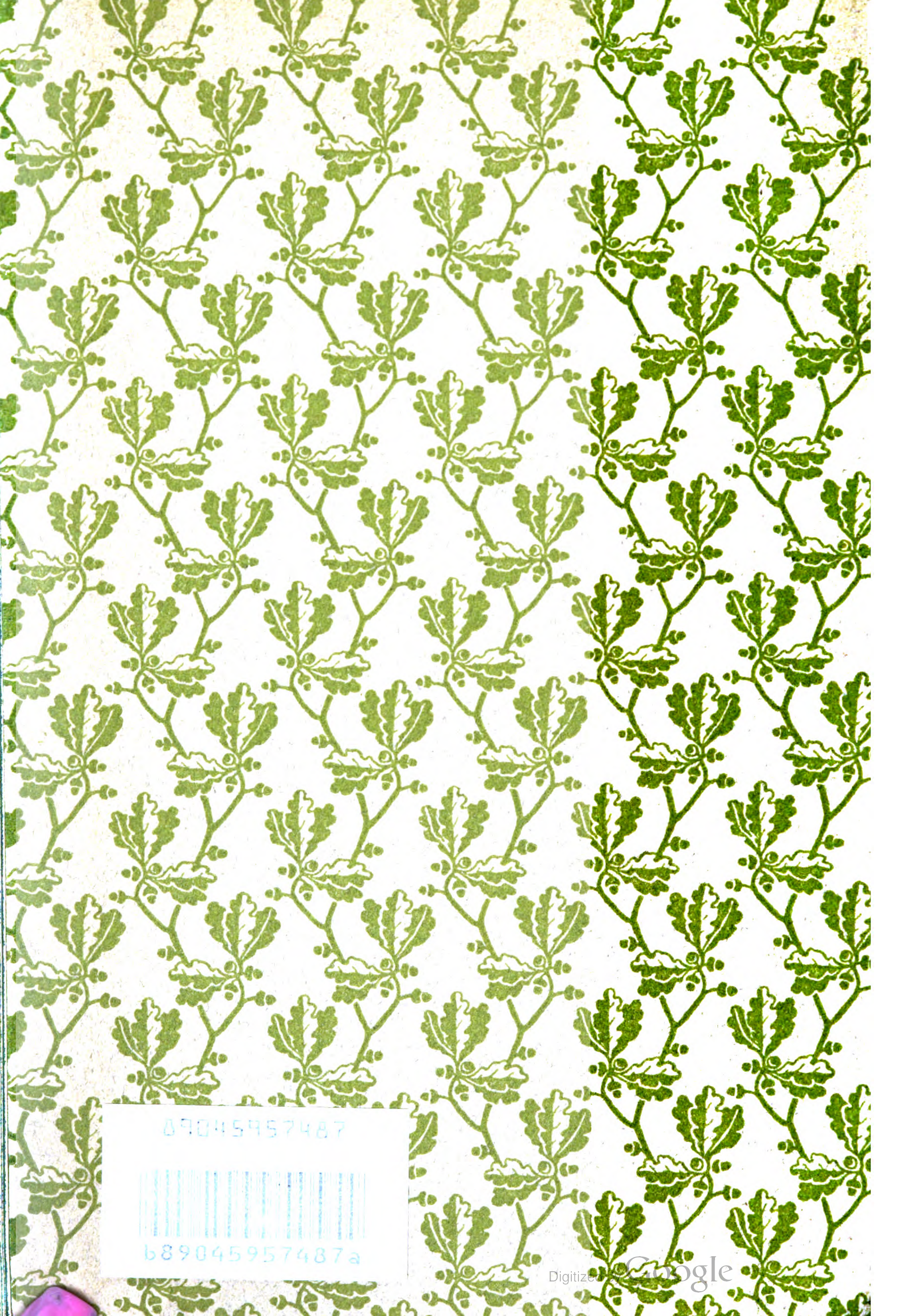
Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.



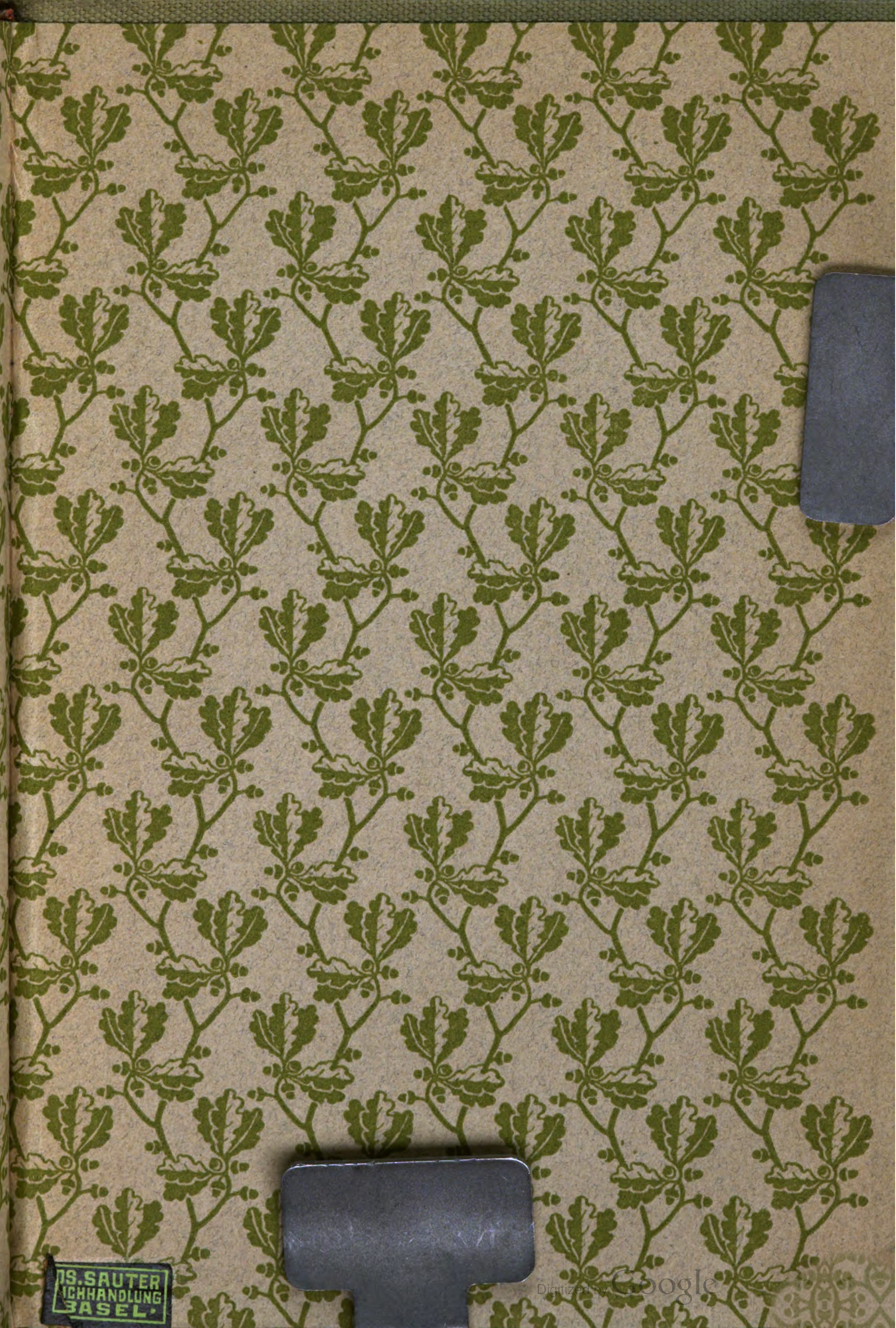
Digitized by Google

Digitized by Google


89045957487

b89045957487a

Digitized by Google



DS. SAUTER
ICHHANDLUNG
BASEL.
Digitized by Google

89045957487

b89045957487a

Digitized by Google